This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

England und Schottland.

Zweiter Band.

Im Verlage von **Otto Janke** in **Berlin** ſind ferner folgende Schriften von

L. Mühlbach

erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Prinz Eugen und ſeine Zeit. Hiſtoriſcher Roman. Erſte Abtheilung: Prinz Eugen der kleine Abbé. 4 Bde. Geh. 3 Thlr.

Hofgeſchichten. 2. Aufl. 3 Bde. 1½ Thlr.

Hiſtoriſches Bilderbuch. 2. Aufl. 3 Bände. Geh. 1 Thlr. 15 Sgr.

Friedrich der Große und ſein Hof. Billige Octav-Ausgabe in vier Abtheilungen. Geh. 4 Thlr. 10 Sgr.

Erſte Abtheilung: Friedrich der Große und ſein Hof. 3 Theile in 1 Bde. Geh. 1 Thlr.

Zweite Abtheilung: Berlin und Sansſouci oder Friedrich der Große und ſeine Freunde. 4 Theile in 1 Bde. Geh. 1 Thlr. 10 Sgr.

Dritte Abtheilung: Friedrich der Große und ſeine Geſchwiſter. 1. Hälfte. 3 Theile in 1 Bde. 1 Thlr.

Vierte Abtheilung: Daſſelbe. 2. Hälfte. 3 Theile in 1 Bde. 1 Thlr.

Friedrich der Große und ſein Hof. Siebente illuſtrirte Ausgabe. 4 Abtheilungen. Mit Illuſtrationen von O. Wisnieski, Ad. Burger u. A. 4. In eleganteſter Ausſtattung 5 Thlr. 15 Sgr.

Kaiſer Joſeph II. und ſein Hof. 12 Bde. in 3 Abtheilungen. Geh. 4 Thlr. 15 Sgr.

Erſte Abtheilung: Kaiſer Joſeph und Maria Thereſia. 7. Aufl. Geh. 1 Thlr. 15 Sgr.

Zweite Abtheilung: Kaiſer Joſeph und Maria Antoinette. 7. Aufl. Geh. 1 Thlr. 15 Sgr.

Dritte Abtheilung: Kaiſer Joſeph als Selbſtherrſcher. 7. Aufl. Geh. 1 Thlr. 15 Sgr.

Daſſelbe. Mit vielen Illuſtrationen von G. Heil. Preis einer jeden Abtheilung 2 Thlr.

Erzherzog Johann und ſeine Zeit. Erſte Abtheilung: Andreas Hofer. Zweite (wohlfeile) Ausgabe. 3 Bde. Geh. 1 Thlr. 15 Sgr.

England und Schottland.

Reiſetagebuch

von

Fanny Lewald.

Zweite Ausgabe.

Zweiter Band.

Berlin, 1864.
Verlag von Otto Janke.

DA625
L4
1864
v. 2

Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunſchweig.

Inhaltsverzeichniß des zweiten Bandes.

Siebzehnte Sendung.

Vom 12. bis 14. Juli. Die Feuersäule. — Das große Feuer im Jahre 1666. — Verhalten des Volkes zu demselben. — Eine Soiree bei Doctor Lancaster.

Hampton Court. Erbauung des Schlosses und Schicksal desselben. — Die große Halle. — Die Höfe. — Die Gemäldegallerie. — Rafaels Cartons. — Portrait-Gallerie. — Themsefahrt von Hampton Court nach Richmond. — Ausländische Demokraten. — Der Socialismus und die Salons. — Macaulay's Ansicht über den Katholicismus. S. 1—34.

Achtzehnte Sendung.

Vom 15. bis 20. Juli. Der zoologische Garten in Regentspark. — Beschränkte Wohnungen in der City — Das Recht deutscher Autoren an der englischen Uebersetzung ihrer Werke. — Der Monarch, ein Ostindienfahrer. — Fischessen in Blackwall. — Das Swanhopping. — Göthe's Dramen in englischer Uebersetzung. — Bruchstücke aus dem Faust. — Ausstellung von Aquarellgemälden. . . S. 35—57.

Neunzehnte Sendung.

Vom 20. Juli. — Selfgovernment. — Rückblick auf die heimischen Zustände. — Eingehung und Einsegnung der Ehen in Londons Gegenwart und Vorzeit. S. 58—80.

Zwanzigste Sendung.

Vom 21. bis 24. Juli. — Das Modellodginghouse für unverheirathete Handwerker in Spitalfields. — Ein

Brief aus Irland — Vanity fair, Thackeray, Dickens und die engliſchen Romane. — Die Hugenotten in der großen Oper. — Zwei Omnibusfahrten. — Das Zellengefängniß in Pentonville. — Einfluß der Sitten auf die Sprache. — Die Ninivehſculpturen und die Inſchrift von Biſutun. S. 81—117.

Einundzwanzigſte Sendung.

Vom 24. bis 27. Juli. — Der Whittingtonclub. — Die Sitten und die Anſtandsbegriffe in der civiliſirten Welt. — Ein deutſches Luſtſpiel. — Die Tempeſta von Scribe im Theater der Königin. — Lablache. — Betrug mit Textbüchern. — Der Schrotthurm und ungeſehene Merkwürdigkeiten. — Das Haus des Lordmayors. — Die beabſichtigte Induſtrieausſtellung. — Eine Soiree Charles Dickens. — Emigranten — Aus der Heimath. — Beſuch bei einem blinden Kunſtliebhaber. . . . S. 118—152.

Zweiundzwanzigſte Sendung.

Vom 27. bis 30. Juli. — Reiſe nach York. — Der Bahnhof in Euston Square. — Die Eiſenbahnen. — Engliſche Höflichkeit. — Reiſegefährten. — Das Hotelleben. — Handlungsreiſende. — Das hohe Lied. — Gottesdienſt in der Kathedrale — Die Phyſiognomie der Stadt York. — Die Kathedrale. . . . . S. 153—181.

Dreiundzwanzigſte Sendung.

Vom 31. Juli bis 2. Auguſt Fahrt von York nach Edinburg. — Pächter und Viehhändler im Wagen. — Blick auf die Stadt Newcaſtle upon Tine. — Eine lebhafte Familie. — Fahrt am Meere. — Porto Bello. — Freundlicher Willkomm. — Edinburg und ſeine Lage. — Meine Wohnung. — Die alte Wirthin. — Das Denkmal Scott's. — Der Caltonhill. — Das Monument der Waterloohelden. — Ausſicht vom Caltonhill. — Bekanntſchaften und Beſuche. — Der Nutzen der kleinen Wohnhäuſer im Vergleich zu den großen Häuſern des Continents. — Große Frühſtücke und lebhafte Geſelligkeit. — Wohnungswechſel. — Die Naturforſcher-Verſammlung. — Ihr er-

ſtes Meeting in der Muſikhalle. — Die erſten Sitzungen der verſchiedenen Sectionen. — Die alte Stadt. — Holyrood. — Die Capelle. — Die Zimmer der Maria Stuart. — Rizzio's Ermordung. — Der Bankettſaal. — Edinburgh Caſtle. — Das Zimmer, in dem Jakob I. geboren. — Gebet Maria Stuarts. — Ein Portrait derſelben. S. 182–222.

Vierundzwanzigſte Sendung.

Den 5. Auguſt. — Die Reichskleinodien von Schottland und ihre Rettung in den Kriegen mit England. — The cross of Midlothian. — Das Parlamentshaus. — Der Saal der Gemeinen. — Die Bibliothek der Advocaten. — Die Confession of faith. — Poeſie der ſchottiſchen Vorzeit. — Der Cuſtos der Bibliothek. — Das Gefängniß im Parlamentshauſe. — Fiſchfrauen aus Newhaven. — Promenade meeting in der Muſikhalle. — Meine Gaſtfreunde und Mitgäſte. — Gasbeleuchtung in den Zimmern. — Privatbibliotheken. — Reichthum als Mittel zum Zweck. — Verbreitung der Naturwiſſenſchaften. — Mr. Robert Chambers. — Volksſchriften. — Die Druckerei von Mr. Chambers. — Begabung der Irländer. — Liebe der Schotten und Irländer für Poeſie. — Die engliſchen Dienſtboten. — Eine Soiree. — Fahrt durch die alte Stadt. — Das Haus von John Knox. — Das Herz von Midlothian. — St. Giles Kathedrale. — Die Tracht der Bergſchotten. — Comfort. — Die Salisbury Crags. — Das Monument von Burns. — Seine Nachkommen. — Sonntagsfeier. — Eine Abendgeſellſchaft bei dem Director der Sternwarte. . . . . S. 223—272.

Fünfundzwanzigſte Sendung.

Den 6. Auguſt. — Verwandtſchaft der Schotten und der Deutſchen. — Nationallieder. — Portobello. — George Heriot's Hospital. — Wohlthätigkeitsanſtalten. — Dean Terrace. — Geſchichte des Tregeagle. S. 273—288.

Sechsundzwanzigſte Sendung.

Edinburg, den 7. Auguſt. — Die Abtey von Melroſe. — Abbotsford, der Landſitz Sir Walter Scotts. — Lebensverſicherungen auf Eiſenbahnen. — Ein Unglücksfall

auf der Eisenbahn von Glasgow. — Letztes Meeting der Naturforscher. — Bedeutung der books of beauty. — Englische Schriftstellerinnen. — Die Romane von Mrs. Gaskell und Miß Jewsburry. — Diner in Maggetland. — Roslin Castle und Roslin Abtey. — Der Park von Hawthornden. — Der Lehrlingspfeiler in der Roslin Abtey. S. 289—320.

Siebenundzwanzigste Sendung.

Edinburg, den 10. August. — Fahrt nach Stirling. — Linlithgow. — Wunderliche Zierrathe am Schlosse von Stirling. — Das Thal. — Die Kirche im Schlosse. — Mar's Work. — Aufbewahrung der Maaße und Gewichte im Alterthum. — Zug von puritanischer Strenge. — Die Highschool. — Eine studirende Dame. S. 321—335.

Achtundzwanzigste Sendung.

Maria Stuart . . . . . Seite 336—484.

Neunundzwanzigste Sendung.

Glasgow, den 14. August. — Glasgow. — Statuen in der Stadt. — Physiognomie der Stadt. — High Green. — Die Arbeiter. — Die chemische Fabrik von Mr. Tenant. — Die Freimaurerei und der Socialismus.

Oban. Das Caledonian Hotel. — Fahrt auf dem Clyde. — Der Loch Fyne. — Gilphead. — Der Crinan-Canal. — Verträglichkeit der Engländer. — Oban. — Dunolly Castle. — Fahrt nach den Hebridischen Inseln. — Die Insel Iona. — Staffa und die Fingalshöhle. — Ossian. . . . . S. 485—528.

Dreißigste Sendung.

Fahrt in der Stage Coach durch das Hochland. — Der Loch Lomond. — Glasgow.

Manchester, den 24. August. — Fahrt nach Manchester. — Ein reisender Shopkeeper. — Green Hays. — Deutsche und Griechen in Manchester.

Den 23. August. — Socialistische Broschüre. — Die Noth der Kleidermacher. — Parson Lot. — Bücherschau. S. 529—558.

Einunddreißigſte Sendung.

Den 28. Auguſt. — Charakter der Stadt. — Mr. Wright und ſein Wirkungskreis.

Den 29. — Eine Baumwollſpinnerei. — Die Fabrikarbeiter. — Hulm und die Wohnungen der Arbeiter.

Den 30. — Ein junges Ehepaar. — Die Kattundruckerei in Rodes. — Ein deutſcher Arbeiter. — Mr. Samuel Bamford in Blacklay.

Den 31. — Preis der engliſchen Fabrikate. — Eine Maſchinenfabrik. — Mr. Bamfords Urtheil über Erziehung der Armen. . . . . S. 559—596.

Zweiunddreißigſte Sendung.

Fahrt nach Liverpool. — Phyſiognomie der Stadt. — Das Athenäum. — Der Merſay. — Ein Kirchhof. — Birkenhead. — Auswanderer. — Haynau.

Den 5. September. — Mr. Bamford und ſeine Erzählung von der Einführung der Reform. — Lob ſeiner Frau. — Concert in der Muſikhalle. — Mrs. Gaskell.

Den 6. September. — Wirkſamkeit der St. Simoniſten. . . . . S. 597—622.

Dreiunddreißigſte Sendung.

London, den 10. September. — Coventry. — Godiva von Coventry. — Bezahlung der Aerzte. — Weg nach Warwick. — Eine Stage Coach während des Pferderennens. — Der Rennplatz. — Weg nach Stratford und Ankunft daſelbſt. — Abendſtille. — Shakeſpeare's Geburtshaus. — Sein Wohnhaus und ſeine Vermögensverhältniſſe. — Sein Teſtament. — Die Kathedrale. — Shakeſpeare's Monument und Grab. — Das Grab ſeiner Tochter. — Rückkehr nach London und Abreiſe von England. . . . S. 623—649.

Siebzehnte Sendung.

Vom 12. bis 14. Juli.

Wenn man die Reihe der öffentlichen Bauten in London durchgeht, so findet man, daß die Mehrzahl derselben in ihrer jetzigen Gestalt erst nach dem großen Feuer entstanden ist, zu dessen Andenken die »Feuersäule« in der City errichtet worden, nachdem man die Stadt neu aufgebauet hatte. Sie ist von Sir Christopher Wren, dem Erbauer der Paulskirche, ausgeführt, einem jener bevorzugten Menschen, denen die Gunst des Schicksals ein Feld für ihre Thatkraft gewährte.

Die Feuersäule ist von dorischer Ordnung. Man kann sie mittels einer im Innern angebrachten Treppe besteigen und sie soll eine der schönsten

Aussichten über die Stadt, namentlich aber über die City und den Hafen gewähren, wie sich denn anderseits die Feuersäule selbst auch vortrefflich darstellt, wenn man von den Brücken die Stadt betrachtet, und die Säule über der Häusermasse der City hervorragt.

Jene große Feuersbrunst brach im Jahre 1666 am 2. September nach Mitternacht in dem Hause eines Bäckers aus, und verbreitete sich, da vorher eine lange Zeit hindurch kein Regen gefallen und das Wetter sehr heiß gewesen war, mit Blitzesschnelligkeit durch die dicht zusammengebauten Fachwerk-Häuser der City. Dadurch schien es an allen Stellen zugleich aufzuzucken, und das Volk ward so sehr davon erschreckt, daß es die Hände müssig in den Schooß legte. Man sah, da ohnehin eine Prophezeihung Londons Untergang durch eine Feuersbrunst vorausgesagt hatte, in dem Ereigniß ein unvermeidliches Strafgericht Gottes, dem man sich in Demuth und Geduld zu unterwerfen habe, um die Sünde der Revolution zu büßen.

Kaum aber war das Feuer erloschen, so nahmen die Gedanken eine neue Wendung. Was bis dahin ein Wille Gottes gewesen, sollte nun *plötzlich* das Werk einer Partei, das Werk von

Papiſten und Franzoſen ſein. Liegt es doch in der Natur des ungebildeten Menſchen, leichter an die Einwirkung eines perſönlichen Gottes oder an die Miſſethaten anderer Menſchen, als an das eigene Unrecht zu glauben. Weit davon entfernt es natürlich zu finden, daß in einem Bäckerhauſe ein Feuer ausbrach und dieſes Feuer um ſich faßte, weil man ihm keine Schranken ſetzte, ward im Volke die Empörung gegen die vorausgeſetzten Brandſtifter immer allgemeiner. Man behauptete, Briefe aus Frankreich hätten ſchon zehn Tage vor dem Brande von der Zerſtörung Londons durch Feuer geſprochen. Ein Mädchen, das einen Liebeshandel mit einem Franzoſen unterhalten, und ihn dann kalt abgewieſen hatte, verſicherte, dieſer Franzoſe habe ihr ſchon im April geſagt: »Ihr Engländerinnen werdet den Franzoſen williger Gehör geben, wenn kein Haus mehr ſtehen wird zwiſchen Temple Bar und London Bridge.« Und auf ihre Antwort: »Ich hoffe, Eure Augen werden ſolch Unheil nikmals erblicken!« habe er ihr entgegnet: zwiſchen Juni und Oktober werde jedermann es ſehen können! Durch dieſe und ähnliche Aeußerungen ſah ſich die Regierung im Januar des folgenden Jahres genöthigt, eine Commiſſion zur Entdek-

kung und Bestrafung der Brandstiftung niederzusetzen, obschon sie an kein solches Verbrechen glaubte.

Wunderbar genug meldete sich aber ein Uhrmacher, Robert Hubert aus Rouen, als den Urheber des Feuers und gab mit der höchsten Ausführlichkeit alle nähern Umstände seines Verbrechens an. Er behauptete, mit einem gewissen Pidloe von Frankreich nach England gekommen, und mit ihm von Personen in Paris zu der That angewiesen worden zu sein. Pidloe habe außer Hubert noch drei und zwanzig andere Gehülfen gehabt, welche Feuerkugeln in die verschiedenen Häuser geworfen, um den Brand an allen Ecken der Stadt zugleich zu entzünden.

Viele Zeugen wollten die Brandraketen gesehen haben und ließen sich nicht bedeuten, daß jene von ihnen erblickten, fliegenden Feuerbrände nur das Flugfeuer gewesen wären, welches naturgemäß entstanden war. Das Volk glaubte unwiderleglich an die Aussagen von Hubert, während die Untersuchungskommission ihn für einen lebenssatten und geisteskranken Menschen hielt, der, erschüttert durch das furchtbare Ereigniß, dahin gekommen war, sich für die Veranlassung desselben anzusehen. Endlich, da Hubert standhaft bei sei-

nen Selbstanklagen verharrte, war man der Aufregung des Volkes wegen, genöthigt, ihn zum Tode zu verurtheilen und ihn die Strafe erleiden zu lassen, obschon Nichts gegen ihn zeugte, als seine eigenen ganz verwirrten Aussagen.

Dergleichen Erzählungen haben ein kulturhistorisches Interesse, wenn man sie mit dem Verhalten der Menschen in unserer Zeit vergleicht, mit den Rückfällen in Aberglauben und Vorurtheile, welche wir bei dem ersten Auftreten der Cholera und bei ähnlichen Anlässen, noch in jüngster Zeit zu erleben Gelegenheit gehabt haben.

Gestern Abend haben Miß J. und ich einer Soirée im Hause eines Arztes, des Dr. Lancaster, beigewohnt, der ein gelehrter Botaniker und Sekretair der Naturforscher-Gesellschaft ist, welche sich in den ersten Tagen des August in Edinburg versammeln soll. Da ich etwa um diese Zeit London verlassen wollte, um doch wenigstens einen Theil des Landes zu sehen, überredete man mich von allen Seiten, zur Eröffnung der Versammlung nach Edinburg zu gehen und die Festwoche dort zu verleben. Ich habe es nicht bestimmt zugesagt, will aber sehen, ob es sich in der vorgeschlagenen Weise ausführen lassen wird.

auf der Eisenbahn von Glasgow. — Letztes Meeting der Naturforscher. — Bedeutung der books of beauty. — Englische Schriftstellerinnen. — Die Romane von Mrs. Gaskell und Miß Jewsburry. — Diner in Maggetland. — Roslin Castle und Roslin Abtey. — Der Park von Hawthornden. — Der Lehrlingspfeiler in der Roslin Abtey. S. 289—320.

Siebenundzwanzigste Sendung.

Edinburg, den 10. August. — Fahrt nach Stirling. — Linlithgow. — Wunderliche Zierrathe am Schlosse von Stirling. — Das Thal. — Die Kirche im Schlosse. — Mar's Work. — Aufbewahrung der Maaße und Gewichte im Alterthum. — Zug von puritanischer Strenge. — Die Highschool. — Eine studirende Dame. S. 321—335.

Achtundzwanzigste Sendung.

Maria Stuart . . . . . Seite 336—484.

Neunundzwanzigste Sendung.

Glasgow, den 14. August. — Glasgow. — Statuen in der Stadt. — Physiognomie der Stadt. — High Green. — Die Arbeiter. — Die chemische Fabrik von Mr. Tenant. — Die Freimaurerei und der Socialismus.

Oban. Das Caledonian Hotel. — Fahrt auf dem Clyde. — Der Loch Fyne. — Gilphead. — Der Crinan-Canal. — Verträglichkeit der Engländer. — Oban. — Dunolly Castle. — Fahrt nach den Hebridischen Inseln. — Die Insel Iona. — Staffa und die Fingalshöhle. — Ossian. . . . . S. 485—528.

Dreißigste Sendung.

Fahrt in der Stage Coach durch das Hochland. — Der Loch Lomond. — Glasgow.

Manchester, den 24. August. — Fahrt nach Manchester. — Ein reisender Shopkeeper. — Green Hays. — Deutsche und Griechen in Manchester.

Den 23. August. — Socialistische Broschüre. — Die Noth der Kleidermacher. — Parson Lot. — Bücherschau. S. 529—558.

Einunddreißigſte Sendung.

Den 28. Auguſt. — Charakter der Stadt. — Mr. Wright und ſein Wirkungskreis.

Den 29. — Eine Baumwollſpinnerei. — Die Fabrikarbeiter. — Hulm und die Wohnungen der Arbeiter.

Den 30. — Ein junges Ehepaar. — Die Kattundruckerei in Rodes. — Ein deutſcher Arbeiter. — Mr. Samuel Bamford in Blacklay.

Den 31. — Preis der engliſchen Fabrikate. — Eine Maſchinenfabrik. — Mr. Bamfords Urtheil über Erziehung der Armen. . . . . S. 559—596.

Zweiunddreißigſte Sendung.

Fahrt nach Liverpool. — Phyſiognomie der Stadt. — Das Athenäum. — Der Merſay. — Ein Kirchhof. — Birkenhead. — Auswanderer. — Haynau.

Den 5. September. — Mr. Bamford und ſeine Erzählung von der Einführung der Reform. — Lob ſeiner Frau. — Concert in der Muſikhalle. — Mrs. Gaskell.

Den 6. September. — Wirkſamkeit der St. Simoniſten. . . . . S. 597—622.

Dreiunddreißigſte Sendung.

London, den 10. September. — Coventry. — Godiva von Coventry. — Bezahlung der Aerzte. — Weg nach Warwick. — Eine Stage Coach während des Pferderennens. — Der Rennplatz. — Weg nach Stratford und Ankunft daſelbſt. — Abendſtille. — Shakeſpeare's Geburtshaus. — Sein Wohnhaus und ſeine Vermögensverhältniſſe. — Sein Teſtament. — Die Kathedrale. — Shakeſpeare's Monument und Grab. — Das Grab ſeiner Tochter. — Rückkehr nach London und Abreiſe von England. . . . S. 623—649.

Siebzehnte Sendung.

Vom 12. bis 14. Juli.

Wenn man die Reihe der öffentlichen Bauten in London durchgeht, so findet man, daß die Mehrzahl derselben in ihrer jetzigen Gestalt erst nach dem großen Feuer entstanden ist, zu dessen Andenken die »Feuersäule« in der City errichtet worden, nachdem man die Stadt neu aufgebauet hatte. Sie ist von Sir Christopher Wren, dem Erbauer der Paulskirche, ausgeführt, einem jener bevorzugten Menschen, denen die Gunst des Schicksals ein Feld für ihre Thatkraft gewährte.

Die Feuersäule ist von dorischer Ordnung. Man kann sie mittels einer im Innern angebrachten Treppe besteigen und sie soll eine der schönsten

Aussichten über die Stadt, namentlich aber über die City und den Hafen gewähren, wie sich denn anderseits die Feuersäule selbst auch vortrefflich darstellt, wenn man von den Brücken die Stadt betrachtet, und die Säule über der Häusermasse der City hervorragt.

Jene große Feuersbrunst brach im Jahre 1666 am 2. September nach Mitternacht in dem Hause eines Bäckers aus, und verbreitete sich, da vorher eine lange Zeit hindurch kein Regen gefallen und das Wetter sehr heiß gewesen war, mit Blitzesschnelligkeit durch die dicht zusammengebauten Fachwerk-Häuser der City. Dadurch schien es an allen Stellen zugleich aufzuzucken, und das Volk ward so sehr davon erschreckt, daß es die Hände müssig in den Schooß legte. Man sah, da ohnehin eine Prophezeihung Londons Untergang durch eine Feuersbrunst vorausgesagt hatte, in dem Ereigniß ein unvermeidliches Strafgericht Gottes, dem man sich in Demuth und Geduld zu unterwerfen habe, um die Sünde der Revolution zu büßen.

Kaum aber war das Feuer erloschen, so nahmen die Gedanken eine neue Wendung. Was bis dahin ein Wille Gottes gewesen, sollte nun *plötzlich* das Werk einer Partei, das Werk von

Papisten und Franzosen sein. Liegt es doch in der Natur des ungebildeten Menschen, leichter an die Einwirkung eines persönlichen Gottes oder an die Missethaten anderer Menschen, als an das eigene Unrecht zu glauben. Weit davon entfernt es natürlich zu finden, daß in einem Bäckerhause ein Feuer ausbrach und dieses Feuer um sich faßte, weil man ihm keine Schranken setzte, ward im Volke die Empörung gegen die vorausgesetzten Brandstifter immer allgemeiner. Man behauptete, Briefe aus Frankreich hätten schon zehn Tage vor dem Brande von der Zerstörung Londons durch Feuer gesprochen. Ein Mädchen, das einen Liebeshandel mit einem Franzosen unterhalten, und ihn dann kalt abgewiesen hatte, versicherte, dieser Franzose habe ihr schon im April gesagt: »Ihr Engländerinnen werdet den Franzosen williger Gehör geben, wenn kein Haus mehr stehen wird zwischen Temple Bar und London Bridge.« Und auf ihre Antwort: »Ich hoffe, Eure Augen werden solch Unheil niemals erblicken!« habe er ihr entgegnet: zwischen Juni und Oktober werde jedermann es sehen können! Durch diese und ähnliche Aeußerungen sah sich die Regierung im Januar des folgenden Jahres genöthigt, eine Commission zur Entdek-

kung und Bestrafung der Brandstiftung niederzusetzen, obschon sie an kein solches Verbrechen glaubte.

Wunderbar genug meldete sich aber ein Uhrmacher, Robert Hubert aus Rouen, als den Urheber des Feuers und gab mit der höchsten Ausführlichkeit alle nähern Umstände seines Verbrechens an. Er behauptete, mit einem gewissen Pidloe von Frankreich nach England gekommen, und mit ihm von Personen in Paris zu der That angewiesen worden zu sein. Pidloe habe außer Hubert noch drei und zwanzig andere Gehülfen gehabt, welche Feuerkugeln in die verschiedenen Häuser geworfen, um den Brand an allen Ecken der Stadt zugleich zu entzünden.

Viele Zeugen wollten die Brandraketen gesehen haben und ließen sich nicht bedeuten, daß jene von ihnen erblickten, fliegenden Feuerbrände nur das Flugfeuer gewesen wären, welches naturgemäß entstanden war. Das Volk glaubte unwiderleglich an die Aussagen von Hubert, während die Untersuchungskommission ihn für einen lebenssatten und geisteskranken Menschen hielt, der, erschüttert durch das furchtbare Ereigniß, dahin gekommen war, sich für die Veranlassung desselben anzusehen. Endlich, da Hubert standhaft bei sei-

nen Selbſtanklagen verharrte, war man der Aufregung des Volkes wegen, genöthigt, ihn zum Tode zu verurtheilen und ihn die Strafe erleiden zu laſſen, obſchon Nichts gegen ihn zeugte, als ſeine eigenen ganz verwirrten Ausſagen.

Dergleichen Erzählungen haben ein kulturhiſtoriſches Intereſſe, wenn man ſie mit dem Verhalten der Menſchen in unſerer Zeit vergleicht, mit den Rückfällen in Aberglauben und Vorurtheile, welche wir bei dem erſten Auftreten der Cholera und bei ähnlichen Anläſſen, noch in jüngſter Zeit zu erleben Gelegenheit gehabt haben.

Geſtern Abend haben Miß J. und ich einer Soirée im Hauſe eines Arztes, des Dr. Lancaſter, beigewohnt, der ein gelehrter Botaniker und Sekretair der Naturforſcher-Geſellſchaft iſt, welche ſich in den erſten Tagen des Auguſt in Edinburg verſammeln ſoll. Da ich etwa um dieſe Zeit London verlaſſen wollte, um doch wenigſtens einen Theil des Landes zu ſehen, überredete man mich von allen Seiten, zur Eröffnung der Verſammlung nach Edinburg zu gehen und die Feſtwoche dort zu verleben. Ich habe es nicht beſtimmt zugeſagt, will aber ſehen, ob es ſich in der vorgeſchlagenen Weiſe ausführen laſſen wird.

Die gestrige Gesellschaft bestand großen Theils aus Gelehrten. Unter den Damen lernten wir Mrs. Loudon kennen, eine ältere Frau von ernster ruhiger Haltung, die bisher ein Journal the Lady's companion herausgegeben hat. Es ist jetzt in andere Hände übergegangen. Ich kann Dir nicht genug wiederholen, wie es sich hier von selbst versteht, daß Frauen sich mit geistiger Arbeit beschäftigen; wie wenig man sie deshalb als ein Phänomen, als einen Gegenstand der Neugier betrachtet! Es giebt kaum einen Bereich der Wissenschaft, in dem sie sich nicht versuchen, und wo sie irgend etwas Tüchtiges leisten, werden sie von den Männern ohne allen Rückhalt freudig als Mitstrebende aufgenommen. Bei Dr. Lancaster besah man mit der größten Theilnahme und Billigung eine Sammlung botanischer Darstellungen, welche von einer jungen Dame, der Tochter eines reichen Kaufmannes, nach der Natur gemalt, und nun in einem prächtigen Farbendruck herausgegeben waren. Niemand fiel es ein, an dem Werth der Arbeit schon um deshalb zu zweifeln, weil eine Frau sie ausgeführt hatte, oder umgekehrt, die Genauigkeit und Trefflichkeit der Arbeit zu bewundern, weil eine

Frau sie gemacht, was im Grunde auf dieselbe Nichtachtung herausläuft.

Auch diese Soirée war sehr belebt. Man kam und ging nach Belieben, wodurch der Zwang vermieden wird, der unsere Gesellschaften noch immer steif und unbehaglich macht. Es giebt hier keine »Ehrenplätze« auf dem Sopha, keine Sonderung der Gesellschaft in jüngere und ältere Personen, keine ängstliche Vorsorge der Wirthe um das, was die Gäste thun werden. Das staatliche Selfgovernement ist in die Gesellschaft übergegangen. Wenn man die Zimmer für den Empfang der Geladenen eingerichtet und für die nöthigen Erfrischungen gesorgt hat, so überläßt man es ihnen, sich wie sie mögen mit ihren Freunden zu unterhalten. Selbst die musikalischen Intermezzi, die in Deutschland der Unterhaltung mehr hinderlich als fördernd sind, werden hier mehr oder weniger vermieden. Man hatte einige neue Präparate unter trefflichen Mikroskopen aufgestellt, einige neue Kupferstiche und illustrirte Werke ausgelegt, und überließ es nun den Leuten, ob sie sich mit dem Vorhandenen beschäftigen wollten oder nicht.

Eine Vorrichtung, welche ich in verschiedenen englischen Gesellschaften gesehen habe, besteht darin,

daß man die Thüre, welche aus dem Hausflur in den vorderen Drawingroom führt, ausheben, und ſtatt derſelben einen mit grobem Tüll überſpannten Blendrahmen einfugen läßt. Dadurch bleibt es luftig im Zimmer, und die Perſonen, welche ſich in der Hausflur aufhalten müſſen, was gelegentlich vorkommen kann, ſind nicht von der Geſellſchaft abgeſchnitten. Für den Fremden hat es aber etwas Auffallendes und bisweilen etwas Komiſches. Daſſelbe gilt auch von dem Umherwandern im Hauſe, wenn im Diningroom das Büffet aufgeſtellt iſt. Man wird von den Männern aufgefordert hinabzugehen, um ſich zu Erfriſchen, wie man ſonſt zu einer Extratour im Cottillon geladen wird. Indeß trotz des uns Auffallenden hat das Alles ſein Gutes, weil es eben Bewegung und Freiheit in die Geſellſchaft bringt und viel leichter herzuſtellen iſt, als der Empfang einer gleichen Anzahl von Menſchen auf dem Continente.

Abends 10 Uhr.

So ſpät es iſt, will ich doch noch anfangen, Dir den ſchönen Pallaſt von Hampton Court zu beſchreiben. Wir ſind früh am Vormittage mit der

Eisenbahn hinausgefahren und haben den ganzen Tag auf Hampton Court verwendet.

Hampton Court, hart am Ufer der Themse gelegen, wurde im Beginn der Regierung Heinrich des Achten vom Cardinal Wolsey mit solcher Pracht errichtet, daß es den Neid des Königs rege machte, und Wolsey, der ihm deshalb drohenden Ungnade vorzubeugen, dem Könige den neugebauten Pallast zum Geschenke darbot. Heinrich der Achte gewann das Schloß lieb, bewohnte es häufig und feierte einige seiner Hochzeiten in demselben.

Auch seine Nachfolger residirten zeitweise darin, vor Allem aber liebte es Karl der Erste, nach dessen Hinrichtung es ein Mitglied aus dem Hause der Gemeinen käuflich an sich brachte. Indeß der Kauf wurde rückgängig gemacht, und Hampton Court blieb bis auf Weiteres der Bestimmung des Parlamentes vorbehalten. Während der Republik hatte Cromwell es inne, dann erhielt es unter der Restauration General Monk, und endlich fiel es wieder an die Krone zurück. Karl der Zweite beging sein Hochzeitsfest in Hampton Court. Auch Jakob der Zweite theilte noch die Neigung seiner Vorfahren für den Pallast, und erst unter den Königen aus dem Hause Oranien wendete

ſich die Vorliebe der Beſitzer von Hampton Court mehr und mehr zu Windſorkaſtle, ſo daß es gegenwärtig faſt gar nicht mehr als Wohnſitz der königlichen Familie benutzt wird.

Das Schloß iſt aus Ziegeln aufgeführt, denen man ihre rothe Farbe gelaſſen hat. Es beſteht aus drei Theilen. Jeder derſelben umgiebt mit vier langen Fronten einen viereckigen Hofraum, und iſt mit dem nächſten Theile durch ſchöne, ſpitzbogige Portale verbunden. An dieſe Hauptgebäude ſchließen ſich aber noch eine ganze Maſſe von Nebenbauten, Thürmen, Vorſprüngen, Ausbauen und Erkern an, und bilden ein wunderlich unzuſammengehörendes Ganze, deſſen Totaleindruck trotzdem ein gefälliger und ſtattlicher iſt.

Der Vorhof iſt großartig. Man muß ſich den Raum aber von der Menſchenmenge eines prächtigen mittelaltrigen Hofſtaates belebt denken, von wartenden Roſſen und Knappen, von Rittern und Lanzenknechten; denn neumodige Equipagen und Livreebediente ſtehen ſolchen Schlöſſern, ſolchen Höfen nie recht an. Die vier Pfeiler am Eingange, die das engliſche Wappen tragen, ſehen gar zu ſtattlich für Livreebediente aus. Die älteſten Gebäude von Hampton Court umgeben den

zweiten Hofraum. Ein Thorweg mit reicher Verzierung führt aus dem ersten in den zweiten Hof. In diesem Thore befindet sich zur linken Seite der Eingang in die große Halle, die Wolsey-Halle genannt, obschon sie einer spätern Zeit angehört und nur auf der Stelle der, einst durch Wolsey errichteten Schloßhalle aufgeführt worden ist. Sie hat über hundert Fuß Länge, über funfzig Fuß Breite, und die schönen Bogenfenster sind so hoch angebracht, daß unter ihnen eine, vielleicht zwölf bis vierzehn Fuß hohe Mauer gebildet wird, die mit Holzgetäfel bekleidet und mit antiken Gobelins behängt ist.

Diese, zu einem Speisesaale bestimmte Festhalle hat an der einen Wand sieben, an der anderen nur sechs Fenster, weil hier die Stelle des siebenten Fensters durch den Thron für den königlichen Festgeber ausgefüllt wurde. Das Gebälk der Decke ist so leicht und frei, daß es die Schönheit der Halle erhöht, wie denn dieser anglogothische Baustyl wesentliche Vorzüge für Hallen und große Festräume darbietet. Hier erst bekommt die Ausschmückung der Wände mit Teppichen ihren vernünftigen Sinn, wo sie unter der Fensterbrüstung beginnend, die ganzen Mauern verhüllen, und so die Kälte abzuwehren die-

nen. Von dieſen Teppichen ſind einige gewiß uralt. Ihre Darſtellungen beſtehen nur aus wenig Farben. Meiſtens ſind ſie auf dunkelgrünem Grunde in Braun und Weiß ausgeführt und ſtellen hiſtoriſche Allegorieen vor. Heidniſche und chriſtliche Symbolik iſt in ihnen durcheinander gemiſcht. Neben den Parzen fliegt der Tod mit Hippe und Stundenglas einher. Die Halle iſt ſo treu als möglich reſtaurirt. Sie hat im Vergleiche zu der großen Halle von Windſor etwas Düſteres, Feierliches, das würdiger und edler erſcheint, als die heitere, gold- und farbenſtrahlende Pracht der königlichen Reſidenz. Ueber den Tapeten, alſo zwiſchen den Fenſtern, ſind eine Reihe von Hirſchköpfen mit mächtigem Geweihe angebracht, und über der Eingangsthür des anſtoßenden Gemaches der heilige Georg, der den Drachen beſiegt. Das Poſtament, auf dem er ſteht, trägt die Inſchrift: »Seynt George for merrie England!« In den reich gemalten Glasſcheiben ſieht man die Wappen und Deviſen Wolſeys, Heinrich des Achten und der Lady Jane Seymour.

Dem Kunſthiſtoriker muß dieſe Halle eben ſo anziehend ſein, als dem Künſtler und dem kunſtliebenden Betrachter. Daſſelbe gilt aber freilich *von* dem ganzen Hampton Court, da jeder der

drei Höfe, jedes der Portale einen besondern Baustyl und eine besondere Zeit mit ihren Neigungen und Bedürfnissen veranschaulicht. Der dritte Theil des Schlosses, den die ersten Herrscher aus dem Hause Oranien ausbauten und bewohnten, hat eine Fontaine in seiner Mitte. Ein Säulengang, auf dem das erste Stockwerk ruht, umgiebt den Hof. Zwischen seinen Quadern und rund um die Fontaine sprießte Gras hervor. Hie und da bemerkte man unter dem Säulengange ein kleines Messingschild mit dem Namen einer Dame, einen Klingelzug zur Seite; aber nirgend einen Menschen oder eine Spur von Leben, obschon in diesem Theile des Schlosses mehrere Damen, Töchter und Wittwen verdienter Männer, eine freie Wohnung haben. Der Hof sah vornehm und friedlich, dabei aber auch so verlassen und traurig aus, daß sich mir sein Bild fest in die Seele eingeprägt hat.

Jetzt ist Hampton Court ganz der Benutzung des Publikums anheimgegeben, das einen unbedingt freien Zutritt dazu hat. Die Staatszimmer, die große Gemäldegallerie, die Gärten sind täglich offen, und die Letztern können vom frühen Morgen bis zur Dunkelheit frei besucht werden. Ich erinnere mich auch nicht, einen Custos in

den Zimmern oder Aufseher in den Gärten bemerkt zu haben.

Die Staatszimmer zu sehen, fehlte uns Zeit und Neigung, und selbst in der Gemäldegallerie mußten wir uns auf Einzelnes beschränken, um uns nicht in der Masse zu verwirren und zu verlieren. Ich habe mich ausschließlich an die Rafaelschen Cartons zu den Gobelins gehalten, und an die Sammlung von Portraitbildern, deren sehr anziehende vorhanden sind.

Nirgends mehr als in diesen farbig ausgeführten Cartons ist mir die Ehrlichkeit Rafaels aufgefallen und seine tiefe Naturwahrheit. Er allein, unter allen Malern, die ich kenne, hat jenes Verständniß der menschlichen Erscheinung, das nicht nach der schönen Menschengestalt verlangt, um sie lieben zu können. Wenn die anderen Maler und vor Allem die modernen, einen unschönen Menschen darstellen, so übertreiben sie die Unschönheit bis zur Fratze, sie erhöhen sie absichtlich, um sie als Folie für das Schöne zu benutzen. Es ist das ein schlimmer Zug der exklusiven Kunstrichtung. Sie streiten dem Unschönen das Recht des Daseins ab, sofern es sich nicht dazu hergeben will die Schönheit strahlender erscheinen *zu machen*. Man könnte eine ganze Gallerie

»grober Landsknechte, grausamer Henkersknechte, roher Mönche, heimtückischer Cardinäle und stumpfer Bauernköpfe« anführen, die wir in den Bildern unserer jetzigen Historienmaler, Lessing und Kaulbach nicht ausgenommen, als absichtliche Folien zu genießen bekommen haben. Hinter all' diesen Figuren kuckt der Maler lächelnd hervor und ruft, indem er sich selbstgefällig die Hände reibt: »Seht! wie weise ich durch Gegensätze zu wirken verstehe!« — Aber ehe er es ausgesprochen hat, der Beschauer die Absicht gemerkt und ist dadurch aus einem Theilnehmer an der Handlung ihr Kritiker geworden, denn jede sich hervordrängende, sich geltendmachende Absichtlichkeit zerstört den Eindruck, den das Kunstwerk schaffen soll. Sie löst den Zauberbann, mit dem die Kunst uns bindet; wir hören auf uns genießend an das Geschaffene hinzugeben, wenn der Schöpfungsapparat uns bloß und nackt vor Augen gestellt wird.

Bei Rafael aber ist das ein Andres. Er liebt das Menschengesicht auch mit unschönen Formen, weil er überall das Geistige, das Göttliche darin erblickt. Er malt es in liebevollem Kultus, nicht in berechneter Absichtlichkeit, darum ist denn solch ein unschöner Kopf auch so ehrlich und unschuldig, so unbefangen und frei, daß uns die

unschönen Männer und Frauen der Rafaelschen Bilder menschlich näher und lieber sind, als all die schönen Modellmenschen von Düsseldorf bis Rom. In keinem dieser Cartons findet man eigentlich jene absolut schönen Köpfe, wie die neuern Malerschulen sie uns bieten, und doch ist ein Adel, eine Menschenwürde in den Gestalten, daß man sie anbeten könnte in ihrer anspruchslosen Göttlichkeit. Die Predigt des Paulus, das Opfer, der Fischfang und vor Allem der Carton, auf dem Jesus dem Petrus die Aufsicht über die Heerde anvertraut, sind unübertrefflich schön. Ihre Erhaltung hat man Cromwell zu verdanken, der sie von der Zerstörungswuth der Puritaner rettete.

Unter den Portraits aus den Zeiten Heinrich des Achten sind viele von Holbein gemalt, namentlich auch zwei Bilder des Königs selbst. Das eine zeigt ihn als einen Mann in der Mitte der dreißiger Jahre, das andere in späterem Lebensalter. Auf dem ersten Bilde haben die Augen des blonden Mannes einen ungemein feinen Ausdruck. Er zieht sie leise zusammen, wie Jemand, der theils seinen Blick verschleiern, theils schärfer sehen möchte. Die Formen sind durchweg kraftvoll, Kinn und Mund vollendet schön, der Ausdruck hat *etwas* Anziehendes, mächtig Beherrschendes. Auf

dem andern Bilde aus der spätern Lebenszeit herrscht die physische Kraft so entschieden vor, daß der Kopf thierisch erscheint. Es ist übrigens in dem ganzen Typus Vieles, das an die Geschlechter unsers norddeutschen Landadels erinnert.

Dicht neben dem Bilde Heinrichs des Achten hängt ein Portrait Franz des Ersten. Das ist ein Franzose in jedem Zuge. Kleine stechend schwarze Augen, die ganz schmal geschlitzt sind, eine lange Nase, ein charakterloses Kinn, ein spöttischer Mund; mit wenig Worten, der Kopf eines Menschen, der, wenn er nicht schon auf den Galeeren ist, doch jeden Tag dahin kommen könnte. Es ist eines der abstoßendsten, gemeinsten Gesichter, das sich denken läßt, so daß man nicht weiß, wie man diesen Ausdruck von Niedrigkeit mit dem Muthe und den andern guten Eigenschaften des ritterlichen Königes vereinen soll.

Auch von der Königinn Elisabeth sind eine Menge Bilder vorhanden. Das eine, von Holbein gemalt, läßt sie hübscher und anmuthiger erscheinen, als man sie zu sehen gewohnt ist. Ein anderes, von Zuchero, in ganzer Figur und Lebensgröße, ist sehr komisch. Die Königinn, etwa vierzig Jahre alt, ein Gesicht, wie es viele rothhaarige Frauen haben, ist darauf in einem »Phan-

taſiekoſtüme« einer Art von Maskenanzug darge-ſtellt. Dieſer beſteht aus einem weißgrundigen Gewande mit großen bunten Blumen und einer Mütze von gleichem Stoffe. Das Kleid iſt wie ein Männerſchlafrock gemacht und um den Leib geſchlagen; die Mütze wie ein Zuckerhut zuge-ſpitzt. Von dem obern Ende dieſer Mütze hängt ein langer, grüner Schleier herab, und die Füße der Königinn ſind in grüne Pantoffeln mit vielem Schnürwerk eingeſchnürt. Der ganze Anzug iſt vollkommen den Koſtümen gleich, in denen die komiſchen Alten der italieniſchen Oper ſich prä-ſentiren, wenn ſie Nachts mit einem Lichte in der Hand aus ihren Schlafſtuben hervorkommen, um den Liebhaber ihrer Frau oder Tochter zu über-raſchen. — Das Geſicht der Königinn iſt ziemlich breit, die Augen ſtehen weit von einander, es ſieht noch jugendlich aus, hat aber einen harten und doch ſinnlichen Ausdruck. In zwei andern Bildern erſcheint ſie mehr im Profil, auf dem einen als Frau von ſiebenzig Jahren. Hier ſind die Formen und Züge eiſern hart, ſie iſt abſchrek-kend häßlich durch die kalte, ſtarre Strenge — das Regieren hat ſie entmenſchlicht.

In König Wilhelms des Dritten Schlafzim-*mer ſieht* man die ganze Gallerie der Maitreſſen

Karls des Zweiten, theils von Lely, theils von Verelst gemalt. Es sind lauter schöne Weiber, einige sehr jung, andere älter und üppiger, einige in Schäferkleidung oder als Göttinnen, andere in der prächtigen Tracht jener Zeit dargestellt. Ich fragte B., der mich begleitete, wie sich nur die Nachkommen dieser Damen zu solcher Schaustellung ihrer Ahnfrauen verhalten mögen, wenn sie mit ihren Begriffen von weiblicher Reinheit über die unbefleckte Ehre ihrer Familien sprechen. B. lachte. So fest die Menschen an einen abstracten Begriff der Tugend, an die Tugend glauben, sagte er, so haben sie sich doch in betreffenden Fällen immer eine mehr handhabliche Tugend, eine Tugend für den täglichen Gebrauch, zu arrangiren gewußt, die nicht so streng ist, und mit der sich eher Etwas ausrichten läßt. Diese Letztere hat besonders herhalten müssen unter den Tugenden der alten adligen Geschlechter im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert, und jene Damen waren »geachtete Weiber nach den Begriffen ihrer Zeit. Das ist genug für das Gewissen und den Stammbaum ihrer Enkel.«

Ein andrer Saal enthält eine ganze Sammlung von Knellerschen Portraits, König Wilhelm den Dritten und die schönsten Frauen seines Hofes.

Ein dritter Saal Bilder von West: die Kinder Georg des Dritten in jugendlichem Alter, fast lauter auffallend schöne, kräftige Jünglinge und Mädchen. In diesem Raume hingen auch die Originale der West'schen historischen Bilder. Der Tod des Generals Wolf, und die andern in Kupferstichen viel verbreiteten Gemälde. Es scheint mir aber, als ob die Kupferstiche schöner wären als die Originale, weil das vorherrschende Roth der englischen Uniformen die Harmonie der Farbenwirkung stört.

Der Historiker sowohl als der Portraitmaler müssen große Befriedigung in Hampton Court finden, denn Van Dyks langer Aufenthalt in England hat eine nachhaltige Wirkung auf die Kunst geübt. Kneller sowohl als Lely haben treffliche Portrait-Bilder geschaffen. Erst viel später ist die gezierte, langgestreckte Darstellungsweise der Menschengestalt in England aufgekommen, von der sich die Maler nun doch wieder frei zu machen gewußt haben. Unter den alten, italienischen Portraits, deren auch eine beträchtliche Anzahl vorhanden, ist eines von Ignaz Loyola, das man Tizian zuschreibt. Schön genug ist es dazu. Es ist ein Gesicht mit hervorstechenden Backenknochen, ein längliches Oval, eine schöne, schlanke

Kopfbildung auf ſchlank anſitzendem Halſe. Der ganze Wuchs kommt frei aus den Hüften hervor. Das Haar iſt ſchwarz und kraus, die dunkeln Augen liegen tief im Kopfe, der Ausdruck hat etwas ganz Intenſives, in ſich Geſammeltes und doch Modernes. Der Typus iſt rein menſchlich, wie Peter von Cornelius ihn in ſeinen Schöpfungen darzuſtellen liebt, ohne das Gepräge einer beſtimmten Nationalität auszudrücken. Der Mann könnte ſo gut ein Deutſcher als ein Pole oder Spanier ſein, — aber nimmermehr ein unbedeutender Menſch.

Wie reizend übrigens die Parks ſind, die den neuen Theil des Schloſſes umgeben, wie ſüß der Duft der Linden, die in langen Alleen die Grasplätze einfaſſen, wie ſchön die großen Blumenbeete, das iſt eben unbeſchreiblich. Weicheren Raſen hat mein Fuß nie betreten, und man darf in England in allen Parks über die Raſenplätze gehen. Es iſt nicht wie in Deutſchland, wo man auf ſteinigen Kieswegen einherſchreitet und hinüberblickt auf das Grün, das nur für das Auge vorhanden iſt, weil der Boden es zu ſpärlich hervorbringt, als daß man nicht fürchten müßte, es zu zerſtören. Die engliſche Vegetation iſt unverhältnißmäßig kräftiger, als die deutſche.

Von Hampton Court fuhren wir mit dem Dampfschiffe die Themse entlang, die hier, zwei Stunden von London, so ländlich stille Ufer hat, wie die Weser bei Hameln und Minden. Grüne, fette Wiesen, auf denen große Heerden weiden, hie und da unter Weiden und Buchen ein strahlend reinliches Pächterhaus, ein Cottage mit einem kleinen Gärtchen, einige Fischerhütten mit aufgespannten Netzen, und das Alles von so sorgfältiger Sauberkeit, Ordnung und Zierlichkeit, daß man versucht wird, es für eine Parkdekoration zu halten. Weiter hinab gen London sieht man stattliche Landhäuser und Lustschlösser zu beiden Seiten des Wassers sich erheben, aber auch sie haben etwas still Umfriedetes, und Niemand, der es nicht wüßte, könnte ahnen, daß dieses sanft hingleitende Wasser jene stolze Themse ist, die ein paar Meilen abwärts riesige Kriegsschiffe und Ostindienfahrer auf ihrem Rücken trägt.

An vielen Orten sahen wir Böte an Pflöcke befestigt und Stühle in die Böte hineingesetzt, auf denen Männer und Frauen sich mit Angeln beschäftigten. Die Frauen fehlen hier nirgend. Dies Angeln ist das dolce far niente des Engländers, und man wird selbst ruhig und still davon, wenn man die Leute so ruhig dasitzen

sieht, in den festliegenden, kaum dem leisen Schwanken ausgesetzten Böten, warm beschienen von den letzten Strahlen der Sonne, und einer Beschäftigung hingegeben, welche eine Unterhaltung ohne Spannung, eine Theilnahme ohne Erregung in ihnen zu erwecken bestimmt ist. Giebt es ein Paradies mit stillen Wiesen und blauen Flüssen jenseit der Gränze des Todes, so werden dort sicher auch Menschen sein, welche angeln, denn es ist die sanfteste Art, das Dasein unmerklich an sich vorübergleiten zu lassen.

Wir fuhren mit dem Dampfboote bis zu einer kleinen Insel, auf der grün umbuscht ein bekanntes Gasthaus, the Ealpye House, liegt, das sich durch seine Aalpasteten einen Ruf erworben hat. Hier aßen wir um sieben Uhr zu Mittag. — Diese Wirthshäuser um London sind alle darauf eingerichtet, daß man die Nacht dort zubringen kann, und man sagt mir, daß Gewerbtreibende häufig am Sonnabend auf das Land hinausgehen, um erst am Montag Morgen wieder in die Stadt zurückzukehren. Da sieht man denn auch ein, wozu die strenge Sonntagsfeier gut ist, auf deren Aufrechterhaltung Lord Ashley so puritanisch dringt.

Vom Ealpye House ruderten wir in einem

ſehr leichten, pfeilſchnellen Boote bis zu dem hochgelegenen Richmond, bei dem die Themſe ſchon viel breiter wird. Obſchon es recht kühl geworden war, badeten eine Menge junger Leute in dem Fluſſe, während zugleich längs dem Waſſer ſich Knaben und Jünglinge wettkämpfend im Rudern übten. Sie hatten Alle dazu die Röcke abgelegt, um ſich freier bewegen zu können. Die Böte für dieſe Wettfahrten ſind lang und ſchmal wie Piroguen, es kann nur eine Perſon darin ſitzen; die hellgelben Ruder ſind löffelartig geſchweift und werden im Rudern in der Hand gewendet.

Die ganze Gegend ſchwamm ſchon im webenden Dämmerſchein, ſelbſt die große Maſſe des hochliegenden Schloſſes von Richmond war vom Nebel grau umwoben, aus dem hie und da ein erleuchtetes Fenſter hervorblitzte. Auf einem Schiffe im Hafen von Richmond war vor einem öffentlichen Garten ein Concert von Militairmuſik. Das Rule brittania klang über allerlei Variationenweſen hinweg, ſiegreich durch die Luft. Die Stadt hat große Grasplätze und Alleen, es war überall Licht und Leben — und es iſt wirklich ſchön in dem heitern, grünen Altengland.

Den 14. Juli, Sonntag.

Was es für wunderliche Menschen und Zustände giebt! Heute Morgen, als ich eine Reihe von Besuchen gemacht hatte, gerieth ich in eine reiche, bürgerliche Familie, welche die leidenschaftlichste Begeisterung für die Revolutionen des Continents, für Republik und Socialismus an den Tag legte, und dabei, obschon in gar keiner Beziehung zum englischen Hofe stehend, in tiefer Trauerkleidung um den Herzog von Cambridge, das Unglück nicht genug beklagen konnte, welches das Land durch diesen Todesfall erlitten hat. Es waren mehrere Flüchtlinge dort und einige junge Engländer. Alle nannten sich Republikaner und Demokraten, aber ihre Art, die Parteiinteressen zu behandeln, war höchst befremdlich. Sie machten die Sachen zwischen Witzen und Scherzen ab. Man sprach gegen das Aufrechterhalten der Nationalitäten, des Nationalgefühles, das die Menschheit in Völker trenne und Brüder in Feinde verwandle, indeß man sprach leichtfertig darüber. Einer der Anwesenden sagte, er sei in Frankreich geboren, von seinen Eltern im Exil in England erzogen, demnoch sei er ein Italiener: mà non mi fa gloria di nissun paëse! — Die Scene hatte etwas Tragikomisches, das zur Satire einlud, weil

all dieſe Reformatoren gar zu ſtutzerhaft auftraten. Wie einfach, ernſt und edel waren dagegen die deutſchen Männer des »Gedankens«, die Vorkämpfer der fortſchreitenden Menſchheitsentwicklung. Und hätten ſie auch geirrt in der Wahl der Mittel, hätte ſelbſt ihre leidenſchaftliche Begeiſterung ſich getäuſcht in der Wahl des Momentes, in der Hoffnung, ſchon jetzt an das Ziel gelangt zu ſein, ſo iſt Jedem von ihnen die Wahrheit doch heilig geweſen, die er vertrat. Ich wüßte Niemand unter allen, die ich gekannt habe, den der Ehrgeiz eine Rolle zu ſpielen, den ſelbſtſüchtige Pläne verlockt hätten. Sie meinten es ernſt mit der Ausführung der Idee, und Niemand hätte ſie in ſo leichtfertiger Weiſe zu behandeln vermocht.

Gedanken, welche die Keime der Zukunft in ſich ſchließen, fruchtbringende Wahrheiten ſoll man nicht wie Goldflittern an das Kleid heften, ſondern wie ein Heiligthum in ſich tragen und ſie nur in geweihter Stunde enthüllen. Darum hat es mich ſo erzürnt, als einer unſrer jüngern Schriftſteller es einmal ausſprach: »er hoffe den Socialismus durch ſeine Werke ſalonfähig zu machen!« Es kam mir wie eine Profanation vor, abgeſehen davon, *daß es einen* Widerſpruch in ſich enthielt. Die

Salons sind die tauben Blüthen einer auf Ausschließlichkeit gegründeten Gesellschaft, und Gemeinschaftlichkeit in sie einführen wollen, heißt sie zerstören. Die Gesellschaft der Salons besteht aus den Schutzzöllnern des geistigen Verkehrs; der Freihandel des Gedankens wird und muß aber die Barriere niederwerfen, mit der sich die Salons vor dem Eindringen der Außenstehenden zu schützen strebten. Wenn man in diese sogenannte Crême der Gesellschaft einmal ernste, ätzende Gedanken bringen wollte, so würde die Crême sauer werden und in jene faule Gährung gerathen, die sie Jedem widerwärtig machte. — Es ist nicht lange her, daß man das Christenthum salonfähig zu machen strebte, und wir haben gesehen, welche Früchte das getragen hat. Mystische Conventikeln, Betstunden mit Thee und Kuchen, wie Miß Fry sie in Berlin in einem Hotel abhielt, waren die Folge davon. Der Geist der Religion ging nicht in die Salons über, aber der Geist der Salons in die Religion. Sie wurde in eine elegante Spielerei hinabgezogen, und vor dem heiligen Geiste knieend, den sie anrief, wendete Elisabeth Fry sich ab, dem Diener zu befehlen, daß er Thee bringen möge für seine Excellenz den eben eintretenden Herrn Minister. — Man hat

Strümpfe gestrickt zum Besten der Hindukinder und die armen Hinduweiber bekehren wollen, während religiöse, aus vornehmen Müssiggange erzeugte Ueberspannung sich der Frauen in unserer Nähe bemächtigte, und Familienglück zerstörte und Ehen trennte. — Grade so würde es dem Socialismus ergehen — so wird es Allem, auch dem Wahrsten, dem Gesundesten ergehen, das man auf einen kranken Stamm pfropft, denn die Gesellschaft des Salons ist krank und kann als Masse nichts Gesundes mehr aus sich erzeugen. Was in ihr nicht angetastet ist von der hochmüthigen Gleichgültigkeit, von der übersatten, stumpfen Blasirtheit, die sich müde von einem Tag zum andern schleppen, um so den Kreislauf des Jahres zu überwinden, das wird sich sondern von dem kranken Stamme und für sich selbst bestehend, in der freigewordenen Allgemeinheit neue Wurzel schlagen; aber die Salons im Allgemeinen kann die Idee der neuen Gesellschaft nicht umgestalten, sondern nur zerstören.

Während die meisten Menschen sich vor dem Socialismus fürchten, der in seiner Masse die Einzelnheiten verschlingen soll, ist er mir immer als das Mittel erschienen, den Individuen in der Masse ihre Freiheit und damit ihre Selbstständigkeit zu gewähren und zu erhalten. Er ist die

Hoffnung Aller, welche den Menschen lieben, er ist das »Jenseits der Sclaverei,« das gelobte Land der zukünftigen Freiheit, indem der Eine das Glück des Andern fördert, während er seiner eigenen Wohlfahrt dient.

Das Christenthum versuchte die Menschheit zu regeneriren und zum Bewußtsein der allgemeinen Gleichheit zu entwickeln, indem es alle Menschen demüthigte vor dem Schöpfer, indem es Alle abhängig machte von seinem Willen und ihnen predigte: »Du sollst Deinen Nächsten lieben wie Dich selbst!« — Diese letzte Doktrin widersteht aber dem Erhaltungstriebe der menschlichen Natur. Es giebt eine Liebe des Einzelnen zum Einzelnen, des Mannes zum Weibe seines Herzens, und des Weibes zum Manne, die Liebe der Eltern für das Kind, des Freundes zum Freunde, die den geliebten Gegenstand höher stellt als sich selbst, ihn mehr liebt als sich selbst. Aber mit dieser Liebe kann man die Allgemeinheit nicht umfassen. Niemand kann einen gleichgültigen Nächsten lieben wie sich selbst — und eine Lehre, ein Gebot, die auf einer unwahren Voraussetzung gegründet sind, können keine Wahrheit schaffen.

Der neue religiöse Geist, aus dem der Socialismus hervorgegangen ist, will im Gegensatz die

Gleichheit nicht durch die Demüthigung aller Menschen vor einer Gottheit, sondern durch ihre Erhebung zum Bewußtsein der eignen Göttlichkeit erreichen. Der Socialismus verlangt auch nichts Unmögliches. Er sagt: Ihr Alle arbeitet an einem Zwecke, an dem Wohlergehen Aller. Jeder hat Theil an dem Glücke, das die Gesammtheit sich erschafft. Je größer dies Glück für die Gesammtheit wird, um so größer wird der Antheil des Einzelnen. Schaffe, nütze, diene, so viel Du kannst für die Gesammtheit, es ist Dein eigener Vortheil! Sorge für die Andern, denn es kommt Dir zu Gute und denen, die Dir in Liebe die Nächsten sind. Hilf den Armen bereichern, denn sein Wohlstand nimmt Dir die Last ab, ihn zu ernähren; kläre ihn auf, denn Du schützest Dich vor den Gefahren, die seine Unwissenheit Dir bereiten könnte; veredle seine Sitten, denn Du verwahrst diejenigen, welche Du liebst, vor der Berührung mit seiner Rohheit; gieb seinen gerechten Forderungen nach, denn Du sicherst Dich vor den Folgen seiner gewaltsamen Handlungen; ehre den Menschen in ihm, damit er ihn ehre in Dir. —

Das sind lauter Verordnungen für jene Selbstsucht, ohne die das Individuum nicht gedacht *werden*, *nicht* bestehen kann; aber diese Lehre der

ehrlichen, naturgemäßen Selbstsucht wird, weil sie auf Nothwendigkeit und Wahrheit beruht, mehr Liebe erzeugen und mehr Glück, als die Lehre von der Nächstenliebe, die gegen unsere Naturbedingniß ist. Erst wenn man in seinem Mitmenschen nicht mehr den Beeinträchtiger des eigenen Glückes zu fürchten hat, kann man ihn in Wahrheit lieben lernen. — Es will mich oft bedünken, als würden die beiden, von der Vorzeit hart gescholtenen Kräfte, die Leidenschaft und der Egoismus, die Erzeuger werden einer neuen und bessern Zukunft. Die Engländer und Amerikaner, die man der Selbstsucht anklagt, haben doch schon mehr für das allgemeine Wohlergehen gethan, mehr Glück in ihrer Mitte verbreitet, als alle andern Völker.

Ueber diese Dinge haben wir heute Abend lange gesprochen, als ich in einer mir befreundeten Familie den Thee trank. Man war nicht meiner Meinung, aber man gab ohne Weiteres zu, daß auch eine solche Weltanschauung ihre Berechtigung habe, und aus redlichem Forschen, aus tiefer Menschenliebe hervorgehen könne. Das ist es, was ich so hoch schätze an den Engländern, daß sie die fremde Meinung nicht verdammen, wenn sie sie nicht theilen; daß sie nicht überall falsche oder schlechte Motive voraussetzen, wenn man nicht ihrer

Ansicht ist. Die Frau vom Hause, eine ächt englische Matrone, bekannte ihre tiefe Liebe und Verehrung vor den Grundsätzen des Christenthums, ohne deshalb orthodox an die Dogmen desselben zu glauben. Sie sagte, obschon sie der Hochkirche angehöre, sähe sie in dem Bestreben der Unitarier, sich von den, dem Menschengeiste unverständlichen Dogmen frei zu machen, eine Berechtigung und vielleicht auch einen Fortschritt, und sie würde keinen der Ihrigen hindern, sich diesem freien Bekenntnisse anzuschließen. Eine andere dort anwesende Dame meinte, wenn man den Weg des Glaubens verlasse und den Weg des Zweifels betrete, so sei es unberechenbar, auf welchem Punkte derselbe enden werde, und Mrs. N. könne mit dem Zugeständniß freier Prüfung, ihre Kinder zu Atheisten machen. Dafür spricht allerdings die Wahrscheinlichkeit, da ein Schwanken zwischen unbedingtem Glauben und unbedingtem Forschen nicht lange mehr möglich bleiben wird. Ich sagte das den Damen, und erinnerte sie an Macaulays Ausspruch in seiner Kritik der »Geschichte der Päpste von Ranke.«

»Es ist gewiß bemerkenswerth, sagt er darin, daß weder die moralische Revolution des achtzehnten, noch die moralische Contrerevolution des neunzehnten Jahrhunderts in irgend bemerkbarem Grade

den Bereich des Proteſtantismus erweitert haben. Was in der erſteren Epoche dem Katholicismus verloren ging, ging dem Chriſtenthume verloren; was in der Reaktion dem Chriſtenthume gewonnen ward, ward dem Katholicismus gewonnen. Es wäre zu erwarten geweſen, daß manche Naturen auf dem Wege vom Aberglauben zum Abfall und umgekehrt vom Abfall zum Aberglauben auf einem vermittelnden Zwiſchenpunkte halt gemacht hätten. Zwiſchen den Grundſätzen der Jeſuitenſchulen und denen, welche man in den kleinen Soupers des Baron Holbach ausſprach, iſt ein gewaltiger Zwiſchenraum, in dem der Menſchengeiſt, wie man denken ſollte, einen mehr befriedigenden Ruhepunkt als an den beiden Endpolen finden müßte; und zu den Zeiten der Reformation fanden Millionen dieſen Ruhepunkt. Ganze Nationen entſagten damals dem Papſtthume, ohne ihren Glauben an den Urquell aller Dinge, an ein künftiges Leben oder an die göttliche Miſſion Jeſu aufzugeben. Wer aber im letzten Jahrhunderte den Glauben an die »wirkliche Gegenwart« aufgab, der gab — tauſend gegen eins — auch ſeinen Glauben an die Offenbarung auf; und wer zur Zeit der Reaktion den Glauben an die Offenbarung empfand, kam auch zum Glauben an

»die wirkliche Gegenwart« zurück. Wir wollen aus diesem Phänomen keines Weges einen allgemeinen Satz ziehen, aber es bleibt eine merkwürdige Thatsache, daß keine christliche Nation die Grundsätze der Reformation annahm, welche sie nicht vor dem Ende des sechszehnten Jahrhunderts angenommen hatte. Katholische Gemeinden sind seit jener Zeit abgefallen und wieder zum Katholicismus zurückgekehrt, aber keine ist protestantisch geworden«.

Sind diese Thatsachen wahr, wie sie es sind, so muß man trotz Macaulays Verwahrung daraus einen Schluß gegen das Bestehen des Protestantismus ziehen, während der Katholicismus dauern wird, so lange noch ein Mensch auf Erden lebt, dessen Empfinden lebhaft, dessen Verstand unklar ist. Für den harmonisch organisirten Menschen aber, der sein Empfinden durch den prüfenden Gedanken regelt, kann es fortan vernunftgemäß nur ein Entweder, Oder geben. Selbst die greise Hausfrau gestand, daß alle neuern religiösen Regungen innerhalb der Kirche in England, nicht die Zeichen wären einer erhöhten Kirchlichkeit und erneuten Glaubenseifers, sondern Beweise, daß man nach einer Neugestaltung ringe, weil die alte nicht mehr *alle* ihre bisherigen Bekenner zufrieden stelle.

Achtzehnte Sendung.

Vom 15. bis 20. Juli.

Den 15. Juli.

Den ganzen Morgen bin ich wie in der Arche Noah umhergegangen, und habe so viel verschiedene Thierarten gesehen, wie noch nie zuvor auf einem Flecke. Wir sind im zoologischen Garten in Regentpark gewesen. Wie schrumpft vor diesem großartigen Institute der pariser Jardin de plantes zusammen!

Ich zählte sieben Löwen, mehrere Leoparden und Tiger. Alle größer und schöner als ich sie bisher gekannt. Fünf Giraffen gingen abwechselnd auf dem großen Platz vor ihren Ställen umher, oder sahen aus der Höhe eines zweiten Stockwerkes zu den Fenstern der Ställe heraus, lang-

halsig und neugierig, wie alte Stiftsdamen. Auf einer andern Rasenfläche ritt ein schöner nubischer Knabe ein Kameel; ein Beduine führte das zweite am Zügel, und Jeder, der Lust dazu hatte, konnte es besteigen. Man zahlte einige Pence dafür. Ich sah mehrere Männer und Knaben einen Ritt darauf machen, es muß aber, da man hinter dem Höcker auf der sehr breiten Kruppe sitzt, eine beschwerliche Stellung sein. Viel bequemer sieht sich der Elephant an, der wohlgesattelt, und mit einem rothen Polstersitze für sechs Personen versehen, langsam und friedlich durch die breiten Alleen des Gartens wanderte. Er ging, während Kinder auf ihm ritten, mehrmals an der Bank vorüber, auf der wir saßen, blieb vor uns stehen, sah uns mit seinen kleinen Augen an, hob den Rüssel und pflückte damit einige Zweige von den Bäumen über unsern Häuptern ab, warf sie spielend fort, und ging dann gelassen weiter. Wenn ich dabei bedachte, daß man auf dem Continente Kinder immer mit der Verwarnung in die Elephantenbuden führt, dem Thiere nicht zu nahe zu kommen, während man sie hier gewöhnt, den Elephanten wie ein nutzbares Hausthier zu betrachten, so begreift sichs, welch verschiedene Erfolge das für die Erziehung haben muß. Sie werden

in England von Jugend auf mit den Erscheinungen der fernen Zonen vertraut gemacht, sie werden hier zu Herren der Welt erzogen — und sie fühlen sich auch als solche. Die Kinder ritten eben so dreist auf dem Kameel und auf dem Elephanten, als auf ihren Ponies umher.

Ein Tapir, ein Rhinoceros und das Hippopotamus — das neue Wunder Londons — waren mir fremde Erscheinungen. Das Rhinoceros sieht so vorsündfluthlich aus, wie kein anderes Thier. Auch der Elephant und das Hippopotamus tragen dasselbe, unserer Schöpfung ganz fremde Gepräge. Diese schuppigen, steinartigen Felle, die kugligen Panzerhüllen, in denen alle Glieder wie in Rüstungen stecken, haben die Säugethiere unserer Welt nicht mehr, und nur unter den Krokodillen und Schildkröten findet man ihres Gleichen. Als ich das Abends nach der Rückkehr scherzend gegen einen Naturforscher aussprach, dem ich in einer befreundeten Familie begegnete, sagte er mir, daß der Augenschein mich nicht getäuscht habe, und daß diese Thiere wirklich einer frühern Schöpfung angehörten. Man fände von ihnen Knochen und Versteinerungen in den Berggeschieben, in denen keine Spur anderer

Thiere aus unſerer jetzigen Schöpfung vorhanden ſei.

Natürlich und mir zugleich doch ſonderbar war es, daß mir unter all dieſen Thieren, unter den Elephanten, Straußen, Flamingos, Eisbären, Seehunden, Rehen, Hirſchen, Caſuars und Antelopen der Menſch fortdauernd und mehr denn ſonſt, als ein zu ihnen gehörendes Element erſchien. Ich fühlte es, daß wir in dieſe Schöpfung mit hineingehörten. Als ich das den anderen ſagte, hielten ſie es für Scherz, und es war doch mein voller Ernſt; aber ich mußte immer mit Bewunderung den weiten Abſtand betrachten, von den unorganiſchen zerfließenden Moluſken bis hin zu den Koloſſen, die wie das Rhinoceros die Sündfluth überdauert, und ſich zwiſchen den gährenden Erdelementen erhalten haben; und von dieſen ungeſchlachten Koloſſen wieder bis zu dem prächtigen Löwen, der zierlich ſchlanken Gazelle und der ſchöngliedrigen, geiſterfüllten Menſchengeſtalt.

Nur eine Species aus der ganzen Skala der Thierwelt iſt mir wieder entſetzlich erſchienen, das ſind die Schlangen. Es litt mich nicht in dem Hauſe, wo in glühender Hitze, in einer Orchideen-Atmoſphäre, die Reptilien leben, und wo Rieſenſchlangen *ſich* an Baumäſten zuſammenklumpten, oder

ſchillernd und züngelnd die Glieder im Spiele dehnten. Ich empfand wie eine Idioſynkraſie, das alte fröſtelnde Entſetzen vor ihnen, und mußte eilen hinaus zu kommen. Meine Gefährten erzählten mir auch von einem Schlangenbändiger, der auf einem Grasplatze ſeine Schlangen im Freien tanzen laſſe, aber ich konnte mich nicht überwinden, es mit anzuſehen.

Merkwürdig iſt es zu betrachten, wie in den verſchiedenen Thierreichen ſich ähnliche Formationen erzeugt haben, z. B. die Giraffen, die Strauße und die Libellen, dieſe langſtreckigen nur auf das Fortkommen berechneten Geſchöpfe, die, wenn ſie Nahrung zu ſich nehmen wollen, den Kopf faſt zwiſchen die Füße ſtecken müſſen. Häßlicher als der Strauß iſt aber kein Vogel der Sammlung, obſchon es deren wunderliche, grillenhafte genug in dem Garten giebt. Die langen Beine des Strauß, die kahlen Schenkel, der kaſtenförmige Körper, und daran der ſchlangendünne, nackte Hals mit dem kleinen, dumm ausſehenden Schlangenkopfe, entſprechen dem poetiſchen Bilde nicht, das oft von dieſem Thiere gemacht wird. Ein anderer Vogel, ebenfalls mit ſehr dünnen Beinen und einem langen Halſe, aber mit ſchönen weißen Federn, deren Unterſeiten in einem vollen

Rosaroth glänzten, ging wohl zehn Minuten lang unablässig drei Schritte vorwärts und drei zurück; so daß es ganz blödsinnig aussah.

Bei den Seehunden und dem Hippopotamus trafen wir mit den braunen Nepaulesen zusammen. Sie und der nubische Knabe und der Beduine waren mit Veranlassung gewesen, mich den Zusammenhang des Menschen mit der Thierwelt so lebhaft empfinden zu machen. Der eine der Nepaulesen war so schön gestaltet und hatte namentlich einen so schön geformten Kopf und Nacken, daß er das Modell eines jungen Antinous abgeben konnte.

Von dem Hippopotamus, das noch ganz jung, aber doch schon ein gewaltiges Thier ist, bekam man nur dann und wann etwas zu sehen. Da es das Erste ist, welches nach Europa gekommen, so ist der Andrang zu demselben sehr groß, und man hat in dem Hause des Hippopotamus eine Art von amphitheatralischer Tribüne errichtet, von der aus man auch das Wasserbassin übersehen kann, in welchem das Thier einen großen Theil des Tages zubringt. Als wir es besuchten, kam es wenig aus dem Wasser hervor, sondern wälzte sich schwimmend darin umher, eine *Bewegung*, die ich noch von keinem anderen

Thiere gesehen habe. Nur bisweilen steckte es seinen Kopf hervor, der die Gestalt eines Bulldoggkopfes von riesiger Größe hatte. Dann watschelte es einmal aus dem Bassin heraus, daß wir die ganze Unform sahen, tauchte bald wieder unter und — ward nicht mehr gesehen! —

Alle Thiere der Menagerie müssen einen Tag in der Woche fasten, um bei der fehlenden Bewegung sich nicht zu überfüttern. Einem Tiger, der das Bein gebrochen, hatte man es abgenommen und ihn vor der Operation ätherisirt. Er lag noch ziemlich matt da, man war aber gewiß, ihn zu erhalten. — Der Park ist sehr schön und so groß, daß die einzelnen Thierhäuser sich darin nicht aufdrängen, sondern nur hie und da aus den Büschen, unter den Bäumen und auf den Wiesen hervortauchen. Dazwischen sind Teiche für die Wasservögel, die Seehunde, die Ottern und Schildkröten, und während man mit großem Genusse in den lieblichen Anlagen umherwandelt, gewinnt man eine Masse von neuen Anschauungen, die im hohen Grade anregend sind.

Den 16. Juli.

G. R. hatte mir vor einem Jahre geſchrieben, um mir eine ihm befreundete junge Dame zu empfehlen, die ſich mehrfach und glücklich mit Ueberſetzungen aus dem Deutſchen in das Engliſche beſchäftigt, und namentlich auch Jean Pauls Campaner-Thal mit Geiſt und Geſchmack übertragen hat. Sie gehört einer Norddeutſchen Familie an, welche nach England übergeſiedelt iſt. Der Vater ſcheint irgend ein kleines Waarengeſchäft zu betreiben. Ich fand ſie in einer beſcheidenen Wohnung der City, die mir intereſſant war, weil ſie einen Begriff geben konnte von der Beengung des Raumes und von ſeiner Benutzung in jenem Stadttheil. Das Haus iſt nur ein Fenſter breit. Parterre befindet ſich ein kleines Geſchäftszimmer, daneben ein ſchmaler Gang, der die Hausflur darſtellt und zur Treppe führt. Die Treppe iſt beängſtigend ſchmal, ſo daß ich Troſt ſuchen mußte in dem Gedanken an die transportabeln Feuerrettungsleitern. Im erſten Stock liegt ein kleines Zimmer nach der Straße, ein Cabinet nach dem Hofe, und das Alles iſt ſo eng, aber auch ſo ſauber wie eine Schiffskajüte. Darüber *werden nun* ein paar noch niedrigere Schlafſtüb-

chen ſein, und damit iſt das Haus zu Ende, das in dieſem Stadttheile ſicher ſeine hundert Pfund Miethe koſten mag, denn ich habe in weniger geſuchten, ausſchließlich von Handwerkern bewohnten Seitenſtraßen des Weſtendes Häuſer geſehen, die nur unbedeutend räumlicher waren und achtzig Pfund und darüber zahlten, die hohen Taxen noch ungerechnet.

Die junge Dame ſowohl, als der preußiſche Conſul und die Beſitzer der Buchhandlung von William und Norgate behaupten, daß Alles unrichtig ſei, was man uns von dem Contracte zwiſchen England und Preußen geſagt, der die Rechte der preußiſchen Autoren in England vertreten ſollte. Nach den Anſichten von zwei geſetzkundigen Juriſten in Berlin ſollte kein in Preußen erſchienenes Werk, in England ohne Zuſtimmung des Verfaſſers, überſetzt werden können, wenn derſelbe auf das Titelblatt die Worte drucken ließ: »Der Autor vorbehält ſich das Recht der Ueberſetzung in das Engliſche.« Nur wenn er innerhalb zwei Jahren von dieſem Rechte keinen Gebrauch gemacht und ſelbſt keine Ueberſetzung veranſtaltet hatte, ſollte das Original der freien Benutzung jedes beliebigen Ueberſetzers anheim fallen. In London aber wollte Niemand etwas davon wiſſen,

und jene Buchhändler versicherten, das Honorar der Uebersetzer und der Preis übersetzter Bücher sei so gering, daß ohnehin an einen materiellen Vortheil für den Autor nicht zu denken wäre. Nur wenn die englische Uebersetzung eines deutsch geschriebenen Werkes in England früher erscheine, als das deutsche Original in der Heimath, sei ein Honorar für den Verfasser zu erlangen, und bei wissenschaftlichen Werken würden englische Verleger häufig geneigt sein, eine solche Ausgabe zu veranstalten.

Im Ganzen kommen doch noch immer wenig deutsche Bücher nach England. Es wird wohl hier wie in Frankreich daran liegen, daß sie einen Eingangszoll bezahlen müssen, und daß also die Vermittelung der Buchhändler fortfällt, welche Bücher auf Commission nehmen, und die nicht verkauften zurücksenden. Die Buchhandlungen von William und Norgate in Henriettastreet Coventgarden, die Orlandische Buchhandlung in Bernerstreet haben die größte Auswahl deutscher Werke und stehen in einem Verkehr mit Deutschland, der es leicht macht, das Verlangte kommen zu lassen, wenn man es kaufen will. Deutsche Bücher zur Ansicht zu erhalten, ist aber nicht leicht, *und die von* Prinz Albert patronisirte London

library beschränkt sich bis jetzt mehr auf wissenschaftliche, als auf Unterhaltungs-Werke.

Den 17. Juli.

Consul C. hatte mir angeboten, mich einmal nach Blackwall in die Ostindia Doks zu führen und mich einen der großen Ostindienfahrer sehen zu lassen. Um ihm den weiten Weg aus der City zu mir, und den Rückweg mit mir nach der Eisenbahn in der City zu sparen, die ihn ein Paar Stunden gekostet haben würden, hatte ich ihm vorgeschlagen, ihn zu einer festgesetzten Zeit in den Hallen des Börsengebäudes zu erwarten, in denen ich immer Kinderfrauen mit ihren Pfleglingen und alte Leute sitzen gesehen hatte. Wir trafen auch fast gleichzeitig dort ein, bestiegen die Eisenbahn und waren in wenig Minuten in Blackwall, wo ein Erlaubnißschein uns den Zutritt zu dem grade seegelfertigen größten Schiffe der Herren Green eröffnete. Diese Herren Green besitzen vier und zwanzig eigens für den Handel mit Indien erbaute Schiffe, deren kleinste siebenhundert, deren größte vierzehnhundert Tonnen tragen. Zu Anfang des Jahres wird die Reihenfolge bekannt gemacht, in der die Schiffe abfahren,

und welche Capitaine sie führen, so daß man lange voraus die Wahl treffen, und Tag und Stunde der Abfahrt bestimmen kann.

Das Schiff, das wir besahen, der Monarch, hatte acht und zwanzig tausend Centner Ladekraft, und sollte am sechs und zwanzigsten Juli direkt nach Calcutta abgehen. Das Oberdeck gleicht ganz dem breiten Corridor eines Hotels an Helle und Luftigkeit. Zu beiden Seiten dieses Corridors, der einen freien Durchgang bildet, liegen die Cajüten. Sie haben sowohl nach dem Corridor, als nach der Wasserseite Fenster, welche mit grünen Holzjalousieen verschließbar sind. Der Schiffseigner vermiethet dem Reisenden nur die leere Cajüte, der sie dann mit eigenen Möbeln versehen muß. Man richtete gerade, als wir das Schiff besuchten, vier neben einander liegende Kajüten ein, welche eine große, nach Indien gehende Familie bestellt hatte. In einer andern Kajüte war schon ein Teppich gelegt, kleine Gardinen angebracht, zwei Schlafsophas, die unten jedes vier Schiebladen enthielten, eine Comode, ein Tisch, eine Waschtoilette und ein Spiegel hineingestellt, und man beschäftigte sich damit, all diese Gegenstände an ihren Plätzen festzuschrauben. *Zwei junge* Mädchen, die ihre Erziehung in einem

Londoner Pensionate beendigt hatten, sollten in derselben die Rückreise in die ferne Heimath antreten. — Ueberhaupt waren alle vierzig Plätze des ersten Decks bestellt, da der Monarch für eines der besten und schnellseegelndsten Schiffe gehalten wird. Die gewöhnliche Dauer der Ueberfahrt ist hundert Tage. Der Corridor wird zu gleich als Promenade und Salon benutzt. Der Speisesaal liegt in der Mitte des Schiffes und ist sehr elegant und behaglich eingerichtet.

Auch das zweite Deck ist nicht schlecht, die Kajüten sind sogar größer als im ersten, dafür aber sind die Fenster hoch oben gegen die Decke hin, so daß man nicht bequem hinaussehen kann. Auch der Corridor ist im zweiten Deck weniger frei als der im ersten. Die Ueberfahrt in der ersten Classe kostet mit der Beköstigung einhundert und zehn Pfund. Wir besahen die Speisekammern, Weinlager und Wäschschränke, die Tisch- und Theeservice und die Küche. Es war Alles vortrefflich hergerichtet und reichlich versehen. Zwei bis drei Kühe gehen mit, um den Bedarf an Milch zu liefern, ferner frisches Schlachtvieh, dreihundert Hühner u. s. w. — In dem untern Deck machte man die Stallung für Pferde zurecht, deren diesmal achtzehn, den Passagieren gehörend, an Bord

kommen ſollten. Solch ein Schiff iſt wirklich eine Welt!

Nachdem wir es verlaſſen hatten, nahmen wir in dem, durch ſeine Küche berühmten Hotel von Blackwall ein Diner ein. Das Hotel liegt hart am Fluſſe, und man ſpeiſt in einem großen, ſchönen Saale à la carte. Die Hauptdelikateſſe von Blackwall ſind die White beats, eine Art ſehr wohlſchmeckender Seeſtinte, die mit ſchwarzem Brode genoſſen werden, und ſolch ein White beats dinner iſt ein Genuß, den ſich Jeder alljährlich mit ſeinen Freunden zu machen pflegte. Es kommen dann noch viele andere Fiſchgerichte, Lachskottelet mit den ſchärfſten Saucen und derlei Herrlichkeiten vor, die Hauptſache aber iſt, daß man Alles vortrefflich zubereitet erhält.

Neulich iſt hier ein Waſſerfeſt gefeiert worden, das ich bedaure verſäumt zu haben. Es war die Fahrt des Lordmayors zur Inſpicirung der Themſe und des Hafens, eine bloße Formalität, bei welcher der Lordmayor in einem Staatsbote einherfährt, und die mit einem großen Diner endigt. Es heißt das Swanhopping, weil der Mayor auch darauf zu achten hat, ob die Schwäne, deren eine große Anzahl in der Themſe *erhalten* werden ſoll, wirklich vorhanden ſind. Den

Lordmayor begleiten viele angesehene Bürger und alle Beamten der City in ihrer Berufstracht, unter dem Spiele mehrerer Musikchöre. Ich hatte mir den Anblick hübsch gedacht, Miß J. aber, die dem Feste beigewohnt, meinte, daß es sehr gewöhnlich gewesen wäre, und daß ich es unter meinen Erwartungen gefunden haben würde.

Abends.

Miß Anna Swanwick hat heute die Güte gehabt, mir einzelne Stellen aus ihrer meisterhaften Uebersetzung der Göthischen Dramen, vorzulesen, dabei ist mir recht klar geworden, welchen Gewinn eine solche Uebersetzung dem Uebersetzer bereiten muß. Es ist dafür ein so gründliches Eingehen in den Geist des Dichters, ein so sorgfältiges Erwägen jedes Wortes erfordert, daß man sich den Dichter auf diese Weise mehr aneignet, als es sonst irgend der Fall sein kann. Wunderbar erschien mir, als wir einige Stellen des Egmont verglichen, die despotische Willkühr, mit der Göthe manchmal die Sprache behandelt hat. Er war ein absoluter Herr in seinem Schaffen. Das macht aber dem Uebersetzer die Arbeit sehr schwer. Wir Deutsche verstehen ihn überall, weil die zwischen

Göthe und ſeinem Volke herrſchende Sympathie das ahnungsvoll Angedeutete für uns vermittelt. Aber wörtlich es zu übertragen iſt oft gradezu unmöglich. Wie ſoll man es überſetzen, wenn Göthe den Egmont ſagen läßt: »Dich macht der Zweifel fühllos, nicht das Glück!« — oder wenn es heißt: »und jede nächſte Wohlthat der Natur,« das iſt, ſcheint mir, in keiner andern Erdenſprache wieder zu geben. Man muß für dies »nächſte« new nehmen, und das drückt doch nicht daſſelbe aus. Dazu kommt, daß der Ueberſetzer ſich ganz mit dem Gedanken des Göthiſchen Heidenthums, mit Göthe's pantheiſtiſcher Weltanſchauung durchdringen muß, falls er ihm gerecht ſein will; denn wenn er das Egmont'ſche: »der Menſch glaubt ſein Leben zu leiten und wird von ſeinem Innerſten ſeinem Schickſal nachgezogen« mit interior feeling oder gar mit soul wieder geben will, ſo kommt damit etwas Dualiſtiſches, Chriſtliches hinein, das nicht im Originale liegt. He is drawn irrisistibly by his fate, wie Miß Swanwick es ausgedrückt hat, giebt noch am Beſten die Einheit der Göthe-ſchen Anſchauung.

Dir einen Begriff von der meiſterhaften Ueberſetzung zu ſchaffen, will ich, da die trefflichen *Arbeiten* ſchwerlich in Deutſchland allgemein be-

kannt werden dürften, die Scene zwiſchen Fauſt und Margarethe kopiren, die wirklich Nichts zu wünſchen übrig läßt.

Martha's Garden.
Margaret and Faust.

Margaret.

Promise me, Henry!

Faust.

What I can!

Margaret.

How is it with religion in Your mind?
You are 'tis true a good, kind-hearted man,
But I 'm afraid not piously inclin'd.

Faust.

Forbear! I love you darling, you alone!
For those I love, my life I would lay down,
And none would of their faith or church. bereave.

Margaret.

That's not enough, we must ourselves believe.

Faust.

Must we?

Margaret.

Ah, could I but your soul inspire!
You honour not the sacrament, alas!

Faust.

I honour them.

Margaret.

Bat yet without desire.
'Tis long since you have been to shrift or mass
Do you believe in God?

Faust.

My love, forbear!
Who dares acknowledge, I in God believe?
Ask priest or sage, the answer you receive,
Seems but a mockery of the questioner.

Margaret.

Then you do not believe?

Faust.

Sweet one! my meaning do not misconceive!
Him who dare name
And yet proclaim,
Yes, I believe?
Who that can feel,
His heart can steel,
To say: I disbelieve?
The All-embracer,
All-sustainer,
Doth He not embrace, sustain
Thee, me, himself?
Lifts not the Heaven its dome above?
Doth not the firm-set earth beneath us lie?
And beaming tenderly with looks of love.
Climb not the everlasting stars on high?
Are ve not gazing in each other's eyes?
Nature's impenetrable agencies,
Are they not thronging on thy heart and brain,
Viewless, or visible to mortal ken,
Around thee weawing their mysterious reign?
Fill thence thy heart, how large soe'er it be,
And in the feeling when thou'rt wholly blest,
Then call it what thon wilt — Bliss! Heart! Love! God!
I have no name for it — 'tis feeling all.

Name is but sound and smoke
Shrouding the glow of heaven.

Margaret.

All this is doubtless beautifull and true;
The priest doth also much the same declare,
Only in somewhat diffrent language too.

Faust.

Beneath Heaven's genial sunshine, everywhere,
This is the utt 'rance of the human heart;
Each in his language doth the like impart;
Then why not I in mine?

Eben ſo gelungen ſind die übrigen Theile des Fauſt, die Iphigenie, der Taſſo und der Egmont. Man hat einen künſtleriſchen Genuß davon, wenn man ſieht, wie die engliſche Sprache ſich jeder Modulation, jedem Rythmus der Deutſchen anpaſſen läßt. Die phantaſtiſche Tollheit des Hexeneinmaleins, die edle Vornehmheit der Diktion im Taſſo, das antik Gehaltene in der Iphigenie, anderſeits die kecken Studentenſcenen im Fauſt, und die Volksſcenen im Egmont haben Nichts an ihrer urſprünglichen Kraft verloren. Vorzüglich gelungen ſcheint mir auch der König von Thule zu ſein, den ich noch hierher ſetzen will.

There was a King in Thule,
True even to the grave.
To wohm his dying mistress
A golden beaker gave.

Beyond anght else he priz'd it,
And drain'd its purple draught,
His tears came gushing freely
As often as he quaff 'd.

When death he felt approaching,
His cities o'er he told;
And grudg'd his heir no treasure
Except his cup of gold.

Girt round with knightly vassals
At a royal feast sat he,
In yon proud hall ancestral
In his castle o'er the sea.

Up stood the jovial monarch,
And quaff'd his last life's glow,
Then hurl'd the hallow'd goblet
In the ocean depths below.

He saw it splashing, drinking
And plunging in the sea;
His eyes meanwhile were sinking,
And never more drank he.

Vergleicht man mit dieſer liebe- und verſtändnißvollen Arbeit die leichtſinnige franzöſiſche Ueberſetzung des Erlkönigs, die Börne, ich glaube in den Pariſer Briefen mittheilt, ſo hat man eine doppelte Genugthuung daran, die Werke Göthes in ſo würdiger Weiſe dem ſtammverwandten Volke vermittelt zu ſehen. Wie lehrreich übrigens das Vergleichen der engliſchen Ueberſetzung mit

dem deutschen Originale wie für die Kenntniß der englischen Sprache sein würde, das habe ich bei den flüchtigen Ueberblicken empfunden, die mir zu thun vergönnt gewesen sind.

Nach der Beschäftigung mit diesem Werke holte mich Mrs. F. G. zu der Ausstellung der Gemälde in Wasserfarben ab, die hier ein eigenes Lokal einnehmen. Es mochten vier oder fünf große Säle voll Bilder da sein, und ganz vortreffliche Sachen darunter. Ich sah Landschaften, Genrebilder, Stillleben, Marinen und Architekturbilder von einer Tiefe in den Schatten und von solcher Klarheit im Licht, wie sie mir in Aquarell nicht vorgekommen sind. Dagegen mißfiel mir das Bild, welches von dem Publikum am meisten bewundert wurde, und das zu sehen, wir hingefahren waren.

Es stellt einen Sultan im Harem vor, zu dessen Füssen drei, vier wollüstig schmachtende Weiber ausgestreckt liegen, während ein Mohr eine prächtige Nubierinn vor ihm entkleidet, die der Sultan wahrscheinlich kaufen soll. Der sieht sie aber gar nicht an, sondern kuckt nach einer Fliege an der Wand. Es stehen denn auch griechische Sclavinnen, auch Eunuchen im Hintergrunde, und im Vorgrunde neben dem Sultan sieht man ein

Paar Gazellen und eine Katze; und Gazelle, Katze und Fliege ſind, nebſt allen Schärpen der Weiber und allen Pfauenfederfächern, ſo »beautifull« gemalt, daß der Inſpector ſie durch ein Mikroskop bewundern läßt. Urtheile danach über den Kunſtwerth eines reichlich drei Fuß großen Bildes. Es iſt die ängſtlichſte Auspunktirung, das mühſeligſte Getüfftel, und nebenher farbenbunt bis zum Abgeſchmackten. Abgeſehen von dem unangenehmen, ſehr ſinnlich gehaltenen Motive, iſt das Bild vor lauter Farben und Haſchen nach Lichteffecten vollkommen wirkungslos. Darunter aber hing ein Ideal von einer Landſchaft, das faſt Niemand anſah, während alle Augengläſer auf das Harembild gerichtet, und des beautifull und splendid, und lovely und enchanting kein Ende war. Wenn ſie mitunter ſo geſchmacklos ſind, wird man irre an den Engländern, und kann ſich den Enthuſiasmus für ſchlechte Kunſtwerke nur durch die Fashion erklären, die ſolch ein Bild aus irgend welchen Rückſichten patroniſirt. Die Fashion iſt aber einmal der Tyrann des freien Englands, die Achillesferſe faſt jedes Einzelnen.

Bei dieſem Harembilde fällt mir ein ſehr ſchönes Gedicht von Monnekton Milnes ein: the *hareem*, das in den anmuthigſten Verſen das

Glück der Zurückgezogenheit der Frauen beſingt. Es liegt in dem Gedanken, ſo ausſchließlich für den Geliebten zu leben, auch wirklich etwas Verlockendes, wenn man annimmt, daß nicht Zwang, ſondern Liebe das Weib in den Harem bannte und von der ganzen übrigen Welt abtrennte. Kann ich es noch einmal erhalten, ſo ſchreibe ich es ab; es iſt ſo ſauber, ſo fein empfunden, daß es ſich mir als geforderter Gegenſatz in das Gedächtniß drängte bei der Betrachtung jenes wüſten Bildes.

Neunzehnte Sendung.

Vom 20. Juli.

Die Ausstellung der Aquarell-Maler, die ich gestern gesehen, ist natürlich auch nur die Folge einer freien Association, die nicht das Geringste mit Regierungsanordnungen zu thun hat; und täglich mehr leuchtet es mir ein, wie wenig hier in England regiert, d. h. von oben herunter befohlen wird. Eine eigentliche Regierungsbehörde giebt es hier gar nicht, Alles was den Landräthen, den Regierungen, den Generallandschaftsdirektorien, den Steuerdirektorien, Schulkollegien und all den hunderten von Ober- und Unterkollegien Preußens an ordnender und schaffender Gewalt anheimfällt, das besorgen die Bürger hier selbst nach eigener Ansicht, ohne weitere Controle und fast ganz ohne bezahlte Beamte. Diejenigen unserer Conservati-

ven und Altliberalen, welche beständig mit einem Auge — aber eben auch nur mit halbem Blick — nach England hinüberschielen, wenn sie den Constitutionalismus vertheidigen, übersehen, daß ihr Feldgeschrei: »Alles für das Volk, Nichts durch das Volk,« nirgend weniger Anwendung findet, als in England, wo fast Nichts für das Volk geschieht, und Alles durch das Volk selbst.

Weil mir die Art, in der die Verwaltung des Landes hier vor sich geht, gradezu räthselhaft erschien, habe ich versucht, mir von den Männern meiner Bekanntschaft und durch leicht übersichtliche Broschüren, ein Bild von dem Geschäftsgange zu machen. Meine bisherigen Vorstellungen davon sind im großen Ganzen richtig gewesen. Die Krone sorgt nur für Aufrechterhaltung der englischen Rechte im Auslande, für Aufrechterhaltung der Hauptinstitution, der Volksvertretung in dem Parlament. Das Parlament aber hat die strengste Controle über alle Handlungen der Minister, und zugleich eine gesetzgebende und ausführende, ja in einzelnen Fällen sogar richterlich einschreitende Gewalt. Die Rechtspflege ist auch in den Händen des Volkes; nur einzelne Glieder der verschiedenen richterlichen Collegien ernennt die Krone. Die Uebrigen werden wie die Geschworenen gewählt,

und wechseln wie diese, in größern oder kleinern Zeitfristen, was sich um so natürlicher macht, als die Engländer kein eigentliches wissenschaftliches Rechtsstudium haben. Die jungen Männer, welche sich der juristischen Laufbahn widmen wollen, treten als Lehrlinge bei einem Advokaten ein, und arbeiten so lange als seine Gehülfen, bis der Verein der Advokaten sie für fähig erklärt, selbstständig zu fungiren. Ihre Kenntniß unterscheidet sich also nur durch die größere Praxis von dem ebenfalls durch Ausübung des Gesetzes entstandenen Wissen, der aus den Wahlen hervorgegangenen Jury.

Zwischen der Krone und dem Volke stehen als öffentliche Beamte die Lordlieutenants, die Sherifs und Coroners, die Friedensrichter und die Ober- und Unterconstables, aber fast alle diese Beamte versehen ihren Dienst ohne Gehalt, als Ehrenämter, theils Zeitweise, theils für Lebenszeit, und sie ernennen sich, sobald die Ereignisse eine gehäufte Arbeitslast herbeiführen, aus eigener Machtvollkommenheit Gehülfen, die, so lange sie das Amt verwalten, auch die gleiche Gewalt besitzen.

Die Lordlieutenants werden vom Könige bestellt, für jede Grafschaft Einer, und zwar immer

ein in der Grafschaft wohnender Grundbesitzer. Er ist der oberste Chef der Militairangelegenheiten seines Distriktes, sobald das Parlament in Kriegszeiten die Miliz zur Vertheidigung der Insel zusammen beruft. Mit dem stehenden Heere hat er Nichts zu schaffen, und er möchte nach unsern preußischen Institutionen der Chef der Landwehr sein. Sobald ein auswärtiger Krieg die geworbenen Truppen, das stehende Heer, von England entfernt, und das Parlament die Einberufung der Miliz verlangt, ernennt der Lordlieutenant sich eine Anzahl von Adjutanten, fertigt die Officierspatente für sein Truppen-Contingent nach eignem Ermessen aus, und sorgt dafür, daß die Miliz an dem vom Parlamente festgesetzten Tage zusammengetreten ist. Der Lordlieutenant ist der erste Mann der Grafschaft.

Auch die Sherifs werden vom Könige bestimmt, oder vielmehr aus den vom Kanzler der Schatzkammer und andern Staatsbeamten vorgeschlagenen Candidaten für ein Jahr vom Könige erwählt. Sie müssen ebenfalls in der Grafschaft ansässig sein und werden als die ersten Civilbeamten respektirt, weil ihre Mühwaltung groß und noch obenein mit namhaften Geldausgaben für sie verbunden ist. Gehalt haben sie eben so wenig

als der Lordlieutenant. Nach der Broschüre des Herrn von Vinke über die innere Verwaltung Großbritanniens,*) haben die Sherifs die Leitung der Parlamentswahlen, die Ausführung aller Urtheile der Obergerichte, mit den dahin schlagenden Verhaftungen und Exekutionen zu besorgen; die vom königlichen Geheimrath erlassenen Proklamationen zu publiciren, und die Jury zu ernennen für Assisen und quarter Sessions. Sie vertreten die Kronrechte und Krongrundstücke, erheben die dahingehörenden Abgaben und berechnen den Antheil der Krone an den eingehenden Geldstrafen mit der Schatzkammer. Auch die Aufsicht der Gefängnisse, die Ueberwachung der Hinrichtungen ist ihnen anvertraut, wie sie anderseits alle die Repräsentationen zu übernehmen haben, welche bei uns den Oberpräsidenten anheim fallen. Da es unmöglich wäre, daß ein Mann all diese Obliegenheiten allein erfüllt, und man von dem sehr richtigen Grundsatze ausgeht, daß ein freiwillig übernommenes Amt einem Manne keine drückende Last werden, und ihm Zeit zur Verwaltung seiner eignen Angelegenheiten lassen müsse, so hat auch der Sherif das Recht, sich Gehülfen zu erwählen,

*) Darstellung der innern Verwaltung Großbritanniens.

die Under Sherifs und Bailifs, für deren Handlungen er aber einzustehen hat.

Die Coroners, deren mehrere in jeder Grafschaft sind, werden von den Grundeigenthümern erwählt. Sie haben die Begutachtung aller unnatürlichen Todesfälle, müssen bei Morden die Thäter zu entdecken und zu verhaften suchen, und den nächsten Assisen schriftliche Berichte darüber einreichen. Unter ihrer Aufsicht stehen auch die Sterbefälle in den Gefängnissen, die Citation und Wiedereinbringung entflohener Verbrecher.

Die größte Thätigkeit bei der innern Verwaltung liegt aber in den Händen der Friedensrichter, deren der König so viele ernennt, als die Geschäfte derselben zu erfordern scheinen. Da das Amt eben so ehrenvoll als einflußreich ist, bewerben sich die angesehensten Leute darum. Beweist sich irgend einer dieser verschiedenen Funktionaire (denn Beamte sind sie nicht, in dem Sinne den man damit in Preußen verbindet), beweist sich irgend einer dieser Männer des Vertrauens unwürdig, das man in ihn gesetzt hat, so wird sein Amt ihm ohne Weiteres genommen, entweder durch ein ausdrückliches königliches Dokument, oder durch eine neue Liste der Friedensrichter, in der der Name des zu Entlassenden nicht mehr angeführt

ist. Die Macht der Friedensrichter erstreckt sich nur auf den Bezirk, für den sie ernannt sind; verlassen sie diesen Bezirk, so hört für diese Zeit ihre Wirksamkeit auf, und beginnt erst wieder mit der Rückkehr in denselben.

Ihnen liegt die ganze allgemeine Polizeipflege ob, zugleich aber auch die Bestrafung persönlicher Beleidigungen und Eigenthums-Beschädigungen. Verstehe ich es recht, so machen sie als freie selbstständige Richter alle die Sachen ab, welche bei uns die Commissionen der Untergerichte erledigen, die im summarischen Proceß Bagatellsachen schlichten. Die Betrügereien im täglichen Verkehr, die Conflikte mit Dienstboten und Lehrlingen, die Processe wegen Ernährung unehelicher Kinder, und alle jene tausend Vorkommnisse ähnlicher Art, gehören vor ihr richterliches Forum. Noch ausgedehnter aber scheint ihre Einwirkung auf die Sittenpolizei. Sie haben die Beaufsichtigung des Armenwesens, aller Unterstützungsgesellschaften und der Sonntagsfeier; sie ertheilen die Concession für alle öffentlichen Schenken und Trinkstuben, für Tröd-ler u. s. w., und haben das Recht Alles zu hindern, was die öffentliche Ordnung stören, die Ruhe der Allgemeinheit beeinträchtigen könnte. Auch die Bestrafung von Vagabonden liegt ihnen ob. Die

ganze Gewerbepolizei, die Wege- und Wasserbauten, die Steuereinnahme, die Verwaltung der Grafschaftskasse sind ausschließlich in ihren Händen.

Daß diese Ausdehnung ihres Wirkungskreises eine große Anzahl von Friedensrichtern erheischt, ist einleuchtend. Ob Einer hinreicht eine Sache abzumachen, ob zwei oder mehrere, bestimmt das Gesetz; und da in jedem Orte mehrere Friedensrichter vorhanden sind, hat man das Recht und die Möglichkeit, seine Sache von demjenigen aburtheilen zu lassen, zu dem man persönlich das meiste Vertrauen hegt. Die wichtigsten Sachen werden in den quarter Sessions, den vierteljährlichen Zusammenkünften abgemacht, denen sämmtliche Friedensrichter der Grafschaft beiwohnen müssen.

Vor diesen quarter Sessions werden, als vor einer höhern Instanz, diejenigen Fälle vorgebracht, welche die einzelnen Friedensrichter nicht zur Ausgleichung bringen konnten. Die quarter Sessions schreiben ferner die Steuern für die verschiedenen Kirchspiele aus, welche die Friedensrichter einzuziehen haben. Sie ernennen Constabler, und vereidigen diese, so wie alle andern öffentlichen Funktionaire, welche einen Schwur zu leisten haben. Sie revidiren die Liste aller zu Geschwore-

nen tauglichen Personen und lassen die Grand Jury einschwören. Hat diese ihre voruntersuchenden und richterlichen Geschäfte geendigt, so werden die Personen, gegen welche kein Verbrechen vorliegt, sofort entlassen, die im Verdacht des Verbrechens bleibenden Personen aber werden, bis zu dem Zusammentritt der Assisen (den Gerichten der reisenden Oberrichter), im Gewahrsam behalten.

Es würde zu weit führen und über den Raum dieses Briefes und meiner Zeit hinausgehen, sollte ich alle Geschäfte angeben, welche der Thätigkeit der Friedensrichter anheimfallen. Es sitzen an den verschiedenen Tagen der Woche einzelne Friedensrichter für die verschiedenen Zweige ihrer Amtspflichten zu Gericht. Die Theilung der Arbeit ordnen sie selbst, so daß Jeder die Fächer zu verwalten übernimmt, für die er und seine Collegen ihn am meisten befähigt halten. Sie müssen Jeden hören und zu jeder Stunde einschreiten, wo man ihren Beistand verlangt, aber sie haben auch das Recht, die Hülfe jedes Einwohners zu fordern, wenn sie ihnen zur Erreichung ihrer Zwecke nöthig erscheint. Den Aufforderungen und Anordnungen des Friedensrichters nicht unbedingt Folge zu leisten, wird schwer bestraft. Jede ihrer *einfachen* Aussagen gilt für einen gerichtlichen Be-

weis, gegen den keine Einwendung möglich ist, und wirkliche Klagen gegen einen Friedensrichter wegen Amtsverletzung müssen innerhalb sechs Monaten vor den Assisen der Grafschaft vorgebracht, der Friedensrichter aber vier Wochen vorher von der gegen ihn zu erhebenden Untersuchung in Kenntniß gesetzt werden. Weil man das höchste Zutrauen, eine große Gewalt in die Hände der Friedensrichter gelegt hat, weil ihnen eine große Verantwortung zur Last fällt, werden sie in ihrer Amtsthätigkeit durch die Gesetze in jeder möglichen Weise geschützt.

Die Constables endlich »sollen die ruhigen Einwohner gegen alle und jede Störungen zu allen Zeiten schützen,« und haben daher die eigentliche polizeiliche Exekutivgewalt. Sie sind die Vermittler zwischen dem Volke und den andern, aus dem Volke ernannten Beamten, und auch sie versehen eben so wie die Friedensrichter ihr Amt zum großen Theil ohne Besoldung, haben aber einen Antheil an manchen Geldstrafen. Die Uebernahme dieses Amtes ist eine allgemeine Bürgerpflicht, von der nur Aerzte, Apotheker und in ähnlicher Weise beschäftigte Personen ausgenommen sind. Im Jahre achtzehnhundert acht und vierzig ließen sich viele Tausende der angesehensten Einwohner Londons

als Conſtabler vereidigen, als man ernſtliche Unruhen durch die Chartiſten befürchten zu müſſen glaubte. Die Conſtabler verwalten etwa den Dienſt der Gensd'armerie, der Polizeikommiſſaire, Polizeidiener, der Gerichtsexekutoren u. ſ. w. Die Policemen in London tragen ein dunkelblaues Beinkleid, einen Frack von gleicher Farbe und einen runden Hut. Die Schilderung unſerer bewaffneten, mit Helmen und Degen verſehenen Conſtabler, erſchien den Engländern grade zu widerſinnig. Der Conſtabler hat zu ſeinem Schutze Nichts als die allgemeine Achtung vor dem Geſetze, das man verehren gelernt hat, weil es ſeit Jahren gerecht, und von dem Volke ſelbſt gehandhabt worden iſt. Den langen hölzernen Stab, den ſie bei großen Veranlaſſungen führen, habe ich nie geſehen, den kleinen meſſingnen, den ſie immer bei ſich tragen, nur das eine Mal, als ſie damit die Auffahrt der Wagen zum Drawing Room der Königin leiteten. Das Stäbchen war nicht größer als der Taktirſtock eines Muſikdirektors.

Die Lokalverwaltung in den größern Städten und Gemeinden wechſelt nach dem Bedürfniß derſelben, und hängt ganz von ihrer Selbſtbeſtimmung ab, die ſich nur innerhalb der allgemeinen Geſetze *bewegen muß*. Wo ſich, wie in London und in

den großen Fabrikstädten, oft ganz neue Stadtviertel bilden, treten die Bewohner derselben sogleich zusammen das Beste dieses Stadtviertels, und somit ihre gegenseitigen Rechte zu wahren. So bildet sich gleich die Verwaltung des neuen Parish, Kirchspiels, aus sich selbst heraus, die sich dann, wo es nöthig ist, mit der größern Allgemeinheit in Verbindung setzt. Die alten Städte haben fast alle eine Gipfelung dieses innern Verwaltungssystems in den Personen der Majors und Alderman; in den neuern Städten und auf dem Lande fehlen aber auch diese, und die ganze Verwaltung wird von den Friedensrichtern und Constablern allein besorgt. Es ist das vollständigste Selfgovernement, das sich denken läßt, und aus diesem allein erwächst das selbstherrliche Bewußtsein und Betragen der Engländer.

Wenn sie mir von diesen Institutionen mit großer Zufriedenheit sprechen, die mir die freudigste Bewunderung einflößen, so setze ich sie anderseits in Erstaunen, wenn ich ihnen von dem bei uns kleinlichen, wirklich an das Unglaubliche gränzenden Bevormundungssysteme erzähle. Sollte einmal ein Engländer eines unsrer Amtsblätter zur Hand nehmen und nur die an den Rand geschriebenen Inhaltsanzeigen der einzelnen Ver-

ordnungen leſen, ſo würde er glauben, irgend ein ſatiriſches Werk gegen unſere Staatsverwaltung vor ſich zu haben. Denn daß eine Hochlöbliche Regierung ſich wirklich um Blutegel und Streichhölzchen, um Schulverſäumniß und Pockenimpfung der Kinder, um Wolfsjagden und Altardecken, um Cholerabinden und löbliche Thaten, kurz um Alles und Jedes bekümmert; daß zur Geſetzgebung über dieſe Dinge und zur Beaufſichtigung über die Ausführung dieſer Geſetze, ein Heer von beſoldeten Beamten unterhalten wird, und daß man für die Mehrzal dieſer Beamten zehn Jahre Schulbildung, drei Jahre Univerſitätsbildung und eine fünf bis ſechsjährige praktiſche Uebung nöthig erachtet, ehe ſie zur Erlaſſung ſo wichtiger Geſetze befähigt werden, das zu glauben hat ein Engländer Mühe.

Weil in England die ganze Verwaltung von den Bürgern beſorgt wird, welche unausgeſetzt mit dem Leben in Verbindung ſtehen, ſind Widerſprüche und Verzögerungen, wie ſie bei dem Regieren vom grünen Amtstiſche vorkommen, gradezu unmöglich.

Bewohner der Provinz Schleſien erzählten zur Zeit der, in jener Provinz herrſchenden Kartoffelkrankheit und daraus entſtandenen Hungerpeſt, daß *die Noth* alle Gränzen überſchritten habe, daß der

Tod ganze Dörfer hinweggerafft, ehe die Dekrete des Ministeriums auf die Anfragen aus der Provinz in dieselbe zurückgelangt wären. Die Gutsbesitzer in den am schwersten getroffenen Distrikten hatten ausgeholfen mit Lebensmitteln, so lange sie es vermochten, die Compagnie der Eisenbahn hatte Schuppen aufschlagen lassen, um die Typhuskranken darin zu bergen, junge Aerzte waren freiwillig aus den angränzenden Provinzen in die verpesteten Kreise zum Beistande herbeigeeilt, ehe die helfenden Anordnungen der Regierung hatten in Wirksamkeit gesetzt werden können. Und das war nicht die Säumniß der einzelnen Beamten, denn diese sind fast ohne Ausnahme ehrenhaft und pflichttreu, sondern es war die große Weitläufigkeit des Systems, das unzählige Menschen in Thätigkeit setzt, die umfangreichsten Schreibereien, Fragen, Anfragen und Gegenanfragen veranlaßt, während man in England die Sache in einer Sitzung mündlich abmachen würde.

Als zur Zeit jener Kartoffelmißernten ein Minister die hungerleidenden Provinzen auf der großen Eisenbahnstraße persönlich durchreiste, um sich von dem Sachverhältnisse zu überzeugen, wurden ihm auf verschiedenen Stationen »eingeforderte Kartoffelproben« vorgelegt, die er »sehr

gut, ganz vortrefflich, gar nicht übel« fand, während jeder Bewohner der Provinz es wußte, daß die Kartoffeln ungenießbar waren, und während in der ganzen Gegend der Ertrag an gesunden Kartoffeln die Aussaat wenig überschritt. — Dann wieder erlebt man es in den Grenzprovinzen häufig, daß Kaufleute es vortheilhafter finden, Waaren die für Polen bestimmt, an die Grenze gesendet und dort durch irgend welche Zufälle nicht abgenommen werden, zur See nach Hamburg zu schicken und sie von dort zurückkommen zu lassen, als sich den endlosen Weitläufigkeiten und Schreibereien auszusetzen, welche eine solche, nicht vorhergesehene Rücknahme der Waaren in die Zollinie ihnen veranlassen würde. Ueberall aber hört man die Klage, daß die Regierung von oben herab darum so nachtheilig auf den Handel und die Gewerbe einwirke, weil im entscheidenden Momente mit der Anfrage an die Regierung und deren Begutachtung bei den Ministerien, der rechte Augenblick für das Gelingen der Conjunctur fast immer verloren gehe. Ganz dasselbe tritt, wie man bei uns behauptet, auch jetzt wieder bei den Handelsunternehmungen nach Kalifornien ein, bei denen die, vor der Regierung zu erfüllenden Formalitäten so bedeutend und *schwierig* sind, daß die betreffenden Kaufleute es

vorziehen, eine Commandite in Hamburg oder Bremen zu errichten, und ihre Geschäfte von dortaus zu betreiben.

Ich habe mich oft verwundert über solche Erscheinungen in unserer Verwaltung, ohne zu wissen, ob und wie es anders gemacht werden könnte, hier aber sieht man das Wie deutlich vor Augen. Wenn man einem Engländer sagt, daß es einer Erlaubniß der Regierung oder der Polizei bedarf, um in seinem eigenen Hause ein Fenster in eine Mauer brechen zu lassen, und daß viele Wochen, ja Monate darüber hingehen können, ehe die Bewilligung ertheilt wird, so hält er das für eine Anekdote, mit deren übertriebener Unwahrscheinlichkeit man die Mängel des Systemes darthun will. Wenn er hört, daß die Regierung nur studirte Leute zu den juristischen und Verwaltungskollegien zuläßt, daß diese Leute ihr Vermögen an die Erlangung der geforderten Kenntnisse setzen, daß die Regierung dann jahrelang ihre Kräfte als Referendare und Assessoren benutzt, gewöhnlich ohne ihnen dafür die Mittel zu einer standesmäßigen Existenz zu geben, und ohne daß sie ein anderes bürgerliches Gewerbe dabei betreiben könnten, so lacht er nicht, aber er wundert sich, daß Menschen sich in ein so unpraktisches Verhältniß einlassen können.

In England hat die Gemeinde gar keine Behörde über sich, sie steht unmittelbar unter dem Gesetze. Hier kann jeder Mensch, der Fremde so gut als der Inländer, sich niederlassen und nicht nur ein, sondern zehn Geschäfte zu gleicher Zeit betreiben, ohne daß ihn Jemand um seine Berechtigung dazu, um einen Gewerbeschein und derlei Dinge befragte. Er würde die Steuern zahlen müssen, die mit seinen Gewerben übereinstimmten und damit wäre es zu Ende.

Am Auffallendsten jedoch erscheint dem Engländer unser Bevormundungssystem, wo es sich in die ganz persönlichen Angelegenheiten des Einzelnen hinein mischt. Daß der Beamte einer Erlaubniß seiner vorgesetzten Behörde bedarf, um sich zu verheirathen, daß die Regierung auch für großjährige Männer die Erlaubniß ihrer Eltern, einen Taufschein und ich weiß nicht, welche Atteste noch verlangt, ehe die legale Ehe vollzogen werden kann, das findet man unglaublich. Dennoch scheint auch hier über das Eingehen der Ehen in sofern eine Art von Controle zu herrschen, als die Brautleute ihren Plan sich zu verheirathen, ein und zwanzig Tage vor der Hochzeit dem Registrar mittheilen müssen, der dann eine Bekanntmachung, wahrscheinlich unserem Aufgebote ähnlich, veran-

laßt und, falls kein Einspruch geschieht, die Erlaubniß zur Trauung giebt, welche in Gegenwart von zweier Zeugen und des Registrars vollzogen werden muß. Wie man mir sagt, gehört der Einspruch der Eltern aber nicht zu den Gründen, welche die Ehe hindern.

Einen Mann von ein und zwanzig Jahren und ein Mädchen von zwanzig Jahren, die sich zur Trauung anmelden und mit zwei Trauzeugen und dem Registrar in der Kirche erscheinen, soll hier jeder Pfarrer, selbst gegen den Willen der Eltern, trauen. Diese Einrichtung muß denn natürlich die Zahl der Liebesheirathen befördern, da die Eltern wissen, daß die Kinder am letzten Ende ihrer Einwilligung entbehren können; und wie dieses Gesetz dem Romandichter entgegen kommt, daran habe ich noch nebenher meine stille Freude. Thackerays ganzer Roman vanity fair wäre unmöglich gewesen, hätte Captain George Osborn einen Erlaubnißschein seiner Eltern und Vorgesetzten zu seiner Heirath mit Amely haben müssen. Unsere gefühlvollsten Romankompositionen, alle unsere Romantik scheitert an Polizei- und Regierungsverordnungen, an Tauf- und Trauscheinen, und selbst Entführungsversuche machen uns die Paßbehörden fast unmöglich. Das wundervolle

Selbstregieren kommt sogar dem Dichter zu Statten in seinem geistigen Schaffen.

Abgesehen von dem materiellen Vortheil solcher Selbstregierung, die nothwendiger Weise alle Verhältnisse sachkundiger und praktischer beurtheilen und gestalten muß, als eine dem Leben fremde abstracte Regierungsbehörde, abgesehen von diesem Vortheile, ist der Einfluß, den die Selbstregierung auf den Volkscharakter übt, ganz unberechenbar groß. Wer selbst nach einer Seite hin Vollstrecker des Gesetzes ist, und strenge Unterordnung unter dasselbe verlangen muß, wird nicht leicht den Gesetzen entgegenhandeln. Wer das nothwendige Ineinandergreifen der verschiedenen Geschäftszweige, der verschiedenen Verhältnisse durch eigene Praxis kennen lernt, wird an Fügsamkeit in die geforderten Anordnungen, und vor Allem an der Einsicht gewinnen, daß das Wohl des Einzelnen mit dem Gemeinwohl Hand in Hand geht. Nur Selbstregierung kann gute Bürger und Zufriedenheit mit den Institutionen des Staates erzeugen, und verständen die Fürsten des Continentes ihren Vortheil, so müßten sie, um sich eine Zukunft zu erhalten, das Bevormundungssystem beseitigen. Von diesem haben im Wesentlichen nur die Minister wirklichen Vortheil, denn es vergrö-

ßert ihren Einfluß. Dem Fürsten zieht das Bevormundungssystem fortdauernd die Unzufriedenheit des Volkes zu, da Jeder mit Recht mißtrauisch wird, wenn man über ihn verfügt und bestimmt, wo er sich fähig fühlt, es selbst zu thun. Bei einem an wirklichem Wissen, an allgemeiner Bildung so reichen Volke wie das Deutsche, würde es an Männern nicht fehlen, welche Kenntnisse und Uneigennützigkeit genug besäßen, öffentliche Aemter unentgeltlich und gewissenhaft zu verwalten, wenn man sie, wie in England, nicht mit Arbeit für dieselben überbürdete. Hat es doch noch nirgend an Stadtverordneten und unbesoldeten Stadträthen gefehlt, wo man ihrer bedurft hat, und überall würden sich auch für die Uebernahme der weiteren Verwaltungszweige bereitwillige Personen finden. Will man den Revolutionen vorbeugen, die sich bei der Bildungsstufe und dem Selbstbewußtsein unsers Volkes, unter dem Bevormundungssysteme immer und immer wieder erzeugen müssen; will man die Monarchien erhalten, so ist das einzig und allein durch die Selbstregierung des Volkes, einzig und allein durch den Wahlspruch möglich: »Alles durch das Volk!« Das englische Volk ist souverain in seinen Beschlüssen, und ich habe hier oft an das Wort Göthe's gedacht: »Wer erziehen will,

ſoll nicht Luſt am Verbieten haben!« — Wer jetzt die Sicherheit und Ruhe eines Staates fördern will, muß nicht mehr am Regieren Luſt haben. Die Regierung von oben herab muß lauter Republikaner erzeugen, das Selfgovernment würde die Monarchien erhalten.

Als ich vorhin der Leichtigkeit erwähnte, mit der hier Ehen geſchloſſen werden, fiel es mir ein, daß das Geſetz vielleicht grade deshalb die Eheſcheidungen ſehr erſchwert. Die Ehe kann in England nur durch einen Parlamentsakt aufgelöſt werden, deſſen Erlangung ſo koſtbar iſt, daß die Scheidung für den Unbemittelten gradezu unmöglich wird. In den höheren Ständen herrſcht in ſo fern große Achtung vor der Inſtitution der Ehe, als im Allgemeinen die Frauen die Trennung einer unglücklichen Ehe für eine ſittliche Nothwendigkeit halten. Aber ſie haben den entſchiedenſten Widerwillen gegen eine zweite Verheirathung, beſonders der Frau, und ſehen eine ſolche, wenn auch nicht grade als eine Unſittlichkeit, ſo doch als ein Unſchönes, als ein Unrechtes an.

In früheren Jahren muß die Ehe frevelhaft leichtfertig in England behandelt worden ſein, denn nicht nur der Schmidt von Gretna Green, jener Nothhelfer in allen Romanen, hatte das

Privilegium zur Vollziehung rechtskräftiger Trauungen, sondern es wurden auch an verschiedenen andern Orten Ehen eingesegnet, bei denen man nicht ein Mal die jetzt üblichen Zeugen oder die Erfüllung sonst irgend einer Formalität verlangte. Man hatte die May Fair marriages, die Fleet marriages (die auf dem Londoner Maimarkt und im Fleetgefängnisse geschlossenen Ehen), und die Trauungen in der Kapelle des ehemaligen Savoyenschen Pallastes. Vor dem Fleetgefängnisse ging noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts Tag über ein Mann umher, der die Vorübergehenden fragte: Ist's gefällig getraut zu werden? — wie man jetzt auf den Märkten durch Marktschreier die Leute einladet, in eine Wachsfiguren- oder Menageriebude einzutreten. An der Thüre hing ein Schild aus, das einen Mann und ein Weib darstellte, die sich die Hände gegeben hatten, und der dort fungirende Pfarrer traute jedes Paar, das sich verbinden lassen wollte, für wenige Pence. Im Jahre 1704 wurden in vier Monaten fast dreitausend Ehen in dieser Weise geschlossen, und später im Jahre 1754 las man noch im öffentlichen Anzeiger:

»Mit gesetzlicher Befugniß. — In der alten königlichen Kapelle Johannes des Täufers im Savoyenschen Pallaste, werden mit der größten

Heimlichkeit, Schicklichkeit und Regelmäßigkeit Ehen eingesegnet. Es sind dort seit den Zeiten der Reformation bis zu diesem Tage (seit mehr als zwei hundert Jahren) regelrechte und authentische Register geführt worden. Die Kosten betragen nur eine Guinee, inklusive des Stempels für fünf Schillinge. Es führen fünf heimliche Wege zu Land, und zwei zu Wasser in diese Kapelle.«

Später machte the marriage Act diesen Arten der ehelichen Einsegnung ein Ende; aber es ist interessant zu sehen wie England in seiner Entwicklung stets von einem Extreme zum andern getrieben worden ist, ehe sich das richtige Gleichgewicht herausstellte. Es giebt das Muth für die Entwicklung der Zustände in der deutschen Heimath.

Ich breche hier den Brief ab und sende ihn fort. Seit ich erfahren habe, daß zwei Briefe, jeder von drei Bogen dieses feinen Papieres, um ein Drittel weniger kosten, als ein Brief von sechs Bogen, lasse ich die Sendungen nicht mehr so aufsammeln. Weshalb das billiger ist, weiß ich nicht, verstehe es auch nicht — aber solche Einrichtungen des Postwesens muß man nirgend begreifen wollen. Es genügt, die Thatsache zu kennen und sich danach zu richten.

Zwanzigste Sendung.

Vom 21. bis 24. Juli.

Gestern, als ich Abends den Brief zur nächsten Posterpedition trug, war der Nebel so dick in der Luft, daß es mich wirklich neugierig gemacht hat, einen Nebeltag im Herbst zu erleben. Man zündete, es mochte halb acht Uhr sein, die Laternen an, und die Gaslichter sahen durch die schwere Luft wie lauter bleiche, zitternde Monde aus. Heute ist es etwas freier, dennoch fand ich es sehr drückend, als ich Morgens ein paar Stunden in der City zuzubringen, und dabei in dem mit Menschen angefüllten Omnibus zu fahren hatte. Obschon man zu beiden Seiten de Wagens die Fenster geöffnet hatte, war der L

mangel empfindlich. Der Unterſchied der Atmoſphäre in dem Weſtende und in der City iſt oft recht auffallend. Heute war es im Weſtende, wenn auch nicht hell und friſch, ſo doch ganz trocken; in der City fiel ein ſtarker Regen, die Trottoirs waren ſchlüpfrig, der Fahrweg aufgeweicht, und ſchmutzig von dem dort nun ſchon ſeit Tagen ſich erzeugenden und herabfallenden Nebel. Dazu denke Dir die engen Straßen, die hohen Häuſer, das Wagengeraſſel, das Geſumme und Geſchwirre der Menſchenmenge! Unbemittelt, in die City gebannt, in London zu leben, iſt wirklich kein neidenswerthes Loos. Und in dieſer City Höfen bringen reiche Gewerbtreibende ihre Tage zu, von Morgens eilf bis Abends ſechs Uhr, um den Luxus zu gewinnen, in dem ſie ſich erholen, und den Aerger zu haben, daß ein noch Reicherer ſie verdunkelt. Das iſt doch eine zu unnatürliche Exiſtenz. Das bekannte Wort: »Sie leben wie die Bettler, um wie die Fürſten zu ſchlafen« iſt zutreffend genug.

Am Morgen bin ich ausgegangen, das Modellodginghouſe in Albertſtreet, Bortonſtreet, Spitalfields aufzuſuchen. Das iſt eine Kunſt, wenn man nicht grade den Policeman findet und Auskunft *von* ihm erhält. Der Condukteur des Om-

nibus, dem ich mein Ziel angegeben, setzte mich bei Bishopsgatestreet ab, und nun sollte ich mein Heil selbst versuchen. Es regnete fortwährend, die Straßen wurden immer enger, immer ärmlicher, ihr Charakter mir immer fremder. Ich war in trocknem Wetter von Hause fortgegangen, also in einem hellen, seidnen Kleide und gutem Hute, die nun in den kleinen, schmutzigen, verregneten Straßen, unter all den zerlumpten Kindern, Weibern und Mägden, neben den im Regen hanthierenden Kohlenträgern und Lumpensammlern, mir selbst unheimlich erschienen. Auch sahen mich alle Leute darauf an. Ich schämte mich, fing an mich zu fürchten. Ich war sicher über eine deutsche Meile von meiner Wohnung entfernt. Die schwüle Luft hatte mich schon im Omnibus bedrückt, nun steigerte die Furcht das Gefühl von Beängstigung und Beklemmung bis zum wirklichen Unwohlsein. Es flirrte mir vor den Augen — die Kirche von Spitalfield, die ich vor mir liegen sah, schien immer weiter fortzurücken, die Häuser sich über der Straße oben zusammenzubiegen. Ich sagte mir, daß dies Einbildungen wären, daß es eine Täuschung der Sinne sei, aber mein Unwohlsein wurde dadurch nicht geringer, und der Gedanke, ich könne hier ohnmächtig werden, in diesem Stadttheile sterben, sträubte

mir das Haar auf dem Kopfe. Ich malte mir es aus, wie dieſe fremden Menſchen mich aufheben, mich in irgend ein unreinliches Zimmer tragen, wie ſchmutzige, liebloſe Hände mich berühren, mich auskleiden, wie Niemand wiſſen würde, wohin ich gehöre — und hätte wie ein Kind weinen können vor Entſetzen.

Das einzige, was mich tröſtete, waren die Viſitenkarten mit meiner Wohnungsangabe, die ich in der Taſche hatte. Vom Entſetzen ging ich nun zu Schlüſſen über. Daß ich hier niederſinken und wahrſcheinlich ſterben würde, ſtand feſt in mir. Man würde alſo die Karten finden, zu meiner Wirthin gehen, die würde dem Policeman und vielleicht Einem oder dem Andern meiner Bekannten die Anzeige meines Todes machen, ſo würde ihn endlich unſer Geſandter und durch ihn, Du und die übrigen Meinen erfahren. Ich phantaſirte wirklich, und das Grauen vor dieſem Ende machte mich faſt wahnſinnig. Weder ein Omnibus noch ein Kab waren zu ſehen, ich war ein tüchtig Ende von der großen Fahrſtraße entfernt, und ſo muthlos und verzagt als möglich. Da plötzlich durchfuhr mich's wie ein Blitz! Ich fragte mich, heißt das die Menſchheit ehren, wenn man ſich *vor denen* fürchtet, denen Arbeit die Hände ge-

schwärzt hat? Werden diese Leute hier nicht Mitleid mit der Kranken haben, so gut als alle Andern? und warum sollten mir die Hülfsleistungen nicht genügen, die sie ausreichend halten für sich selbst? — Ich schalt mich für die kindischen Phatasieen, mehr noch für den Hochmuth, aus dem sie entstanden waren, nahm mich gewaltsam zusammen, sah in das erste Fenster des Erdgeschosses, an dem ich vorüberkam, und sagte mir: und warum sollte es denn hier so schlimm sein? — Es sitzt ja eine Frau darin mit einem Kinde an der Brust, die würde dir schon beispringen! —

Kurz ich nahm mich zusammen, fragte bei der nächsten Frau, der ich begegnete, nochmals um den Weg nach Lodginghouses, sie ging sprechend ein Ende neben mir einher, und der Ton der menschlichen Stimme brachte mich wieder zur Vernunft und zu mir selbst zurück. Eine viertel Stunde später hatte ich die Modelhäuser erreicht. Es sind deren drei vorhanden. Zwei davon sind für Familien eingerichtet, eins für unverheirathete Arbeiter. In diesem Letzteren leben augenblicklich vierzig Männer. Sämmtliche Gebäude gehören der Metropolitan Association for Improving the Dwellings of the Industrious Classes. (Der

Gesellschaft zur Verbesserung der Wohnungen für die arbeitenden Klassen.)

In dem Hause für Arbeiter ist ein großer Saal, der sein Licht von oben erhält. Er sieht wie das Wartezimmer mancher Eisenbahnhöfe aus, in denen das Deckengebälk sich bogenförmig auf Pfeilern erhebt. Die halbe Höhe der Wände ist mit braunem glattpolirtem Holze getäfelt. Kleine festgenagelte Tische und Bänke von gleichem Material ziehen sich an beiden Seiten des Raumes hin, und sind wie die »boxes« in den Gasthäusern aufgestellt, ohne jedoch wie diese durch hohe Wände von einander getrennt zu sein. Mitten im Saale stehen ein Paar große, lange Tische. Abends ist der Raum mit Gas beleuchtet und durch Luftheizung gehörig erwärmt. Dies ist das allgemeine Wohnzimmer, in dem geraucht werden darf. Links daneben ist ein etwas kleinerer Raum, die Lesestube, in dem das Rauchen nicht erlaubt ist. Hier sind die Möbeln beweglich und das ganze Gemach sehr komfortable.

Im Sousterrain sind die Küche und die Speisekammer. Die Bewohner des Hauses können sich entweder von der Association beköstigen lassen, von der ihnen Alles zu den billigsten Preisen geliefert wird, oder man kann das Essen selbst bereiten,

wobei die Feuerung und der Gebrauch des Geschirres gratis sind. Jeder Einwohner hat in der Speisekammer sein verschließbares Fach, in einem mit Haartuch versehenen Speiseschranke, zur Aufbewahrung seiner Lebensmittel.

In den oberen Etagen befinden sich die Schlafkammern. Sie liegen zu beiden Seiten der verschiedenen Corridors und sind wie die Badekabinette in dem großen Badehause in New Road, unter einem gemeinsamen Dache, nur in Verschläge abgetheilt, die aber jeder ein Fenster nach der Straße haben, und verschließbar sind. Jede Kammer enthält ein eisernes Bett mit Madratzen und wollenen Decken, und außer einem Kleiderriegen, einen an der Wand befestigten Schrank, der auch zu verschließen ist. Der Raum, in dem die Schlafkammern sich befinden, wird nicht geheizt, aber auch mit Gas beleuchtet. In allen Etagen sind Wasch- und Ankleideräume. In diesen gehen lange Tische an den Wänden hin, in denen die Waschschaalen eingelassen sind. Ein Abzug in jeder Schaale, wie sie an Badewannen üblich, führt das gebrauchte Wasser fort, die Krähne der Wasserleitung liefern kaltes und heißes Wasser. Die Seifschaalen sind ebenfalls eingelassen, und Seife, Handtücher und Bettzeug werden mit der Wohnung geliefert. Das

Waschhaus und die Badestuben, nach den bekannten Grundsätzen eingerichtet, bieten Waschgelegenheit und Bäder zu den Preisen von New Road. Daß auch zu diesem Institute eine Bibliothek gehört, daß mehrere Zeitungen gehalten werden, darf ich kaum noch erwähnen. Die Miethe beträgt drei Schillinge, einen Thaler für die Woche. Dafür hat der Arbeiter eine gesunde Wohnung, Licht, Feuerung, Zubereitung der Speisen, ein Bett, Bettwäsche, Handtücher, Seife, die Zeitungen und den Gebrauch einer Bibliothek. Für England ist das ein sehr billiger Preis, und die Arbeiter haben es hier so gut, daß hunderte von deutschen Studenten, Subalternbeamten und Künstlern ganz zufrieden damit sein würden. Dabei komme ich denn immer auf die alte Frage zurück: Ist das nicht wieder Socialismus?

Da es noch fortwährend regnete während und nachdem ich das Institut besehen hatte, und der Inspector desselben mich versicherte, daß hier auf eine halbe Stunde kein Kab zu finden sei, kam Alles darauf an, möglichst schnell einen Omnibus zu erreichen. Des Inspectors Tochter erbot sich also, mich auf dem kürzesten Wege nach Whitechapel zu führen, von wo ein Bayswater-Omnibus mich ganz in die Nähe meiner Wohnung bringen würde. Das

nahm ich an, und nun führte ſie mich durch Gäßchen, Häuſer, Höfe, Gärten, endlich durch das Zimmer einer Nachbarinn, »die immer den Durchgang erlaubt« und gegenwärtig ihre Kinder in einem großen Zuber ſehr ſorgfältig einſeifte und wuſch, hinaus nach Whitechapel, wo ſie mich in einen Gewürzladen wies, vor dem der Omnibus zu halten pflegte. Das war denn ein wunderlicher Weg, der mich aber einmal in das innere Leben der arbeitenden Klaſſen hineinſehen ließ. Es ſchien mir überall reinlicher und behäbiger, als es in gleichen Verhältniſſen im Norden Deutſchlands zu ſein pflegte.

Der Omnibus ließ nicht lange auf ſich warten, dennoch war es vier Uhr als ich endlich wohlbehalten in meiner Wohnung anlangte. Hier fand ich einen Brief von H. aus Dublin vor, mit einem bittern Aufſchrei der Verzweiflung über Irlands Zuſtände. Er ſchreibt: »Irlands Elend überſteigt alle Begriffe. Wenn man England in England reſpektiren lernt, kann man es hier haſſen und verabſcheuen lernen. Was elende vernichtete Menſchen ſind, weiß ich erſt jetzt. Ich bin noch ſo voll von dem Erlebten, daß ich es Ihnen nicht beſchreiben kann. Man möchte mit Hamlet ausrufen: horror! horror! horror! Ich

ſage Ihnen, es giebt in England eine Sklaverei, die Sklaverei der Irländer, gegen welche die von Wilberforce abgeſchaffte, ein Kinderſpiel geweſen ſein muß. Meine Seele iſt zerriſſen davon. Ich hoffe, das Grün der Hochlande heilt mich von dieſem Zuſtand des Schmerzes, den ich in ſolchem Grade nie empfunden — aber ſolches Elend hatte ich auch nicht für möglich gehalten.«

Wie arg muß es dort ausſehen, wenn unſeres Freundes hoffnungsmuthiger, lebensfroher Sinn zu ſolcher Erbitterung gereizt werden konnte.

Montag den 22. Juli.

Ich fange an dem Tagebuche hie und da untreu zu werden, weil ich mehr zu leſen beginne, und grade jetzt hat Thackeray's Roman vanity fair all meine Mußezeit in Anſpruch genommen. Thackeray iſt in dieſem Augenblicke neben Charles Dickens der gefeierteſte Dichter Englands, und ich glaube, daß ſich die Gunſt des Publikums ihm noch entſchiedener zuwendet, als Jenem. Man ſagt mir, Thackeray verſtehe England und die Engländer im ſeltenſten Grade, vanity fair ſei das treuſte Bild des engliſchen Lebens. Wer *dieſen Roman* kenne, kenne die engliſche Geſell-

ſchaft in ihrem Streben nach »der Höhe«, in ihrem kleinlichen Egoismus und allen daraus entſpringenden Fehlern. Man bewundert die meiſterhafte Compoſition, die Fülle lebenswahrer Charaktere, die ſich bis in die kleinſten Züge treu bleiben; ich bewundere das Alles mit den Andern — und bin ſo idealiſtiſch zu glauben, die engliſche Geſellſchaft ſei beſſer, als dies Werk ſie ſchildert, in dem nicht ein großer Charakter, nicht eine Figur zu der man empor ſehen könnte, uns für den Hinblick auf all die Habſucht und all den Eigennutz entſchädigt.

Irre ich mich nicht, ſo iſt Thackeray in ſeinen Satiren, den »english snobs« am größten. Wir haben in der deutſchen Litteratur Nichts, was ſich mit denſelben vergleichen ließe — aber wir haben freilich auch erſt ſeit wenig Jahren den Schatten jener Preßfreiheit, deren England ſich ſeit Jahrhunderten erfreut. Thackeray hat ein ſcharfes Auge für die Lächerlichkeiten, für die Mängel aller Stände ſeines Volkes, und er hebt dieſe Mängel grell hervor aus Liebe für das Volk; dennoch deucht mir, als habe er ſein Auge gewöhnt vorzugsweiſe die Unvollkommenheiten zu erblicken, und größere Luſt daran gewonnen dieſe zu beleuchten, als mit der ſchöpferiſchen Gerech-

tigkeit des Dichters zu vereinen ist. Er ist unvergleichlich als Satiriker — als Dichter steht mir Dickens menschlich näher, weil er mit Liebe auf den liebenswerthen Zügen seiner Gestalten verweilt, weil er — im Gegensatz zu Thackeray — nachsichtig für die Mängel ist, die dieser verspottet und doch gleichsam als Nothwendigkeiten, als Regel vor uns hinstellt. Es liegt etwas Niederschlagendes in solcher Anschauungsweise, und man muß sich immer den Werth der edlen Persönlichkeiten vorhalten, welche man im Leben kennen gelernt hat, um sich durch Dichtungen, wie vanity fair, die snobs und den great Hoggarty diamond nicht tief verstimmen zu lassen.

Im Gegensatze dazu gewinnt man die Menschen lieb und lieber, so oft man einen Roman von Dickens lies't, der versöhnend ist in Allem, was er schafft. Denke nur, wie lieb wir Mistriss Mac Stinger im Dombey hatten, wenn sie ihre Kinder prügelte und dann, mit der ihr eigenen Rührigkeit als Hausfrau, die Kleinen zur Abkühlung der geschlagenen Glieder auf die kalten Fliesen setzte. Der arme Mr. Toots, der vor Einfalt fast Nichts zu sagen weiß, rührte uns durch sein treues Herz; Mr. Carker, der Mann mit den weißen Zähnen, *die unglückliche* Edith gewannen in ihrer Gesun-

kenheit unser volles Mitgefühl; in allen Lächerlichkeiten, in allen Verirrungen, in allem Schlechten selbst, spricht sich bei Dickens Gestalten irgend ein Zug aus, der uns den Glauben an die Menschennatur nicht verlieren läßt, der uns beklagen, niemals verdammen macht. Dickens zeigt uns in tiefer Entwürdigung, in bittrer Noth den Menschen immer noch dem Guten zugänglich; er läßt uns sehen, wie in jedes Lebensverhältniß bisweilen ein Strahl der Freude hineinleuchtet. Er macht uns nicht gleichgültig gegen die Noth der Armen durch falschen Trost über ihre Lage, sondern geneigt ihnen zu helfen, weil man sie mit so gar Wenigem erfreuen kann. Mit einem Worte, es sind, abgesehen von ihrem dichterischen Werthe, fruchtbringende Werke für die Menschenliebe und die Ausgleichung der Standesunterschiede.

Man hat freilich oft gesagt, die rechte Dichtung dürfe keine Tendenz, keinen Zweck haben. Was das heißt, habe ich aber nie verstehen können. Es muß in allem Geschaffenen doch nothwendig eine Idee sein, von der das Ganze belebt wird, wenn es nicht schattenhaft an uns vorübergleiten soll, wie die Bilder einer Phantasmagorie. Fehlt ein solcher Grundgedanke in einem Werke, so regt es auch Nichts in uns an; und was wir

in uns aufnehmen, das muß Etwas in uns ſchaffen, wenn wir die Zeit nicht als verloren betrachten ſollen, die wir darauf verwendet haben. Eine Dichtung ſoll uns erheitern, belehren oder erheben, und vor Allem uns mit jenem harmoniſchen Eindruck entlaſſen, den wir im Leben dauernd empfinden würden, wären wir im Stande, in jedem Augenblick die Geſammtheit der menſchlichen Schickſale und ihren Zuſammenhang unter einander, im Leben zu überſchauen, wie in der Dichtung.

Die meiſten der jetzt lebenden Romandichter Englands verſtehen dies Geheimniß in hohem Grade. Faſt alle haben dabei eine bewundernswerthe Technik und ein großes Talent für die Darſtellung von Einzelnheiten, indeß glaube ich, daß man, verleitet durch den gerechten Beifall, den Dickens Detail-Schilderungen erworben haben, in eine allgemeine Nachahmung dieſer Richtung zu verfallen beginnt, die der Kunſt im Ganzen nicht vortheilhaft iſt. Das Eingehen in das Kleinleben, das Verweilen auf all ſeinen Einzelheiten, gehört weſentlich zu Dicken's Anſchauungsweiſe und iſt ſchön in ihm; wenn aber nun Dichter, denen eine ſolche Darſtellungsweiſe keine angeborne iſt, wenn die ganze Novellen- und Romanlitteratur ſich dieſer *Eigenthümlichkeit* als einer allgemeinen Norm

bemächtigt, wie es in England geschieht, und nun jeder es sich zur Pflicht macht, alle Miseren des täglichen Lebens, alle gleichgültigen Ereignisse bis in die kleinsten Färbungen auszumalen, uns jedes Viereck eines Bettkissens, die Schiebladen jedes Schrankes, die Bronzen jedes Kamines zu beschreiben, aus allen Arten und Unarten der Figuren eine Wichtigkeit zu machen, so wird und muß dadurch allmählich etwas Kleinliches, schwächlich Empfindsames in die Litteratur eines Volkes kommen. Als Rückschlag dieser jetzigen Richtung werden wir leicht möglich Werke wie Byron's unversöhnte Schöpfungen und Shelley's Beatrice Cenci erleben.

Ich kann es nicht leugnen, daß ich mich aus dem Stillleben der neuern englischen Romane oft zurücksehne nach den Werken Scott's und Bulwer's, wie man sich aus den behaglichsten Zimmern fortsehnt in die weite Welt, um aufzuathmen in vollen, freien Zügen. Man verlangt nach dem Anblick großer, gewaltiger Leidenschaft, wenn man diese kleinen Liebesleiden vor sich abspielen sieht, und wie nicht allein im Volke und in der Alltäglichkeit Tugend und Wahrheit wohnen, so ist auch im Alltagsleben und in den Verwicklungen und Nöthen desselben allein, nicht die »Welt und das

Leben« zu erblicken. Das Auge und der Geiſt werden matt, wenn ſie immer nur auf das Nächſte ſchauen, immer nur Details betrachten; die eingezwängte Phantaſie nimmt nachher einen um ſo wildern Aufſchwung, und ich möchte behaupten, daß ſich dieſer in der engliſchen Romanlitteratur nothwendig ſehr bald zeigen wird.

Um London nicht zu verlaſſen, ehe ich die große, italieniſche Oper in Coventgarden geſehen, habe ich geſtern der Aufführung der Hugenotten beigewohnt, und halte dieſe für die vollendeteſte Operndarſtellung, die ich erlebt habe. Mario ſang den Raoul, die Griſi die Valentine, die Caſtellane die Margarethe von Valois, Formes den Marcel, Tagliaſiko den Vater.

Das Motiv der Oper, an und für ſich, bleibt eines der großartigſten die ſich denken laſſen, und die Scene, in der Valentine und Raoul, er verborgen in einem Gemache neben ihrem Saale, die Verſchwörung zum Morde der Hugenotten mit erleben, wirkt immer tief erſchütternd, ſo oft man ſie auch geſehen hat. Das Septuor von Männerſtimmen, der Chor der Prieſter, welche *die Kreuze* vertheilen und die Waffen ſegnen, und

dann, als die Prieſter ſich entfernt haben, Raouls ſchauderndes Hervorſtürzen aus dem Verſtecke — Valentinens Flehen ihn zur Flucht zu bewegen, während ſchon die Glocken das Zeichen zum Beginn des Mordes geben und Raoul ſich von ihr losreißt, die er fälſchlich für eine Buhlerinn gehalten und verſchmäht hat — endlich ihr verzweiflungsvolles: »restai io t'amo!« mit dem ſie vor ihm niederſtürzt, waren vortrefflich. Raouls im Todesſchmerz aufjubelndes: »tu m'ami!« hat gewiß nie eine Stimme wahrer ertönen laſſen. Man empfand es im Klange dieſes Tones, man ſah es an dem Aufblühen der Freude, an dem Beben der Geſtalt, daß er ſchwindelte vor dem ungeahnten Glück. So fernabliegend es war, fiel mir urplötzlich die Tizian'ſche Himmelfahrt der Jungfrau in der Akademie delle belle Arti in Venedig ein, denn nur in der Geſtalt und in dem Kopfe jener Maria habe ich den Ausdruck ganz unerfaßbaren Glückes geſehen, den Mario in ſich zur Erſcheinung zu bringen wußte. Eben ſo meiſterhaft war er in der Scene, in der Valentine ohnmächtig zuſammenbricht, und er, bald von dem Fallen der Schüſſe nach dem Fenſter gezogen, bald von der Sorge um die Geliebte zu ihr zurückgerufen, ihr endlich mit leiſe bebender Hand das Haar von

der Stirn ſtreicht, ſie küßt und fortſtürzt den Glaubensgenoſſen beizuſtehen. Danach Marcels, des bereits Verwundeten, Trauſeegen über die Liebenden, während an der Pforte des Kloſterhofes ſchon die Schüſſe krachten und die Aexte dröhnten — das wurde Alles mit ſo tiefer, edler Wahrheit dargeſtellt, daß mir die Thränen aus den Augen ſtürzten.

Mario iſt der Sohn des Gouverneurs von Nizza, eine edle, männliche Erſcheinung von würdiger Haltung und mit dem prächtigſten Stimmorgane. Es fehlt den Tenorſtimmen, wenn ſie ſo weich ſind wie die ſeine, oft an Kraft, aber Marios Stimme ſteigt wie eine volle Blüthe jugendlicher Männlichkeit aus ſeiner Bruſt empor. Es iſt eine Wonne ihn zu hören. — Die Griſi, Mario und Tagliafiko ſind ſchöne italieniſche Geſtalten. Die Griſi in Profil, Kopfform und Büſte wahrhaft klaſſiſch, obſchon ſie Etwas zu ſtark iſt. Sie ſah im Reitanzuge alt und nicht gut aus, ſpäter im Hofkleide und beſonders im Nachtgewand, wo die ſchönen, vollen Glieder mehr zur Geltung kamen, war ſie prächtig. Ihr Spiel und ihr Geſang ſind großartig, namentlich iſt in ihrer Stimme jene erſchütternde Gewalt, die in einfachen, langgehaltenen Tönen ſo mächtig wirkt. *Auch* Formes Organ iſt ein ſo gewaltiges. Man

tadelt hier ſein noch etwas wildes Spiel, das mir aber gefallen hat, eben weil es natürlich und nicht konventionell iſt, und weil es außerdem der Rolle des Marcell ganz angemeſſen war.

Bald nach meinem Beſuch in dem Model Lodginghouse habe ich an einem Tage zwei Omnibusfahrten gemacht, von denen die eine komiſch, die andere recht beängſtigend geweſen iſt. Es war am letzten Sonntage. Ich hatte verſprochen ihn bei einer befreundeten Familie zuzubringen, die nördlich vom Regentspark in den neuen Stadttheilen wohnt. Als ich Mittags hinging, brach faſt aus heller Luft ein Gewitterregen ſo plötzlich über der Stadt aus, daß man nicht wußte, wie man ſchnell genug ein Cab oder einen Omnibus erreichen ſollte. Eine Omnibusfahrt in ſolchem Regen iſt aber nichts weniger als angenehm. Man mußte alle Fenſter ſchließen und es war drückend heiß. Dazu brachte jeder Einſteigende eine wahre Waſſerfluth mit ſich. Einer ſah ſich von dem Andern zu entfernen, aber jede Bewegung des Einzelnen brachte die Uebrigen nur noch näher zuſammen und preßte den naſſen Shawls und Tüchern neue Waſſerſtröme aus. Ließ ein

Paſſagier halten, um abzuſteigen, ſo verfinſterten ſich alle Geſichter, denn nun trat er mit den naſſen Stiefeln unbarmherzig über all die hellen Sommerkleider und Pantalons fort, während er ſelbſt lamentirte, daß er abermals in den Platzregen hinaus ſollte. Wollte Jemand einſteigen, ſo war es noch ſchlimmer, die wüthendſten Phyſiognomien empfingen ihn. Einmal kam eine Frau mit ihrem Baby auf dem Arme, von deſſen langen weißen Kleidern das Waſſer herunterrieſelte. Die Mutter komplimentirte, damit man ihr das Kind abnehme und ſie einſteigen könne. Hülfreich wie die Engländer ſonſt ſind, mochte ſich jetzt doch Niemand dazu entſchließen, beſonders da das Baby jämmerlich zu ſchreien anfing. Endlich reichte es der Conducteur einem ältlichen Herrn, die Dame kam in den Wagen, ſetzte ſich neben mir nieder, und abermals floß ein Waſſerguß über meine armen Füße herab. Allmählich fingen nun die naſſen Tuchröcke der Männer in der Hitze des Wagens auszudampfen an, der Geruch war unerträglich. Dazu ſchrie das Kind immer ärger, und der jungen Mutter blieb endlich Nichts übrig, als ihre naſſen Kleider zu öffnen und es an die Bruſt zu nehmen. So fuhren wir von Edgeware Row bis Tottenhamcourt Road, wo ich, glücklich den

Wagen zu verlaſſen, nur noch ein Paar Schritte bis zum Hauſe einer Bekannten hatte, bei der ich das Ende des Regens abwarten konnte.

Indeß die Heimkehr war noch ſchlimmer. Als es zu dunkeln anfing, hatten meine Freunde mich bis zu einem Halteplatz des Omnibus begleitet, wo ſie mich nicht eher verließen, bis ich eingeſtiegen war und der Wagen abfahren ſollte. Aber der Kutſcher fuhr nicht ab, ſondern hielt, um noch mehr Paſſagiere zu erwarten. Nach einer Weile kam ein zweiter Omnibus, dann wieder zwei zu gleicher Zeit. Die Kutſcher lachten darüber, wir hielten immerfort, es ſammelten ſich ſechs Omnibus auf dem Platze. Aus dem Lachen und Scherzen der Kutſcher entſtand aber ein Zank darüber, wer zuerſt abfahren ſollte, und endlich, nachdem der Wirth des Gaſthauſes, vor dem wir uns befanden, und ein anderer auf der Straße ſtehender Mann ſich vergeblich in's Mittel gelegt und Frieden zu ſtiften verſucht hatten, fuhren vier Omnibus gleichzeitig ab. Nun wollten die fluchenden Kutſcher einander überholen, und die Wagen raſten in ſolcher Schnelle und ſo dicht nebeneinander her, daß die Räder zuſammenſtießen und die Fenſter klirrten. Die Frauen im Omnibus weinten vor Angſt und kauerten ſich auf den Boden, die Männer riſſen die

Fenſter auf, ſchrien dem Conducteur, dem Kutſcher zu, riefen nach Conſtablern, drohten mit gerichtlichen Klagen — umſonſt! Sie hätten noch viel ſtärker ſchreien können, es hätte es Niemand vor dem wahnſinnigen Lärm gehört, den dieſe Höllenfahrt machte. Als denn endlich unſer Wagen auf das wiederholte, donnernde stop! eines Mannes ſtille hielt, und ich ausſteigen konnte — es war in Backerstreet Newroad — war mir, obſchon der Kopf mir ſchwindelte, doch ganz leicht um's Herz. Nach dem ſehr ſchwülen Tage hatte es ſich abgeregnet, die Luft war leicht und friſch voll Lindenblüthenduft aus den Terraſſen, und ein ſanftes Mondlicht am Himmel. Ich konnte mich nicht entſchließen in einen andern Omnibus zu ſteigen, ſondern ging, da es erſt neun Uhr war, zu Fuß nach meiner Wohnung. Die Menſchen wogten wie Ameiſenhaufen in den Straßen; dabei war es doch ſonntäglich ſtill und ſehr anmuthig — nur die unglückſeligen Straßendirnen ſchwankten wieder an den Ecken umher, und balgten ſich aus Zorn oder aus Neckerei, mitten auf dem Trottoire an der Ecke von Orfortterrace. Das iſt ein Elend, an deſſen Anblick ich mich nicht gewöhnen lerne — und es wäre auch ſchlimm, könnte man das.

Den 23. Juli.

Geſtern Morgens war ich mit R. L. in dem Pentonville-Gefängniß, im nördlichſten Theile Londons. Wir brauchten, obſchon der Cabman ſchnell genug fuhr, eine volle Stunde, ehe wir es von meiner Wohnung aus erreichten. Das Inſtitut iſt für fünfhundert zwanzig Sträflinge eingerichtet, und wird nach dem penſylvaniſchen Grundſatz der Abſonderung verwaltet. Urſprünglich ſollten nur Männer von achtzehn bis fünf und dreißig Jahren darin aufgenommen werden, welche ihres erſten Verbrechens überwieſen waren, und Niemand ſollte länger als achtzehn Monate darin verweilen. Jetzt aber hat man dieſe Verordnung aufgehoben. Man bringt ohne Berückſichtigung des Alters Sträflinge darin unter, wenn ſie nach dem Urtheil der Aerzte geeignet ſind, ein Jahr einſamen Gefängniſſes zu ertragen; denn man hat es nöthig gefunden den Termin von achtzehn Monaten auf ein Jahr, als längſte Strafzeit im Pentonville-Gefängniſſe herabzuſetzen. Ferner ſchickte man die Sträflinge früher von Pentonville, je nachdem ſie ſich aufgeführt hatten, mit einem Entlaſſungsſchein oder mit einem Probepaſſe nach Auſtralien; aber auch darin hat

man die Abänderung getroffen, daß ſie nicht direkt transportirt, ſondern gewöhnlich erſt zu den öffentlichen Zwangsarbeiten in Woolwich oder Portsmouth verwendet werden.

Das Gefängniß wurde im Jahre 1842 gebaut, und ſieht von Außen einer ſtattlichen Feſte des Mittelalters ähnlich, wie das Zellengefängniß in Berlin. Auch die innere Einrichtung iſt dieſelbe. Die Corridors der verſchiedenen Etagen laufen ſternförmig von demſelben Centrum aus, und im Centrum ſtehend, kann der Aufſeher ſämmtliche Gallerien überwachen. Die Zellen liegen zu beiden Seiten des Corridors. Jede Zelle hat Gaserleuchtung bis Abends neun Uhr, jede eine Röhre mit friſchem Waſſer, ein Bett, einen Tiſch und ich glaube auch einen Stuhl.

Die Gefangenen tragen graue Tuchanzüge und braune Mützen, an denen ſich ein Viſir von Tuch mit zwei Augenlöchern befindet, das ſie über das Geſicht ziehen müſſen, wenn ſie die Zelle verlaſſen. Haar und Bart wird ihnen, im Gegenſatz zu den deutſchen Zuchthäuſern, hier nicht abgeſchnitten. Zweimal in der Woche hat jeder Sträfling vier Stunden Unterricht im Leſen, in Arithmetik, Schreiben, Religion und Naturgeſchichte. In allen Zellen fanden wir die dahin einſchlagen-

den Elementarbücher, und eine Holztafel an der Wand, auf welche die Gefangenen ihre Fragen ſchreiben können, wenn ihnen der Unterricht nicht ganz verſtändlich geweſen iſt. An den Tagen, an denen ſie keine Schule haben, beſucht der Lehrer die einzelnen Zellen und beantwortet die angemerkten Fragen. Wenn ſie zur Schule oder zur Kirche geführt werden, ſo gehen ſie mit geſchloſſenem Viſir in Entfernungen von fünf, ſechs Schritten hinter einander her, welche Regelmäßigkeit dadurch bewerkſtelligt wird, daß der Aufſeher die Zellen in beſtimmten Intervallen nach einander öffnet. Ein zweiter Aufſeher überwacht ſie während ihres Weges.

Der Schulſaal iſt ebenfalls ſternförmig und zugleich amphitheatraliſch gebaut, die einzelnen Sitze durch ſo hohe Wände von einander geſchieden, daß die Gefangenen ſich unmöglich ſehen können. Ueber jedem Platze hängt die Nummer des Sträflings. Im Centralpunkte, wo ſich der Catheder des Lehrers befindet, ſteht ein Inſpektor, der, wenn die Schule beendet iſt, ein Rad dreht, das mit einem großen Zifferblatte correſpondirend, den Zeiger deſſelben in Bewegung ſetzt. Bei jeder neuen Zahl ſchlägt eine Glocke an, und der Gefangene, deſſen Nummer der Zeiger weiſt, verläßt ſeinen

Platz und geht, eben so bewacht wie auf dem Hinwege, in seine Zelle zurück.

Wir wohnten dem Schluß der Schule bei. Es war ein sehr trauriger Anblick, diese Menschenmenge in den Fächern sitzen zu sehen, die abgetrennt von der Welt, in dieser furchtbaren, künstlichen Einsamkeit, meistens die Schuld ihrer unglücklichen Verhältnisse zu büßen haben. Einige Köpfe zeigten einen recht stumpfen, verthierten Ausdruck, die meisten sahen aber traurig und gutmüthig aus. Obschon wir hinter einem Vorhange standen, wurde ein schöner, junger Mensch uns gewahr, und wendete sich, mit heißem Erröthen seitwärts, sich so viel als möglich unserm Auge zu entziehen.

Eine Stunde des Tages ist den Sträflingen für die Bewegung in freier Luft gestattet. Auch der Spatzierraum besteht aus einzelnen Gängen zwischen fächerförmigen Mauren. Eine Seite jedes Weges ist überdacht, um sie vor dem Regen zu schützen, die andere ist frei. Wir konnten von einem Plateau des Hauses, auf das man uns geführt hatte, sämmtliche Gänge übersehen. Es war ein herzzerreißender Anblick, namentlich erschütterte uns das Leiden eines sehr kräftigen, untersetzten *Burschen*, der mit der Wildheit eines Panthers,

in dem kleinen Raume umherlief, obſchon die Sonne ſenkrecht auf ihn herniederglühte. Er hatte ſeine Jacke zur Erde geworfen und rannte mit heftigen Armbewegungen auf und nieder, wie Einer, der ſich im großen Gewühle ſchnell Bahn zu brechen hat. Man litt mit ihm die Qual der Beengung bis zur höchſten Marter. Die meiſten Andern gingen, langſam und melancholiſch ſich fortſchleppend, unter den Schirmdächern einher. — Faſt alle Gefangenen ſahen geſund aus. In der vorjährigen heftigen Choleraepidemie haben ſie keinen Krankheitsfall in dem Gefängniſſe gehabt. Sie werden aber auch ſo gut beköſtigt, daß ſicherlich drei Viertel der Verbrecher nicht in dem Gefängniſſe ſein würden, wenn ſie außer demſelben eine ſo gute Nahrung gehabt hätten als hier.

Sie erhalten Morgens drei Viertel Pinte Cakao mit Rohzucker und Weißbrod, Mittags eine Pinte trefflicher Fleiſchbrühe mit Graupe, ſehr ſtark gewürzt — man nöthigte uns in der Küche davon zu koſten — einen Teller in Dampf gekochter Kartoffeln und ein Viertel Pfund Fleiſch. Abends Mehl- oder Graupenſuppen und zu beiden Mahlzeiten ein großes Stück Weißbrod. Die geringe Fleiſchportion iſt ausreichend, weil in der Suppe die Fleiſchtheile ganz zerkocht und die Suppe gal-

lertartig dick ist. Die Küche, der Koch, sämmtliche Geräthe glänzten von Sauberkeit. Als Küchengehülfen werden Gefangene beschäftigt, die sich gut aufgeführt haben. Es ist das eine Belohnung ihres Betragens. Sie vertauschen dann für die Zeit der Arbeit die Gefängnißkleidung gegen die weißen Küchenanzüge, sehen einander, werden aber streng bewacht, und dürfen auch hier nicht mit ihren Genossen sprechen.

Nach den Statuten sollten die Gefangenen in verschiedenen Handwerken unterrichtet werden, um sich nach der Uebersiedlung in den Colonien ihr Brod damit verdienen und den Ansiedlungeu nützen zu können. Es hat sich indeß herausgestellt, daß zur Erlernung eines Handwerkes die Zeit von einem Jahre nicht ausreichend ist, und daß man unnütz das Material bei den Schmieden, Tischlern u. s. w. verschwendete, weil Niemand so ungeschickt gearbeitete Artikel kaufen wollte, als sie aus den Werkstätten des Gefängnisses hervorgingen. Man ist also dahin gekommen, die Einzelnen, welche ein Handwerk können, in demselben für das Institut arbeiten zu lassen, so weit das mit der Beaufsichtigung und Disciplin vereinbar ist. Die Uebrigen lehrt man Baumwoll- und Wollen-Weberei, Teppichweben, Schuhmachen und Schneidern, und ver-

wendet ihre Erzeugniſſe ausſchließlich für Pentonville-Priſon und für die Strafarbeiter in den Häfen, um der Arbeit des freien Mannes nicht durch die Arbeit der Sträflinge Concurrenz zu machen. Nur die in Pentonville verfertigten Fußteppiche, eine grobe aber nicht unſchöne Arbeit, kommen in den allgemeinen Handel.

Die Geſundheit der Gefangenen iſt nach den Regiſtern gut, ſie haben aber doch in dieſem Jahre drei Verſuche von Selbſtmord durch Halsabſchneiden, vier Fälle von Wahnſinn, und eine vorbeigehende Geiſteskrankheit in dem Gefängniſſe gehabt. Dieſe Fälle von Wahnſinn ſind nach dem fünften, ſechsten, ſiebenten und zehnten Monat der Einſamkeit hervorgetreten, und die Verſuche von Selbſtmord wurden nicht von wilden, heftigen oder als unverbeſſerlich betrachteten Menſchen gemacht, ſondern von ſtillen Charakteren, die in Schwermuth verfallen waren. Ueberhaupt macht der Arzt des Gefängniſſes in dem Bericht an die Regierung darauf aufmerkſam, daß er noch in keinem Jahre eine ſo große geiſtige Reizbarkeit der Gefangenen beobachtet habe, als in dem letzten, und daß ſie ihm eine Quelle großer Sorge geweſen ſei. Allerdings iſt das Syſtem der Einſamkeit auch ein ſehr ſchweres für den Sträfling. L., der viel nervenſer

und gefühlvoller ist, als seine abgeschlossene Außenseite verräth, war todtenblaß und ganz sprachlos geworden, so gewaltig hatten diese Zustände ihn erfaßt. Erst als wir des Fortschrittes gedachten, der zwischen dieser Vorsorge für die Besserung des Menschen, und jener Zeit liegt, in der man die Verbrecher in finstern, unterirdischen Kellern, in verpesteten Höhlen verschmachten ließ, athmete er wieder freier auf.

Noch tief bis in das achtzehnte Jahrhundert hinein sollen die Londoner Gefängnisse, namentlich Fleetprison und Newgate wahre Pesthöhlen gewesen sein. In Newgate waren die Gefangenen so aufeinander gepfercht, daß sich unablässig die bösartigsten Krankheiten erzeugten. Das »Gefängnißfieber», eine Art von Typhus, hörte fast niemals dort zu wüthen auf, die Gefangenen starben dutzendweise, und die Leichen wurden ohne weiteres auf Karren geladen und in ein offenes Grab des Kirchhofes von Christ Church geworfen. Noch im Jahre 1750 entstand durch die Ausdünstungen von Newgate und dem nahegelegenen Kirchhofe eine Epidemie in dem ganzen Districte, die sich auch dem Sessionshause der Richter mittheilte, und dem Lordmayor, einem Alderman und einer großen *Anzahl* von Richtern, Geschworenen, Advokaten

und Zeugen das Leben kostete. Von da ab sind denn fortdauernd Verbesserungen eingeführt und in den siebenziger Jahren ist endlich ein neues Gefängniß erbaut worden. Indeß noch ehe es ganz vollendet und während es erst theilweise von Gefangenen bewohnt war, zerstörte das Volk in einem Auflaufe jenes Gebäude wieder und befreite die dreihundert Sträflinge, welche sich darin befanden.

Das jetzige Newgate-Gefängniß sieht wie die Palläste des mittelaltrigen Italiens aus, wie das Kastell in Ferrara, oder Palazzo Strozzi in Florenz. Es nimmt fast eine ganze Straße ein, zwischen Holborn Hill und Cheapside, und noch sieht man über seinem Thore die eisernen Ketten und Ringe, die Werkzeuge der Hinrichtungen. Irre ich nicht, so ist die Sentenz an dem Manning'schen Ehepaare auch hier, mitten in der City, vor Newgate vollzogen worden. — Jetzt soll die innere Einrichtung von Newgate eine ganz musterhafte sein.

Wenn man übrigens bedenkt, was die Erhaltung der Gefängnisse kostet, so kommt man doppelt auf das Urtheil des Lords zurück, der in dem Meeting für die Ragged Scools so eifrig für die Mittel zur Verhütung von Verbrechen sprach. Das Gefängniß von Pentonville hat im letzten

Jahre dreizehn tausend zwei hundert funfzig Pfund gekostet, und wieder fiel mir der Vers aus jenem Bäckerladen ein: better build scoolroms for the youth than prisons for the man. Es ist übrigens wichtig, daß in Pentonville mehr als zweidrittel der Verbrecher unverehelicht sind, größtentheils Menschen, welche außerhalb der Familie lebten und in der Welt allein da standen. Von sechshundert Gefangenen waren nur hundert neun und sechzig verheirathet, und der Geistliche des Gefängnisses weist in seinem Berichte nach, daß nicht Mangel an Schul- oder Religionsunterricht die Verbrechen erzeugt habe, sondern fast immer der Mangel an dem regelnden Einfluß des Familienlebens. Daher wird denn auch in England dafür Sorge getragen, daß dem aus den öffentlichen Strafarbeiten zur Transportation entlassenen Züchtlinge, wenn er verheirathet ist, seine Familie nach den Colonien mitgegeben wird, und die Commune trägt die Kosten ihrer Ueberfahrt. Es reducirt sich also auch hier Alles darauf, ein auskömmliches Familienleben für den Arbeiter zu ermöglichen, und das wird nur durch Association zu erreichen sein.

Ich fange an beständig Association für Socialismus zu sagen, weil in ganz Deutschland die *Leute* vor diesem Worte stets erschrecken, während

alle ihre vernünftigen Einrichtungen vom Geiſte des Socialismus erzeugt ſind. Sie haben das Wort durch ihren Unverſtand ſo heruntergebracht, wie den Begriff von der Emancipation der Frau. Ein Menſch, dem Nichts heilig iſt, und ein Socialiſt, ein ſittenloſes Weib und eine emancipirte Frau, ſind ihnen gleichbedeutend geworden. Die innere Unklarheit der Menſchen richtet die Worte zu Grunde. Ich ſprach neulich einmal mit H. darüber, der mich darauf aufmerkſam machte, um wie viel nachtheiliger die Unklarheit, und mehr noch die Demoraliſation, in Frankreich auf das Weſen der Sprache gewirkt haben. Die Sittenloſigkeit hat dort den Sinn der Worte entſtellt und ſie dadurch unbrauchbar gemacht. Un gars, das weibliche Wort von garçon, das ſo ſchön klingt in der alten Poeſie, iſt das niedrigſte Schimpfwort geworden; ſie haben die ſchönen Ausdrücke pucelle und fille entweiht und jetzt klebt ſchon an demoiselle ein gewiſſer, unedler Zweifel. Es wird eine große, ſchöne, heidniſche Sündfluth über unſere Civiliſation kommen müſſen, die guten alten Worte wieder rein zu waſchen! und die wachſende Menſchenliebe wird auch eine neue ſittliche Freiheit und damit neue Schönheit erzeugen.

Vom Zellengefängniß rückkehrend ließ ich mich in das Brittiſche Muſeum fahren, das ich noch vor der Abreiſe von London, die nun auf den ſieben und zwanzigſten feſtgeſetzt iſt, wieder zu ſehen wünſchte, um die Ninivehfragmente noch einmal zu betrachten, nachdem ich das Kupferwerk von Layard in Händen gehabt und mich alſo einigermaßen mit der Bedeutung der Reliefs bekannt gemacht habe.

Was ich von der Darſtellung der Kriegsthaten erzählt, von der Verherrlichung des Herrſchers, als des einzigen Weſens, deſſen Thun und Leben Bedeutung hat, iſt richtig geweſen, wie ich aus den Layard'ſchen Erklärungen erſehen; meine Vermuthungen über die Menſchen mit Thierköpfen waren aber falſch. Es ſind nicht Masken, weder kriegeriſche noch kirchenfeſtliche, ſondern theils Symbole von der Erhabenheit des höchſten Weſens, theils anderweitige ſymboliſche Darſtellungen — vielleicht feindlicher Volksſtämme, da der König ſie oft tödtet in den Bildwerken. Auch die Stiere und Löwen mit Flügeln und Menſchenhäuptern, die ebenfalls in Niniveh gefunden worden, ſind Symbole. Was aber die Figuren mit dem Adlerkopfe betrifft, die ſich häufig wiederholen, theils *koloſſal mit* einem Pinienapfel in der einen und

einem Henkelgefäße in der andern Hand, theils als kleine Stickereien auf den Gewändern der Prieſter und Könige, ſo ſollen ſie mit den Greifen der griechiſchen Mythologie im Zuſammenhange ſtehen. — Ein Gefäß, wie dieſe Figuren es in der Hand halten, trägt, ſo viel ich mich errinnere, auch die Begleiterin der egyptiſchen Landesgottheit auf einem pompejaniſchen Wandgemälde, in dem Iſis die gelandete Io empfängt. In gleicher Weiſe aus der allerälteſten Vorzeit ſtammend iſt die Behandlung der Gewänder, in langen, ſchmalen Falten, wie ſie ſich noch bei den Amazonenſtatuen der römiſchen Zeit vorfindet. Sie iſt auf den Niniveh Reliefs in den Gewändern einzelner Figuren ſchon unverkennbar ausgedrückt. Es liegt darum ein ungewöhnliches Intereſſe in dieſen Bildwerken, weil ſie einer Zeit angehören, mit der wir mehr Zuſammenhang haben, als mit den präadamatiſchen Skulpturen der Egypter, und weil ſie die Richtigkeit der, in dem alten Teſtamente durch die Juden aufbewahrten, geſchichtlichen Thatſachen dokumentiren.

Für das Verſtändniß der Culturgeſchichte iſt ſehr viel gewonnen, wenn man die Verbindungsglieder der einzelnen, bekannten Erſcheinungen finden kann wie hier, und mehr noch iſt für die hi-

ſtoriſche Auffaſſung der Bibel mit der Entdeckung der Niniveh- und Babylon-Skulpturen und mit der Erklärung der Keilſchrift von Biſutun geſchehen. Ich hoffe immer, es finden ſich noch einſt die Beweiſe für die eigentliche Wirkſamkeit von Jeſus. Dann wird die Jenſeitigkeit aus ſeinem Leben heraus gebracht und die myſtiſche Offenbarung in ein Stück geſunder Reformationsgeſchichte verwandelt werden. Man hatte zu Jeſus Zeiten nur nicht mehr die ſteinerne Geſchichtſchreibung von Biſutun.

A., dem ich es ausſprach, wie lebhaft dieſe orientaliſche Plaſtik mich intereſſire, ſagte mir, daß jene Inſchrift von Biſutun ſich an einem künſtlich, glatt gehauenen Marmorfelſen befände, der ſich ſiebzehn hundert Fuß hoch über der Ebene von Babylon oſtwärts nach Ekbatana erhebt. Um das Werk vor Zerſtörungen zu bewahren, ließ Darius die Inſchrift und die Skulpturen dreihundert Fuß über dem Erdboden anbringen, und dieſe Höhe allein hat ſie vor dem Fanatismus der Araber geſchützt. Major Rawlinſon, der die Inſchriftsplatten genau beſichtigt hat, bemerkt, der Felſen ſei ſo ſorgſam polirt, daß man ſelbſt Spalten und Riſſe mit Einſatzſtücken ausgefüllt habe, welche mit geſchmolzenem Blei befeſtigt ſind, ſo daß man die Fugen

noch jetzt kaum bemerken kann. Die Ausführung der Inschrift soll ihres Gleichen nicht haben in der Welt. Die Schrift ist Medisch und Persisch, das Letztere steht zu oberst, und die Schriftzeichen sind mit einem Firniß überzogen, der die Umrisse hervorhebt und zugleich die Schrift vor dem Einfluß des Wetters schützt. Dieser Firniß soll da, wo er erhalten ist, härter sein als selbst der Marmor. Ueber jeder Figur steht ihr Name und ihre Geschichte — es sind eben die großartigsten Memoiren, welche die Welt aufzuweisen hat.

Soll aber dieser Brief nicht zu dreifacher Portohöhe anwachsen, so muß er heute fort. Ich schreibe noch einmal, ehe ich London verlasse.

Einundzwanzigste Sendung.

Vom 24. bis 27. Juli.

Nun bin ich endlich auch zu dem Beſuche im Whittington Club gekommen. Er führt ſeinen Namen von einem Lordmayor von London, der zur Zeit des Mittelalters, als ein armes, verlaſſenes Waiſenkind, ſich durch eigene Kraft und Ausdauer zu einem der angeſehenſten Männer ſeines Vaterlandes emporſchwang. Ein Bild des einſamen Knaben, der traurig und müde unter einem Baume niedergeſunken iſt, hängt in dem Drawing-Room des Clubs. Die Sage erzählt, er habe aus Noth London verlaſſen, um in der Umgegend Arbeit und Brod für ſich zu ſuchen. Ungewiß, wohin er *ſeine* Schritte wenden ſolle, habe er an dem Mei-

lenſteine von Highgate raſtend, plötzlich die Glocken von Bowchurch zu ſich herüber klingen hören und in ihrem Geläute die Worte vernommen:

Turn again Whittington,
Lord Mayor of London!

Das hat ihn wie ein Strahl vom Himmel durchzuckt, er iſt muthig aufgeſtanden, nach London zurückgekehrt, um den Lebensweg zu beginnen, der ihn zu ſeinem ehrenvollen Ziele geführt hat.'

Der Whittingtonclub befindet ſich in der City, in einem großen, alten Gaſthauſe des Strand, das die Geſellſchaft vor einigen Jahren gekauft, und für ihre Zwecke angemeſſen ausgebaut hat. Er zählt neunzehn hundert Mitglieder, darunter aber mehrere hundert verheirathete und unverheirathete Frauen, und iſt, wie ich ſchon früher erwähnte, den arbeitenden Mittelklaſſen beſtimmt. Die Männer zahlen zwei Guineen, die Frauen eine halbe, auswärtslebende Theilnehmer eine Guinee jährlichen Beitrag. Die Frauen genießen innerhalb des Clubs alle Berechtigungen der männlichen Theilnehmer, und jeder über vierzehn Jahre alte Menſch kann als Mitglied aufgenommen werden. Wer ein und zwanzig Jahre alt, ein halb Jahr lang Theilnehmer des Clubs und nicht von ihm als Beamter beſoldet iſt, iſt wählbar für das Vorſte-

heramt, das aus ein und zwanzig Personen zusammengesetzt ist.

Neben den Bequemlichkeiten, welche alle Clubs zu bieten sich die Aufgabe gestellt haben, bietet der Whittingtonclub seinen Theilnehmern Gelegenheit zur Erweiterung ihrer Bildung. Es werden periodische Vorlesungen über Literatur, Wissenschaft und Kunst gehalten, während zugleich fortdauernde Klassen für Geschichte, lebende Sprachen, Vokal-Musik, Fechten und Tanzen eingerichtet sind, in denen gute Lehrer gegen ein sehr geringes Honorar den gewünschten Unterricht ertheilen. Einmal in der Woche, am Dienstag, werden die großen Säle erleuchtet, und von 8 bis 10 Uhr entweder getanzt oder ein Conzert ausgeführt, wozu man Einladungen für Fremde erhalten kann. Endlich besitzt der Club außer den, in den Lesezimmern ausgelegten Zeitschriften, und einer Bibliothek klassischer Werke, noch eine Leihbibliothek für moderne Unterhaltungslitteratur, und eine eigene Wochenschrift. Diese Letztere wird von dem Vorsteheramte des Clubs redigirt, und beschränkt sich, so weit ich es aus den mir mitgetheilten Blättern sehen konnte, hauptsächlich auf die Angelegenheit des Clubs; auf die dort gehaltenen Vorlesungen ꝛc.

Es ist eine der freisinnigsten und zweckmäßig-

ſten Einrichtungen. Weder nationale, noch religiöſe oder ſtändiſche Verſchiedenheit hindern die Aufnahme in den Verein. Von Morgens acht Uhr bis Abends zwölf Uhr ſind die Räume des Hauſes der Aſſociation geöffnet, und zu allen Tageszeiten ſieht man Frauen und junge Mädchen ankommen, welche ſich mit den dort anweſenden Männern zu Tiſche ſetzen, um à la carte ihr Mittagbrod einzunehmen, oder neben ihnen in den Leſezimmern zu leſen und Abends nach der Arbeit bei Lektüre und Unterhaltung ihren Thee zu trinken.

Als man den Klub begründete, fand er großen Widerſpruch. Er hatte Angriffen aller Art zu trotzen, welche ſich beſonders gegen die Aufnahme der Frauen richteten und dieſe zu verdächtigen ſuchten. Indeß man ließ ſich nicht irren, das Inſtitut gedieh und bewährte ſich als etwas ſo Zweckmäßiges, daß man damit umgeht, im Weſtende, gerade im Intereſſe der Frauen, einen Filialklub zu errichten. Wenn man bedenkt, welche große Anzahl von Frauen und Mädchen in London, allein durch Unterrichtgeben außer dem eigenen Hauſe beſchäftiget iſt, ſo muß man einſehen, wie hilfreich allen dieſen Perſonen eine Anſtalt entgegenkommt, in der ſie die Pauſen zwiſchen ihren Arbeitsſtunden nicht nur ſchicklich, ſondern angenehm

und förderlich zubringen können. Es ſind, außer den gemeinſamen Leſe-, Speiſe- und Converſationszimmern noch ein Rauchſaal für die Männer, und zwei große Stuben für Frauen allein eingerichtet, in denen Toiletten und Nähgeräth befindlich iſt. Sie können dort ſo ruhig und ungehindert arbeiten, als in der eigenen Wohnung. Die Collegia und der Unterricht, welche in dem Whittingtonklub gehalten werden, ſind für beide Geſchlechter gemeinſchaftlich, und darin, in der aus dem freien Verkehr ſich entwickelnden Geſittung beider Geſchlechter, ſcheint mir der größte Vorzug dieſes Vereines zu beſtehen.

Der Whittingtonklub leiſtet, was die Gegenwart zu leiſten berufen iſt. Er giebt dem Arbeitenden Gelegenheit ſich zu bilden, ſich nach der Arbeit zu geiſtigem Genuſſe zu erheben, und er weiſet der Frau die ihr gebührende Stellung neben dem Manne an. Von der geiſtigen Fortbildung der Arbeitenden und der Frauen hängt aber das Heil der Zukunft ab. Jede Frau iſt ein Miſſionair, der ausgeſendet wird in den Kreis einer neubegründeten Familie, die Seelen zu gewinnen für die Wahrheit; und ein Volk, das dieſen Grundſatz in einer Weiſe begriffen hat, wie die Engländer,

iſt ſeiner Fortentwicklung zu der höchſten menſchlichen Vollendung ſicher.

Wenn ich bedenke, wie tauſendfältig wir bei uns die Phraſe hören: ein Mädchen kann dieſes oder jenes nicht thun, hieher nicht allein gehen, dort nicht mit einem jungen Manne allein bleiben — Vorſätze hinter denen ſich immer, mehr oder weniger bewußt, als Nachſatz die Furcht vor elender Leichtfertigkeit oder noch ſchlimmerer Rohheit der Männer verbirgt — ſo erſcheint mir der Whittingtonklub erſt recht als ein Beweis großer Civiliſation. Wir ſind dahin gekommen, uns auf Schicklichkeitsgeſetze Etwas einzubilden, uns aus Anſtandsregeln ein Ehrenbewußtſein zu machen, auf die ſtolz zu ſein wir daſſelbe Recht haben, wie ein Kranker, der ſich Etwas weiß mit dem ſchwarzen Pflaſter, welches die Wunde ſeines Krebsſchadens dem Auge verdeckt. Das ganze geſellſchaftliche Verhalten der beiden Geſchlechter zu einander, iſt — man muß ſich das endlich offen eingeſtehen — auf die Vorausſetzung gegründet, daß ein junger Mann kein junges Weib allein ſehen könne, ohne es durch Zudringlichkeit zu beleidigen oder zu entehren. Ein junges Mädchen darf nicht allein das Zimmer eines fremden Mannes betreten, ſelbſt eine Frau vermeidet das gern. Sie wiſſen ſich

Etwas damit, daß ſie es nicht thun. Die Mütter betonen es ſcharf, abſichtlich, wohlgefällig, daß ſie ihre Töchter niemals mit einem jungen Manne allein gelaſſen haben, und Niemand denkt daran, welch eine jämmerliche Lebensauffaſſung ſich hinter dieſem Bewachungsſyſtem verbirgt, welch ein Sittenzeugniß uns damit ausgeſtellt wird. Unſer Freund Guſtav von Putlitz, ein Mann von reiner Geſinnung, von richtigem Empfinden, hat in dem kleinen Luſtſpiel »Seine Frau« es einmal recht deutlich dargethan, bis zu welchem Wahnſinn die aus Sittenloſigkeit entſtandene Tugendpolizei unter uns gediehen iſt. Das Motiv des Stückes iſt ganz einfach. An dem Wagen eines jungen Mädchens, das mit Diener und Kammerjungfer eine Reiſe über Land macht, bricht die Achſe entzwei, und die Dame iſt genöthigt in einem nahegelegenen Hauſe ein Obdach für die Nacht zu ſuchen. Es findet ſich, daß der junge Beſitzer deſſelben ihren Vater kennt. Sie wird auf das Zuvorkommendſte empfangen. Kaum aber iſt ſie eingetreten, ſo taucht in ihrem Wirthe der Gedanke auf, das Mädchen werde es nicht annehmen eine Nacht unter ſeinem Dache zuzubringen, weil er unverheirathet ſei. Fortgehen kann und mag er ſie nicht *laſſen*, er beſinnt ſich alſo auf einen Ausweg, und

giebt vor, um der Fremden alle Verlegenheit und alles Bedenken zu erſparen, daß er eine Frau habe, die von Krankheit verhindert, nicht erſcheinen könne, den Gaſt zu begrüßen. Damit haben plötzlich die beiden armen Seelen, der Mann und das Mädchen, Ruhe vor dem böſen Gewiſſen der unſittlichen Anſtandsforderungen. Sie verkehren den Abend heiter mitſammen, verlieben ſich ſchnell in einander und heirathen ſich zum Schluſſe, womit den letzten Bedenklichkeiten genügt wird, ſo daß das Publikum ganz ruhig nach Hauſe gehen und unbeſorgt ſein kann um den guten Ruf und die bürgerliche Ehre ſeiner Heldinn.

Von all den Hunderten, die ſolch ein Stück mit anſehen und beklatſchen, ſagen ſich vielleicht nicht zehn Männer und nicht fünf Frauen; »aber ſolch einem Luſtſpiele liegen ja Vorausſetzungen zum Grunde, die haarſträubend ſind!« Der wilde Tſcherkeſſe ehrt und beſchützt die Tochter ſeines Feindes, welche ein Unglücksfall hülfefordernd vor ſeine Thüre führt; und der europäiſche Ehrenmann iſt ſo demoraliſirt in ſeinem eigenen Bewußtſein, ſo verwirrt durch die allgemeine ſittliche und unſittliche Confuſion unſerer Zuſtände, daß er eine Liſt erſinnt, damit die Tochter ſeines Freundes ſich ſicher fühle unter ſeinem Dache, damit ſie und die

andern Menſchen nicht glauben, er könne einen Angriff gegen ſie wagen, ein Verbrechen gegen ſie begehen, das mit Galeerenſtrafe und Pranger beſtraft wird. Man ſchwindelt vor unſern Ehrbegriffen und Sittenregeln. Ein Blick auf ſie zeigt uns einen tiefen Abgrund mit halb verwelkten Blumen bedeckt, die den Fall des Argloſen zu beſchleunigen dienen. Wie ſoll man ſich im Zuſammenhange fühlen mit dieſer Welt der Lüge, mit einer Tugendanſicht, die auf dem Boden der tiefſten Verzweiflung an der wahren Sittlichkeit, auf dem Boden des Unglaubens an der Liebe, an Schönheit, an Menſchenwürde erwachſen iſt!

Ich bin nicht blind eingenommen für England und für die Engländer, aber ich ſehe hier den Keim der Zukunft in dem Glauben an das Gute, den ich in ſolcher Weiſe noch nirgend gefunden habe. Wenn man im Whittingtonklub ein junges, hübſches Mädchen frei ſich bewegend findet, unter einer Anzahl von Männern, ohne einen andern Schutz, als den des gegenſeitigen Vertrauens, der gegenſeitigen Achtung, ſo kann man ſich nicht verbergen, daß dies Volk uns auf dem Wege zu dem rechten Ziele weit, ſehr weit voraus iſt.

Der ganze Sinn, in dem dieſer Klub geleitet wird, iſt ein heitrer und praktiſch verſtändiger.

So haben ſie bei der Jahresfeier der Beſitznahme des jetzigen Hauſes eine Soiree gegeben, und mit dieſer Soiree war gleich wieder eine aus freiwilligen Lieferungen entſtandene Ausſtellung verbunden. Die Mitglieder und Ehrenmitglieder des Klubs, deren er viele unter den Gelehrten und Künſtlern Englands beſitzt, haben neue und alte Gemälde, merkwürdige Bücher, neue Maſchinen, techniſche Kunſtwerke, mittelaltrige Holzſchnitzereien, naturhiſtoriſche Seltenheiten hingeſendet. Dadurch iſt den Theilnehmern wieder koſtenlos eine Maſſe von Anſchauungen und Belehrungen zugeführt worden, die der Einzelne ſich in ſolcher Weiſe nicht zu ſchaffen im Stande geweſen wäre. Der Whittingtonklub iſt eines der nützlichſten Inſtitute, das auch in einer Stadt wie Berlin vollkommen an ſeiner Stelle wäre, wenn die rechten Menſchen die Begründung deſſelben übernehmen wollten. Es würde auch dort an Zweiflern, an Spott, an harten und ſchiefen Urtheilen, an Verdächtigungen nicht fehlen — aber wen darf das abſchrecken, der das Rechte will?

So weit geht die Gleichſtellung der Frauen in dieſem Klub, daß ſie Vorleſungen in demſelben halten wie die Männer. Die Whittingtonzeitung bringt in ihrer Nummer vom vierten Mai einen langen Bericht von den Vorträgen einer Mrs.

Balfour, über »Contrasts and Parallels in the Lives of Celebrated Women, embracing the more prominent historical females in the great French revolution, and the American war of independence.« *) Die Frauen befinden ſich dagegen auf dem Continente immer noch in derſelben Lage, wie häßliche Menſchen und wie die Juden. Sie müſſen ſich überall erſt dokumentiren, damit man ihre Vorzüge glaubt, und nachher noch Verzeihung dafür fordern, daß ſie dieſe Vorzüge beſitzen. Wie anders iſt das hier! —

Am Dienſtag habe ich in Her Majesty's Theatre die wirkliche Tempesta von Scribe und Halevy geſehen. Die Muſik kam mir unbedeutend, namentlich charakterlos vor. Es waren Melodien, zu denen man alles Mögliche, Schmerz und Freude, Haß und Liebesworte ſingen konnte. Dazwiſchen war verſchiedenes Balletweſen eingelegt, in dem die Griſi ſich ſehen ließ. Sie hat mir jedoch weniger als die, nach meinen Begriffen, nicht erreichte Fanny Elsler gefallen.

*) Vergleichung der Gegenſätze und Ähnlichkeiten in dem Leben berühmter Frauen, umfaſſend die hervorragendſten weiblichen Charaktere in der Franzöſiſchen Revolution und dem Amerikaniſchen Freiheitskriege.

Groß aber, wahrhaft groß, war Lablache als Caliban, weil er durch ſeine Schöpferkraft das Ungeheuer zu einer tief tragiſchen Figur erhob, zu einem verthierten Titanen, deſſen Erſcheinung ſehr erſchütternd wirkte. Er trug ein rothgelbes Trikot mit Krallen an Händen und Füßen, eine Hoſe von braunem Kalbfell, ein Wams aus ſchwarzem Katzenpelz in roheſter, urſprünglichſter Form. Dazu eine rothe zottige Perrücke mit rothem Barthaar. Und trotz dieſer garſtigen Ausſtattung hatte ſein Kopf ein wunderbares Gepräge von Großheit, welches durch die äußere Erniedrigung nicht zerſtört, ſondern nur rührend gemacht wurde. Lablache muß ſehr ſchön geweſen ſein. Die Stirn, die Kopfform, das Breite, Edle der ganzen Bildung erinnern an die Antike; ſelbſt der Schnitt der großen breitliedrigen Augen, die aus dem Rothbraun der Schminke leuchtend und ſtechend hervorſtarrten, haben dieſen Typus. Und grade um dieſer urſprünglichen Schönheit willen wirkte der Ausdruck des Verthierten und Starren, und das doch nicht zu ertödtende göttliche Zornbewußtſein über die Entwürdigung ſeiner Menſchennatur, ſo furchtbar in dem Spiele von Lablache. Das Bewundernswertheſte in ſeiner Darſtellung war die Weiſe, in der er das Unwahre in der Figur

dieſes von allen guten Geiſtern verfluchten Hexenſohnes zu vernichten, und uns den Caliban ſo glaublich, ſo lebensfähig zu machen wußte, wie die Geſtalten des griechiſchen Mythus es uns ſind. In der Scene, in welcher der trunkene Caliban ſein leidenſchaftliches Begehren auf Miranda richtet, war er der reinſte Typus eines antiken Faunes oder eines Centauren, der gierig die Hand nach einer Schönheit ausſtreckt. Er iſt noch als Greis einer der größten Künſtler, die ich je geſehen. Was muß er in der Zeit der Kraft und Jugend geweſen ſein! — Die Sonntag ſah hübſch aus als Miranda und ſang vortrefflich, mich hat aber eigentlich doch nur Lablache beſchäftigt.

In Bezug auf dieſe Oper begegnete uns ein komiſcher Betrug. Wenn man ſich nämlich dem Theater nähert, ſo ſtürzen Frauen, welche Boukets, Männer, welche Textbücher verkaufen wollen, neben den Wagen einher, ihre Waaren durch die Fenſter hineinreichend. Da wir den einen Mann gar nicht los werden konnten, nahm Mr. G., der mit mir fuhr, ihm ein Textbuch ab. Als wir es aber im Theater öffneten, war es nicht das italieniſche Libretto, deſſen Verkauf einigen beſtimmten Perſonen überlaſſen iſt, ſondern ein engliſcher, in wunderlicher Proſa geſchriebener In-

haltsbericht, den man in Form von Verſen gedruckt hatte, um das Publikum damit zu täuſchen. Dies:

Now appears Caliban
And expresses
In a most beautiful song his love
For Miranda
And his hate
Against her father Prospero

ſah komiſch genug aus. Dabei war die ganze Erklärungsweiſe von einer rohen und doch drolligen Naivetät, und ich dachte, was für dich und D., die ihr die Opernterte in ihrer Abgeſchmacktheit faſt niemals zu begreifen pflegtet, ſolch eine Text-Erklärung wohlthätig ſein würde.

Den 25. Juli.

Je näher mir der Tag der Abreiſe kommt, je mehr tritt es mir in das Bewußtſein, wie viel mir noch zu ſehen übrig bleiben, und auf wie Vieles ich werde verzichten müſſen. Ich komme nicht mehr in die Polytechnic Institution, deren Taucherglocke und ſonſtige Apparate ich gern geſehen hätte, da ſie in der großartigſten Weiſe hergeſtellt ſind; ich komme nicht mehr in die Adelaide-Gallerry, die Nebenbuhlerinn der erſtern

Anſtalt. Wie ausgedehnt die Anlagen für dieſe Inſtitute ſind, beweißt, daß in der polytechniſchen Anſtalt die Taucherglocke nicht in einem kleinen Modelle gezeigt wird, ſondern daß eine wirkliche Taucherglocke, welche acht Perſonen faſſen kann, in ein für ſolche Zwecke gegrabenes, zwanzig Fuß tiefes Baſſin hinabſteigt. Den Neugierigen wird für eine kleine Mehrzahlung geſtattet, das Experiment mitzumachen. Auch die chineſiſche Junke, die vollſtändig ausgerüſtet vor einigen Jahren hierher kam und nun ſchon ziemlich abgeblaßt und allmählichem Verfall entgegengehend in der Themſe liegt, muß ich aufgeben, ebenſo den Beſuch des Schrotthurmes am rechten Themſeufer, der ſeine Entſtehung dem Traume einer Dame verdanken ſoll. Die Sache klingt wunderlich genug.

Zu der Zeit, als die Schrotfabrikation noch nicht ſo weit vervollkommnet war als jetzt, träumte die Frau eines Schrotfabrikanten, daß ſie ſich auf einem hohen Thurme befände, von dem man geſchmolzenes Blei durch Siebe hinabgoß, deren Eines immer feiner als das Andere war, ſo daß ſich in denſelben auf die ſchnellſte und gleichmäßigſte Weiſe die verſchiedenen Bleitropfen ſammelten und ſonderten, und die prächtigſten Schrotſorten zu Stande kamen. Die Sache war ihr

ſo deutlich und zugleich komiſch erſchienen, daß ſie am Morgen ihrem Gatten davon erzählte. Der aber fand den Traum nicht komiſch, ſondern wunderbar wie eine Offenbarung. Sein praktiſcher Verſtand kam der träumeriſchen Eingebung, der techniſchen Viſion zu Hülfe, und die jetzige Schrotfabrikation iſt die Folge jenes induſtriellen Traumes; ein hoher, viereckiger Thurm am Ufer der Themſe das erſte Gebäude, in dem ſie in ſolcher Weiſe ausgeführt worden iſt.

Das Mißbehagen zu ſteigern, das uns leicht befällt, wenn wir ſo Vieles nicht genießen können, das ſich uns in bequemer Weiſe bietet, erzählt man mir von allen Seiten, wie viel ich an den Dingen verliere, die ich liegen laſſen muß. — B. beſchrieb mir geſtern ſehr ergötzlich die Originalität der Prozeßverhandlungen vor den Polizeigerichten; N. ſchilderte mir die Unterhaltung in einem Kaffeehauſe, in dem Mock Juries gehalten werden. Der Wirth, ein wunderlicher Kauz, präſidirt ihnen, und man karrikirt dort allabendlich das Weſen der erſten Advokaten und den Inhalt der wichtigſten zur Zeit grade ſchwebenden Proceſſe. Es ſoll eine ausgelaſſene Heiterkeit dort herrſchen und oft ein wahrhaft Shakespear'ſcher Humor in den Reden walten. Dies Kaffeehaus

iſt jedoch kein Ort, den Frauen beſuchen, die im Allgemeinen wenig bei Reſtaurants erſcheinen. Die meiſten ſolcher Lokale ſind auch nicht behaglich eingerichtet. Sie haben etwas Spelunkenhaftes, ohne die Wohnlichkeit, welche den römiſchen Kaffeehäuſern und Oſterien, wie den kleinſten pariſer Eſtaminets ſo eigen iſt. Ich bin ein paar mal, wenn ich mit dem Conſul C. meine Touren durch die City machte, in eines oder das andere Kaffeehaus getreten, aber faſt überall war es unwirthlich, finſter und verräuchert. Zumeiſt fand man erſt ein kleines Entree, in dem Kuchen aufgeſtellt waren, und in dem man das Eis aus den großen Büchſen vor den Augen der Gäſte in die Gläſer ſtrich, was nicht gut ausſah. Hier verzehrten die Leute ſtehend in Eile das Gekaufte. Dahinter lag dann oft ein größeres Gemach, faſt immer niedrig und ſo dunkel, daß am Tage die Gasflammen brannten, und dort ſaßen denn Männer bei ihrer Suppe oder ihrem Beefſteak bald an freien, einzelnen Tiſchen, bald in abgeſperrten Logen. Frauen habe ich faſt nirgend in dieſen Speiſezimmern erblickt und nirgend hat es mich zum Verweilen gelockt. Es war überall unkomfortable und namentlich das Zimmer von einer ſo feuchten Kälte, daß man ſie gegen die

Wärme der Sommerluft wie ein tödtliches Element empfand. Es mag wohl von dem Bestehen der Klubs herrühren, daß glänzende Restaurationen, wie Paris und die Städte des Continentes sie besitzen, hier gänzlich fehlen. Das Kaffeehaus von Very ist das einzige, das nach französischer Weise eingerichtet ist, und auch von Damen besucht wird.

Um aber doch meinem Touristen-Gewissen einigermaßen zu genügen, bin ich in Mansion House gewesen, die wahrhaft fürstlichen Empfangzimmer des Lordmayors zu sehen. Eine prachtvolle Treppe führt zu einer großen, edlen Halle, einer Art von Versammlungssaal. In diesem sind zwischen Säulen von Stuck, welche das Gialo antiko glücklich nachahmen, die Büsten von Peel, Russel, Grey, Melbourn, Wellington, dem Herzoge von Kent, Wilhelm dem Vierten und die Büste der Königinn Victoria aufgestellt. Daran stößt der Eßsaal, ein kirchenartiges von zwölf Pilastern getragenes, gewölbtes Gemach, das für sechs Tische, jeden für hundert Personen, Raum hat. Zwei oder drei Drawingrooms, in deren größtem ein aus Eichenholz geschnitzter, thronartiger Sessel für den Lordmayor, vollenden das Ganze. Es sind keine Kunstwerke, aber auch

keine kleinlichen Zierrathen in jenen Gemächern angebracht; der Styl, in dem die Räume gebaut und eingerichtet ſind, hat etwas einfach Edles. Die Stuckverzierungen der Plafonds zeigen nur mäßige Vergoldungen, die Wände ſind ebenfalls von glattem Stuck, und die großen, in die Mauren eingelaſſenen Spiegel, ſind eine ſchickliche Unterbrechung der Wandflächen. Es iſt Alles ſolid gehalten, ſo daß es dem Eindruck der bürgerlichen Selbſtherrlichkeit angemeſſen iſt, welche hier waltend, der Souverainität von Weſtminſter das verſöhnende und befreiende Gleichgewicht hält. Auch die Proceſſionen und überhaupt das öffentliche Erſcheinen des Lordmayor ſollen den Charakter der Herrſchaft tragen und, wie G. ſich ausdrückte, an die Aufzüge der Dogen erinnern. Hält England das Princip der monarchiſchen Pracht und Etikette ſtrenger aufrecht als irgend ein anderes Land, ſo weiß es doch zugleich die Herrſchaft der Krone nicht als das einzige Element hinzuſtellen, das der Verherrlichung würdig iſt, und wie man in dem neuen Parlamentshauſe den Thron und den Sitz des Sprechers einander gegenüber geſtellt hat, ſo ſtehen ſich die Gewalt der Krone und die Gewalt des Volkswillens gegenüber in den beiden Repräſentanten im St. James Pallaſt und Manſion-

House. Der Lordmayor genießt fürstlicher Ehre, und hält förmlich Hof. Gegenwärtig hat ein Seifensieder das Amt inne.

Mit uns zugleich besahen ein Paar Herren das Lokal, es schienen Juden zu sein. Sie unterhielten sich lebhaft über die morgende, vielfach besprochene Parlamentssitzung, in der Rothschild seinen Sitz als neu gewähltes Mitglied fordern wird, um auf diese Weise die Frage wegen Emancipation der Juden ihrer einstigen Lösung wieder um einen Schritt näher zu bringen. —

Ein anderer Gegenstand, der die öffentliche Theilnahme mehr und mehr zu beschäftigen beginnt, ist die große Ausstellung, die Erfindung und der Lieblingsplan des Prinzen Albert, für den sich aber bis jetzt nur wenig Sympathie in den Engländern kund giebt. Sie sagen, Regentstreet biete in seinen Magazinen eine fortdauernde Ausstellung von Fabrikaten aus allen Ländern der Welt, und es sei daher kein Vortheil von dieser künstlich erzeugten Exposition zu erwarten. Dazu erregt der Gedanke, das Ausstellungsgebäude in Hydepark zu errichten, Mißfallen. Man sieht unwirrsch darein, wenn dort Vermessungen vorgenommen werden, wie es in diesen Tagen geschehen ist. Es würden nach den jetzigen Bauplanen für das

Haus, ein paar ſchöne, alte Baumgruppen zum Opfer fallen müſſen; der an Oxfordſtreet und Parklane grenzende Theil des Parkes würde für viele Monate durch das Bauen und ſpäter durch das Niederreißen des Ausſtellungslokales unbrauchbar gemacht werden, und das Publikum will dieſe Unbequemlichkeiten nicht auf ſich nehmen. Andere, und unter ihnen viele Gewerbtreibende, fürchten für einzelne Gegenſtände, für Spitzen, Stickereien, Bronzewaaren und Vergoldungen die Conkurrenz mit dem Auslande, weil die Arbeitspreiſe des Continents niedriger, die betreffenden Waaren alſo auf dem Continente billiger ſind; kurz Niemand ſpricht dafür, als die Journale, deren Theilnahme der Prinz zu erregen gewußt hat. Man ſagt, daß er keine Mühe dafür ſcheue, daß er mit den einzelnen Redaktoren und Journaliſten ſelbſt Unterhandlungen pflege, und es ſcheint denn wirklich, als ob dies Unternehmen mit oder ohne Erfolg für die induſtriellen Verhältniſſe zu Stande kommen ſolle. Daß es dann großartig ausfallen wird, iſt keinem Zweifel unterworfen; aber die Ausſtellungszeit in London verleben, möchte ich nicht, obſchon London ſo groß iſt, daß ich überzeugt bin, man wird den Zuſammenfluß der Fremden, und wenn er noch ſo zahlreich iſt, äu-

ßerlich nicht ſonderlich merken, nur die geiſtige Raſtloſigkeit wird unbehaglich ſein und die Saiſon noch bewegter machen als ſonſt und jetzt.

Das Wetter iſt heute umgeſchlagen. Nach großer Wärme iſt plötzlich eine novemberliche, feuchte Kälte eingetreten, ſo daß ich ſchauernd und unbehaglich vom Manſion-House heimkehrte, das Haus nicht mehr verließ und die Reſervekoffer zu packen begann. Nun iſt es faſt neun Uhr, und Zeit, daß ich mich für die letzte Soiree anzukleiden beginne, die ich vor der Abreiſe hier mitmachen werde. Gute Nacht denn!

Freitag den 26. Juli, früh.

Vor einer Stunde iſt Dein Brief gekommen mit der Nachricht von dem Abſchiedsgeſuch der Oldenburgiſchen Officiere, behufs ihres Eintrittes in die Schleswig-Holſteiniſche Armee. Wer weiß ob Schleswig nicht der Punkt iſt, an dem eine neue Morgenröthe aufgeht. Es iſt faſt immer das Größte aus kleinen Anfängen hervorgetreten, und die kleinen Kämpfe in Spanien, der vereinzelte Uebertritt des York'ſchen Corps in Rußland bewirkten die Zertrümmerung der Napoleoniſchen Weltherrſchaft. Leben, Muth und Arbeitskraft be-

halten, das iſt Alles! Aber ſei alle Kraft des Gelingens mit dem braven Volke an der Eider, für das, auffallend genug, unter den Engländern gar keine Theilnahme herrſcht, während die hier lebenden Deutſchen mit warmem Empfinden an dem Kampfe ihrer Stammesgenoſſen ſich betheiligen. Die Times zieht unabläſſig gegen die Rebellion in den Herzogthümern zu Felde. Sie ſieht, ohne alle Rückſicht auf die nationale Berechtigung der Deutſchen, in dem Aufſtande nur eine Kränkung der Legitimität Dänemarks, der ſie ſich entſchieden widerſetzt. Aber das melden die Zeitungen beſſer als ich, und ich wende mich alſo zu meiner geſtrigen Soiree.

Sie iſt in ſo fern gut ausgefallen, als ich Dickens geſehen habe, jedoch auch wirklich nicht viel mehr als nur geſehen. Er hat eine große hübſche Geſtalt, einen entſchieden engliſchen Geſichtstypus von edeler Form, und braunes, leicht gelocktes Haar, das künſtlich geordnet die Stirn umgiebt. In ſeinem ganzen Auftreten ſpricht ſich eine große Sorgfalt für die äußere Erſcheinung aus. Er war weniger einfach gekleidet, als es Engländer ſonſt zu ſein pflegen. Wir wurden einander vorgeſtellt, ich ſagte ihm, wie ſehr man ihn *in Deutſchland* verehre, wie lebhaft ich ſelbſt ſeine

Werke bewundert und ihn zu sehen gewünscht hätte — aber weil ich ihm wirklich viel zu sagen hatte, drängten sich mir die Gedanken über einander, und in der lebhaften Freude ihm zu begegnen, vergaß ich die fremden Sprachen gänzlich, dachte deutsch, und konnte weder englisch noch französisch ausdrücken, was ich auszusprechen wünschte. So drehte sich die Unterhaltung ausschließlich um die Schwierigkeit sich in fremder Mundart zu unterhalten und um die guten deutschen Uebersetzungen, welche wir von Dickens Romanen besitzen. Dazu wurden wir in den überfüllten Räumen bald von einander getrennt, weil man sich aus den Nebenzimmern in den Hauptsaal drängte, um »gelehrte Kanarienvögel« zu sehen, welche ein vollendet schönes belgisches Judenmädchen präsentirte. — Das war denn die ersehnte Begegnung mit Dickens, die an mir wie eine Sternschnuppe vorübergegangen ist. Zu plötzlichen, lang ersehnten Begegnungen mit bedeutenden Menschen macht mich die Verehrung vor ihnen gradezu untauglich. Es ist mir dann wie einem Opfernden, dem vor lauter Bewegung die liebevoll gefüllte Opferschale aus den Händen fällt, und der betrübten Gesichtes ohne Gabe vor den Altar treten muß, an dem er gern viel darbrächte, um Etwas zu empfangen.

Die Soiree war so voll, daß man in den Fluren und auf den Stufen der Treppe saß, die zu der oberen Etage führte. Da diese Stufen aber aus schönem, mit persischen Teppichen belegtem Sandsteine bestanden, den Bronzegeländer umgaben, und strahlende Kerzen beleuchteten, so gewann das Sitzen auf den Treppen etwas Hübsches und sah anmuthiger aus, als unsere Fronten von Stühlen in den großen Sälen. Auch hier waren die Büffets par terre im Eßsaale aufgerichtet, und die ganze Gesellschaft blieb dadurch in einer beständigen Bewegung. Im Laufe des Abends erschienen ab und zu einzelne Personen in Maskentracht, die später noch einen Fancyball besuchen wollten; alt französische, persische und holländische Kleidung. Man schien es als nichts Auffallendes anzusehen und die Kostümirten sich nicht unbehaglich durch die Sondertracht zu fühlen, während uns Deutsche alles genirt, was uns von der Gesammtheit unterscheidet. Die Damen waren, wie überall in England, sehr entblößt, mehr als es im Allgemeinen bei uns oder in Frankreich üblich ist. Ihr Teint und ihre Büsten sind aber meistens so schön, daß man die Mode für sie sehr angemessen findet.

Da unser Wirth der äußersten Opposition

angehörte, waren fast alle bedeutenden Persönlichkeiten unter den italienischen, ungarischen und französischen Flüchtlingen dort versammelt. Deutsche waren auch hier nicht anwesend, was mir leid that, weil sie mit ihrer Zurückgezogenheit nichts nützen, während die Exilirten der andern Nationen, namentlich die Ungarn und Italiener, die sich mit kluger, würdiger Zurückhaltung in der Englischen Gesellschaft bewegen, die Sympathien für sich und für die von ihnen vertretene revolutionäre Bewegung erwecken. Ich wollte Fröbel, Kinkel, Bucher, Heinrich Simon und all die braven, wackern Vorkämpfer Deutschlands lebten hier in der Gesellschaft, um die deutsche Revolution durch die Bürgschaft ihrer Persönlichkeit vor den Engländern in das rechte Licht zu stellen. Anderseits aber glaube ich, daß auch grade für sie in England die Lehre zu gewinnen wäre, wie man das geringste Gegebene benutzen, mit dem Kleinsten anfangen und nicht es liegen lassen müsse, weil es nicht das Vollendete ist. In diesem Betrachte hat mich eine Erklärung Mazzini's, der auch in der Soiree anwesend war, sehr ergriffen. Er sagt in seinem Werke »Republik und Königthum in Italien«, das in einer französischen Uebersetzung von George Sand vor mir liegt, bei Gelegenheit

von Verhandlungen, welche Karl Albert mit der republikaniſchen Partei einzuleiten ſuchte:

»Der erſte Zweck und der ewige Seufzer unſrer Seelen war, ſonſt wie jetzt, die Unabhängigkeit vom Auslande. Der zweite: die Einheit des Vaterlandes, ohne welche die Unabhängigkeit eine Lüge iſt. Der dritte: die Republik. Gleichgültig gegen unſer perſönliches Schickſal, ſicher über die einſtige Zukunft unſeres Landes, hatten wir nicht nöthig uns unduldſam in jenem dritten Punkte zu zeigen. Hätte man mir die Unabhängigkeit und eine ſchnelle Erlangung der Einheit Italiens zugeſichert, ſo würde ich zwar nicht meine Ueberzeugung geopfert haben, denn das iſt unmöglich, aber ich würde aller thätigen Propaganda für den nahen Triumph dieſer Ueberzeugung entſagt haben. Mir genügte es an dem Eifer und dem Rechte, die Niemand mir hätte beſtreiten können, in einem Buche, das ich früher oder ſpäter veröffentlicht haben würde, die Ideen niederzulegen, welche ich meinem Vaterlande nützlich glaubte. Die Republikaner hatten ohnehin in ihrer Liebe für die nationale Unabhängigkeit nicht auf die Bitte eines Königs gewartet, um die Republik fürs Erſte noch dahin geſtellt ſein zu laſſen.«

In der Einſicht, daß man für Erreichung der

nächſten Möglichkeiten, den großen, letzten Zweck ruhig dahingeſtellt ſein laſſen, und ſelbſt mit ſeinen Gegnern für das Erreichbare zuſammenwirken müſſe, liegt eine große Selbſtverläugnung, eine hohe Liebe für die Freiheit und zugleich die Politik, welche, wie jetzt einmal in Europa die Sachen ſtehen, die allein fruchtbringende ſein dürfte. Die beſten unter den Republikanern, die wahren Freunde der Menſchheit, haben immer geſchaudert vor dem Blutvergießen, geſchaudert vor den Kämpfen, in denen das Eigenthum der arbeitenden Klaſſen zerſtört, ihr Erwerb gehindert wird. Es hätte nur eines ehrlichen Handelns der Fürſten in Deutſchland bedurft, um die Revolution, die freiwillig vor den Thronen halt gemacht, und nur die Syſteme, nicht die Dynaſtieen geſtürzt hatte, in eine Bahn zu lenken, in der alle Kräfte ſich vereint haben würden zu gemeinſamer Arbeit an dem Menſchheitswerke. Schrieb doch ſelbſt der gefangene Kinkel aus ſeiner Zelle: »und wenn die Monarchieen ſiegen, ſo werden ſie die Fortentwicklung unſerer ſtaatlichen und ſocialen Zuſtände nur dann möglich finden, wenn ſie die beſten Kräfte unſerer Partei zu Mitarbeitern und Gehülfen machen bei dem Werke!« ausdrückend, wie

bereit er ſelbſt ſei, das Gute zu fördern, wo die Möglichkeit dafür gegeben ſein würde.

Ich erzählte dieſe Aeußerung Kinkels, gleich nachdem er ſie gethan, einem der Miniſter des Manteufelſchen Miniſteriums, mit dem ich in einer Geſellſchaft in längerer Unterhaltung beiſammen war. Er rühmte, da er ſelbſt ein gründlich und vielſeitig gebildeter Mann iſt, Kinkel als Gelehrten und als Dichter, und ſchloß mit den Worten: »Darüber dürfen wir uns gar keine Illuſion machen, daß faſt alle Talente und Fähigkeiten auf der Seite unſerer Gegner ſind. Wir haben Wenige, welche die Sprache beherrſchen, und auf der andern Seite iſt alles voll von Capacitäten!« — »Und das macht Sie nicht irre?« fragte ich. — »Weshalb das?« — »Weil man von Ihrer Seite immer den Grundſatz predigt, die Maſſe beweiſe Nichts, ſie ſei ohne wirklichen Willen, ohne Einſicht; und die Minorität der Einſichtigen ſei berufen die Maſſe zu beherrſchen. Sollte da nicht der Partei die Herrſchaft gehören, diejenige Anſicht nicht die richtige ſein, welche alle Capacitäten für ſich hat, während ihr nur die Maſſe der Bourgeoiſie und die Maſſe der Soldaten entgegenſtehen?« — Er beendete die Unterhaltung mit einem galanten *und* freundlichen Worte für mich, und ich hoffe,

da ich gut von ihm denke, das Miniſterium der Maſſen ſoll ihn ſelbſt einſt noch dahin bringen, auf die Seite der Capacitäten zu treten, denen er angehört.

Wie den Verbannten, den alle ſeine Erinnerungen in die Heimath zurückführen, führen alle Anläſſe und alle Wege mich immer zurück zu dem Gedanken an die geſchloſſene Pforte des Paradieſes, das ſich vor unſern Augen eröffnet hatte. Immer wieder drängt ſich der Wunſch hervor nach Vereinigung aller wirkſamen Kräfte des Vaterlandes, damit etwas geſchaffen und aus dem Schiffbruch wenigſtens die Trümmer gerettet werden, einſt eine neue Arche daraus zu bauen.

Ich verſtehe jetzt erſt vollkommen eine Erklärung, welche einer der entſchiedenſten Socialiſten Frankreichs mir von dem Charakter Proudhon's und Girardin's machte, als er den Letzteren gegen den Angriff vertheidigte, daß er ſchwankend und von ſich abgefallen ſei. Er ſagte: Girardin bleibt ſeinem eigenſten Weſen treu, wenn er ſich von einer Partei zur andern wendet. Er iſt eine durchaus ſchöpferiſche Natur, er muß Etwas ſchaffen, um ſich zu genügen. Daher neigt er ſich ſtets der Seite zu, auf der er Etwas werden ſieht, und verläßt die Partei, an deren Wirkſamkeit er

verzweifelt. Daß er ſich den Socialiſten zuneigt, iſt nicht Laune, nicht Ehrgeiz, es iſt die Einſicht, daß nur durch ſie etwas Dauerndes, wenn auch langſam, wenn auch nach ſchweren Kämpfen, geſchaffen werden wird. Zeigte ihm die Monarchie größere Schöpferkraft, ſo würde er ihr angehören mit all ſeinen Fähigkeiten. Er iſt der Mann der That, des Schaffens, wie Proudhon der Mann der Kritik und der Zerſtörung. So eifrig Proudhon für uns gekämpft hat, ſo gewaltig er geſtritten gegen das Beſtehende, fühle ich mich überzeugt, daß er ſich dem Socialismus abwenden würde, käme dieſer jetzt zur Herrſchaft. Proudhon verhält ſich, ſeinem eigenſten Weſen nach, kritiſch und zerſetzend allem Geſchaffenen gegenüber. Das Werdende freut ihn nur, weil es ein neues Object für ſeine Kritik darbietet. Girardin kann der Verbreitung des ſocialen Princips eine weſentliche Stütze werden, und wir könnten es noch erleben, daß er den Socialismus gegen Proudhon ſchützt, wenn die beiden Charaktere ſich ſelbſt bis zum Ende getreu bleiben.

Sonnabend, den 27. Juli.

Zwiſchen gepackten Koffern, in aller Unbehaglichkeit, welche ſolch einem Abende vor der Abreiſe niemals fehlt, wenn man ſich losreißen ſoll von dem Boden, in dem man eben erſt Wurzel geſchlagen hatte, will ich dieſen Brief beenden, damit er gen Süden zu Dir gehe, wenn ich morgen nach Norden fahre.

Ich habe heute Mittag noch eine eigenthümliche Bekanntſchaft und eine neue Erfahrung gemacht. Rudolph Lehmann hatte mir ſchon oft von einer kleinen, aber ſehr gewählten Bilderſammlung geſprochen, die ein ihm befreundeter Kaufmann beſitzt, und der Beſuch derſelben war lange verabredet, niemals aber zur Ausführung gekommen. Er ſchlug mir alſo geſtern vor, da mit ſolch einem in Packen und Ordnen zugebrachten Morgen vor dem Abreiſetage doch nicht viel anzufangen ſei, mit ihm in die City und zu Herrn O. zu fahren, um deſſen Gemäldeſammlung zu betrachten. »Sie werden dabei in dem Beſitzer derſelben die Bekanntſchaft eines enthuſiaſtiſchen und verſtändigen Kunſtfreundes machen. Aber ich benachrichtige Sie im Voraus, daß er blind iſt, und zwar ſeit vielen Jahren blind!« Das erſchien mir ſehr wunderbar und

mit eben ſo viel Neugier als Theilnahme trat ich in einer ſchmalen Seitenſtraße der City, in das große, ſtattliche Haus, das Herr O. bewohnt.

Als wir klingelten und gemeldet wurden, kam uns aus dem Dining Room Herr O. ſelbſt entgegen, der uns erwartet hatte. Eine hohe, ſchlanke Geſtalt in ſorgfältigſter Kleidung, ein Geſicht von ſcharf ausgeprägten Formen, deſſen großen, dunkeln Augen man die Blindheit, die aus einer Nervenlähmung entſtanden ſein ſoll, nicht leicht anmerken konnte. Er bewegte ſich mit Sicherheit, dem Tone unſerer Stimmen folgend, und nöthigte uns, indem er mir den Arm bot, in das Eßzimmer zu treten, wo Früchte, Kuchen und Wein aufgeſtellt waren, uns nach der Fahrt zu erfriſchen. Ein junger Mann, der ſein Geſellſchafter und Vorleſer zu ſein ſchien, denn Herr O. iſt unverheirathet, machte bei der kleinen Mahlzeit unſern Wirth. Herr O., der ohne Beiſtand aß, machte ſich bei dem Umherreichen der verſchiedenen Gegenſtände hülfreich wie ein Sehender. Dabei fing er an, mir von ſeiner Sammlung zu ſprechen, indem er mir die Bilder ſchilderte, welche er noch ſelbſt angekauft und geſehen hatte. Er erzählte von ſeinen Reiſen auf dem Continente, die theilweiſe im *Intereſſe* ſeiner Kunſtliebhaberei unternommen wor-

den waren, und ſetzte mir auseinander, wie er im Intereſſe der Kunſtförderung ſeit Jahren den Grundſatz befolge, nur Arbeiten von lebenden Malern zu kaufen. »Ich habe ſo viele Stunden, die ich ſinnend und nachdenkend zubringe, wenn meine Geſchäfte abgethan ſind,« ſagte er (Herr D. iſt Chef eines großen Handelshauſes), »daß es mich unterhält, in dieſen Stunden Bilder zu componiren und Motive für Maler zu erdenken, welche ich dann ſpäter von tüchtigen Künſtlern ausführen laſſe.« Ich fragte ihn, ob er denn Freude an der Ausführung haben könne, da er die Bilder nicht ſehe? — »Große Freude!« entgegnete er. »Einmal beſteht die Kunſt doch weiter und verlangt Förderung, gleichviel ob ich ihre Schöpfungen ſehe oder nicht, ich diene ihr alſo zum Dank für den Genuß, den ſie mir früher gewährt hat; und zweitens freut es mich, mir nach Jahr und Tag von meinem jungen Begleiter die Bilder beſchreiben und immer wieder beſchreiben zu laſſen, deren Motive ich einſt erfunden habe. Vielleicht muß man in meiner Lage ſein, um dies zu begreifen, mir aber iſt meine kleine Gallerie noch heute ein immer neuer Genuß.«

Nach dem Frühſtück geleitete er uns die Treppe hinauf zu den Empfangsſtuben, in denen

die Sammlung vertheilt iſt. Er ſelbſt zog, da Lehmann von einigen Bildern bemerkte, daß ihnen das rechte Licht in dieſem Augenblicke fehle, die Vorhänge zurück, enthüllte ein paar Marmorſtatuen, die mit Flor verdeckt waren, und dem ſchärfſten Beobachter wäre es nicht leicht geweſen, aus der Haltung und dem Betragen des Kunſtliebhabers darauf zu ſchließen, daß ihm die Sehkraft fehle. Es war eine der eigenthümlichſten Erſcheinungen die mir vorgekommen ſind, und ich verließ den trefflichen Mann mit eben ſo viel Theilnahme als gerührter Bewunderung über dieſe ſelbſtloſe Liebe für die Kunſt.

Mit der Schilderung mögen denn die Berichte aus London ſchließen. Morgen früh um neun Uhr verlaſſe ich die Hauptſtadt, die Weltſtadt — ungern genug, obſchon ich mich nach friſcherer Luft und namentlich nach dem Meere ſehne. Das Wetter iſt trüb, die Atmoſphäre voller Dünſte, und kenne ich das hieſige Klima recht, ſo giebt es für die Nacht einen tüchtigen Regen. Möchte er morgen mir nicht die Fahrt verderben, und die Sonne mir freundlich ſein. Ich ſchicke den nächſten Brief ab, ſobald ich in Edinburg angelangt bin.

Zweiundzwanzigste Sendung.

Vom 27 bis 30. Juli

York, York Hotel, den 27. Juli
Abends 10 Uhr.

Als ich heute Morgens um zehn Uhr London verließ, regnete es in Strömen. Der Bahnhof in Euston Square iſt eines der ſchönſten öffentlichen Gebäude der Hauptſtadt und zugleich einer der ſchönſten Bahnhöfe, die ich geſehen. Er iſt prächtig und großartig, wie die öffentlichen Bauten des alten Roms.

Stattliche Colonaden umſchließen den Hof; eine andere Säulenreihe bildet in kleinerem Maßſtabe dem Bahnhofe eine Vorhalle, wie die vor der Peterskirche. Dann tritt man in das Gebäude, in dem auf Säulen von gelbem Stuck die Decke flach aufliegt, wie in einer Baſilika. Dem Ein-

gange gegenüber erhebt sich stolz und frei eine prächtige Treppe, welche in zwei Armen auslaufend, zu den Gallerien führt, die den ganzen innern Raum umgeben. Oben, der Treppe zunächst, liegen die Büreaus des Directoriums. Mitten in der Halle, denn eine solche ist das Gebäude, ist ein rundes Büffet aufgestellt, rings von einer, aus Glasplatten bestehenden spanischen Wand umschlossen, welche den Zugwind abhält. Zwischen den Pfeilern der Halle selbst, ziehen sich rundum Bänke hin, die nur da unterbrochen sind, wo die Thüren in das Freie, in die Wartezimmer oder in die Billetbüreaus führen. Wie vorsorglich und schicklich auch hier wieder die Ladiesrooms eingerichtet sind, brauche ich nicht mehr zu erwähnen. Aber daß unsere Eisenbahnhöfe den Engländerinnen barbarisch erscheinen, und daß sie sich über Unschicklichkeiten aller Art beklagen, dazu haben sie ein volles Recht, auch ohne daß sie es mit der Sorgfalt ihrer Heimath vergleichen. Es ist ein charakteristischer Zug, daß man bei uns, im Gegensatze zu England, die Frauen von vielen Annehmlichkeiten des Lebens ausschließt, während man sie für alle Unbequemlichkeiten desselben ohne Weiteres emancipirt.

Das Reisen in England ist theuer. Die Fahrt von London nach Edinburgh kostet, in der

zweiten Klasse, die so schlecht als unsere dritte ist, ein und zwanzig Thaler in dem gewöhnlichen Zuge. Der Expreß-Zug ist noch theurer. Ich zog es vor mit jenem zu fahren, weil man sich doch besser umsehen kann, und mußte die zweite Klasse wählen, weil ich in dem warmen Wetter nicht zwölf lange Stunden in den federweichen Tuchpolstern der ersten Klasse sitzen mochte. Für das Gepäck muß man in so fern selbst Sorge tragen, daß man sich einen der angestellten Träger schaffen, und es auf den Wagen legen lassen muß, in dem man Platz nimmt. Gewogen scheint es nur dann zu werden, wenn eine große Menge von Koffern auf ein sehr bedeutendes Uebergewicht schließen lassen. Mein Koffer, der, wie ich aus Erfahrung weiß, etwa fünfzig Pfund über das erlaubte Gewicht hat, ging ungehindert durch, und ein Gleiches geschah mit dem Gepäck der andern Passagiere, wenn sie eben nur ein paar Koffer mit sich führten. Empfangscheine stellt die Direction nicht aus, Jeder hat auf sein Hab und Gut Acht zu geben, und es war mir auffallend genug, daß die Leute alle schließlich zu dem Ihrigen gelangten, da man auf jeder Station den Absteigenden dasjenige Gepäcke ohne Weiteres herabholte, das sie als das Ihrige ansprachen. Es muß aber

wohl kein Unfug damit geschehen, weil man es sonst geändert haben würde. Kleine Koffer und Säcke nahm man allgemein in die Wagen und half sich überhaupt sehr viel selbst, obschon die Kofferträger keine Trinkgelder beanspruchten. Einem Herrn, der an sieben Koffer und mehrere Säcke hatte, forderte man für den Transport derselben, aus seinem Wagen nach der Eisenbahn, ein paar Schillinge ab. Darüber entstand ein Streit. Er verlangte eine Rechnung. Sie wurde ihm gebracht, ein gedrucktes Formular, das kaufmännisch ausgestellt, für jedes einzelne Stück Rechnung trug. Er las sie, mit Zornworten gegen die unverschämten Preise, und bestand dann darauf, daß der Commis seinen Namen darunter setzen solle, weil er eine Klage wegen Uebertheuerung zu erheben gedenke. Das geschah und bald danach fuhren wir ab. Mir aber fiel dabei wieder recht der Unterschied zwischen England und Deutschland auf.

In Deutschland ist die Neigung für den geregelten Beamtenstand, für die Büreaukratie als Kaste, so groß, daß Jeder, der es möglich machen kann, sich zu ihr zählt. So hat sich denn neben der Staatsbüreaukratie, bei den Eisenbahnen und ähnlichen Unternehmungen, noch eine Privatbüreaukratie ausgebildet. Das bei den Bahnen be-

ſchäftigte Perſonal hat Uniformen, ja auf einzelnen Wegſtrecken haben die Bahnhofsinſpectoren ſogar Degen, wenn ich mich nicht irre, und der Staat ſieht ſolche Organiſationen gern, weil ſie den freien Mann in die Disciplin, den Menſchen an Unterordnung und Abhängigkeit unter die Obern, an Sonderung von ſeines Gleichen, an den Glauben gewöhnen, daß Dienen eine Ehre, und der Beamte mehr ſei, als der freie Bürger. Daraus erwächſt mehr geiſtige Unfreiheit, als man auf den erſten Blick glauben ſollte. Es iſt ein weſentliches Zeugniß für den Volksgeiſt in England, daß die Eiſenbahnen ganz als kaufmänniſche Geſchäfte betrieben, die Beamten als Commis angeſehen werden; wie es mir denn auch vielfach aufgefallen iſt, daß die Cuſtoden und Bibliothekare der großen Muſeen, Gallerien und Bibliotheken, alle nicht das Weſen von Beamten, ſondern von Geſchäftsmännern hatten. Ja ich möchte behaupten, daß die Figur des Beamten, wie er in Deutſchland und Frankreich exiſtirt, daß ein Weſen mit ſolcher Wolluſt an der Knechtſchaft, mit ſo hochmüthiger Freude über ſeine Abhängigkeit, in England gar nicht zu finden ſein kann, weil hier das Selfgovernment ganz andere Verhältniſſe erzeugt.

Daraus erwächſt auch eine große Höflichkeit

bei alle den Perſonen, die in ſolch öffentlichen Anſtalten verwendet werden, wie denn überhaupt in England die Zuvorkommenheit und Dienſtbefliſſenheit der Verkäufer gegen den Käufer mir eine auffallende Erſcheinung geweſen iſt. Ueberall, wo man die geringſte Kleinigkeit erſteht, erbieten ſich die Leute es in die Wohnung des Käufers zu ſenden, und befördern es, je nach dem, durch ihre Diener oder durch die Parcel delivery. Als ich neulich bei einem Apotheker eine Schachtel Brauſepulver kaufte, die ich bequem in der Taſche des Kleides nach Hauſe tragen konnte, erſcholl das: »where shall I send it?« Selbſt die Bettler ſind höflich, wenn ſie auch abgewieſen werden. Der Mann, der den Weg an der Straßenecke kehrt, verlangt: »something for the sweep Ma, am! — I have no coppers to day! — Thank you Ma, am!« wird er ſo gewiß und ſo freundlich antworten, als die estropiati auf dem Monte Pincio ihr zuverſichtliches »mà domani!» ausſprechen, wenn man ihnen heute Nichts geben zu können erklärt hat. Dabei kommt mir noch eine wunderliche Gewohnheit in den Sinn, die mir im täglichen Verkehr in London aufgefallen iſt, ſie beſteht in der ſtändiſchen Gliederung, die man zwiſchen den Geldſorten macht. Kauft man Etwas und muß

dabei Geld wechſeln laſſen, ſo giebt Dir der Händler das Silber ohne Weiteres, das Kupfer aber wickelt er in Papier ein. Das geſchieht überall und durchgehends, außer bei den Omnibus- und Kabfahrten, wo es unmöglich iſt. Dagegen habe ich ſehr oft von ganz wohlgekleideten Männern geſehen, daß ſie Silbergeld, Sixpence Stücke u.ſ.w. im Omnibus beim Wechſeln in den Mund ſteckten, was mit der engliſchen Reinlichkeit um ſo weniger zuſammenzureimen iſt, als man das vielgebrauchte Kupfergeld förmlich als verpeſtet zu betrachten ſcheint. Aber ich ſoll von der Reiſe erzählen und ſchwatze von London und den Londonern. Wie die Liebenden, die bei dem Waſſerſturz des Niagara, bei den Raritäten des grünen Gewölbes in Dresden, und bei jedem möglichen Anlaſſe Urſache finden an die verlaſſene Liebe zu denken, und Gründe, um von ihr zu ſprechen, ſo komme ich auf London zurück. Leb wohl denn für jetzt London! du meine verlaſſene Liebe!

In meinem Wagen ſaßen außer dem Rechnungsforderer noch mehrere Männer und Frauen, die aber alle nicht lange darin blieben, und ich fand mich bald mit einem hübſchen neunjährigen Jungen allein, der als Kind von ſechs Jahren von Kalkutta mit der Overlandmail nach

Europa gesendet worden war, weil seine Eltern das Unglück gehabt hatten, mehrere Kinder unter dem Einfluß des indischen Klima's zu verlieren. Er war in »Coventry at school,« wie er sagte, und zu einem Besuche bei der Großmutter in London gewesen, wo er krank geworden war. Er hatte den Lärm in den Straßen nicht ertragen, keine Nacht davor schlafen können, die Omnibusfahrten hatten ihn, weil es »so close« gewesen in den Wagen, ganz schwindelnd gemacht, es hatte ihm auch gar nicht gefallen, und grand ma' ihn denn zu seines Vaters Schwager the Reverend N. N. nach Rugby zu schicken beschlossen, wohin er jetzt allein fuhr, wie er denn auch allein von Coventry nach London gekommen war. Die Selbstständigkeit der englischen Kinder ist mir immer wieder eine Freude. Ihre Ausdrucksweise ist merkwürdig bestimmt, ihr Betragen ohne alles Schwanken, ohne alle Verlegenheit, und sie haben etwas so auffallend Sicheres im Blick und Ton, daß es mir noch immer neu und überraschend erscheint.

Von Indien wußte sich der kleine Master Nichts mehr zu erinnern, von seiner Reise nur, daß er einmal auf ein Cameel gehoben worden *sei.* Mich behandelte er vollkommen wie eine

alte Bekannte und zugleich wie einen Spielkameraden, was mich sehr amüsirte. Ich mußte mit ihm alle vorüberfahrenden Wagons bewundern, in denen Vieh transportirt wurde. Dafür wollte er mir die Hälfte eines sandwich geben, das er sich gekauft hatte, und die sweeties (Bonbons u. s. w.) mit mir theilen, welche er in einem genähten Katunsäckchen mit sich führte. Wir schieden als die besten Freunde. Dann kam ein junger, schöner Mensch von etwa fünfzehn Jahren in das Coupé, der schon ein vollkommener Gentleman war. Er hatte eine Angel in grünem Tuchfutteral, einen blechernen Fischzuber, und einen Ballschläger für das Cricket in ledernem Ueberzuge bei sich. Der Fischzuber war voll von frischen Blumen, und der Jüngling selbst sah, in seiner schönen, luftigen Kleidung, wie eine Personifizirung der sommerlichen Landluft aus. Später stiegen Pächter ein. Sie tauschten Erbsenproben mit einander, schrieen furchtbar bei der gleichgültigsten Unterhaltung, und schimpften auf die Gaskompagnie, der die Beleuchtung der Eisenbahn anvertraut ist. Kleinbürger und Kaufleute aller Art wechselten dann als meine Nachbaren ab, der Verkehr war sehr lebendig und hatte sein Unbequemes, weil man so viel Gepäck in die Wagons

nimmt. Zuletzt ſaßen ein Paar Arbeitsleute in Kalk beſprützten Jacken mir gegenüber. Dieſe beiden und die Knaben, ſo auch ein Gentleman, waren ſchön zu nennen, wegen der faſt klaſſiſch beſtimmten Bildung von Naſe, Mund und Augenliedern. Alles, was den Mittelſtänden angehörte, hatte verſchwommene, ſtumpfe Formen, meiſt ausdrucksloſe Züge, glanzloſe Augen und ſchlaffe Bewegungen der Glieder, während die Gentlemen und Arbeiter ganz Nerv und Leben waren. Die Mittelklaſſe, die kleinen Gewerbtreibenden, ſind durch den Mangel an Luft und durch ſitzende Lebensweiſe doch faſt überall herunter gekommen.

Das Land, ſo weit ich es geſehen habe, würde ich das »baumreiche« nennen, wenn es nicht mit Fug und Recht das »merry England« hieße. Heiterer als dieſe ununterbrochene Folge von grünen Wieſen, Hecken, Bäumen, Flüſſen, Kanälen, Landhäuſern, Flecken und Städten läßt ſich Nichts denken, denn jedes Einzelne iſt in ſeiner Vollkommenheit da und auf das Beſte gepflegt und verwehrtet. Nirgend eine verfallende Hecke, nirgend ein verſumpfter Teich, ein ſchadhafter Ziegel, und doch auch nirgend jene ängſtliche, holländiſche Geleckтheit, die ich mir ſo peinlich denke, *weil ſie aus* dem nothwendigen Kampfe des Men-

ſchen gegen das überall hereinbrechende Waſſer entſtanden iſt. Wir fuhren an Coventry, Rugby, Derby, Cheſterfield, Wakefield vorüber. Das ſind alles große Städte, die trotz des ſchlechteſten Wetters ſtattlich und heiter ausſahen. In den Grafſchaften Hertford, Buckingham, Northhampton war keine Fabrik zu ſehen auf dem ganzen Wege; überall trefflichſter Landbau, und große, ſchöne Heerden, ſo weit das Auge reichte in der ſanft gehügelten Gegend. Die Landſitze blühen wie Blumen an der halben Höhe der Hügel empor, und ſo gelinde iſt das Terrain aufgewellt, ſo allmählich das Heben und Senken, daß man kaum ſagen kann, wo die Hügel beginnen oder enden, deren Anblick trotz ihrer geringen Höhe für das Auge doch ſehr wohlthuend iſt.

In den Grafſchaften Leiceſter und Derby waren dafür um ſo mehr Fabriken. Man gewinnt dort eine eiſenhaltige Erde, die ausgeſchmolzen wird. In Yorkſhire wieder Bodenkultur und Viehzucht. Die Zahl und Größe der Güterzüge, die Menge des transportirten Viehes, und namentlich die rieſenhaften Convois, mit denen Kohlen befördert wurden, gaben ein Bild von dem ungeheuren Handelsverkehr im Innern des Landes. Die Steinkohlen, die in etwa zwei Fuß

langen Stücken gebrochen und noch nicht durch vieles Transportiren zerbröckelt waren, sahen rein und glänzend aus wie Email.

Die ganze Fahrt war unterhaltend, weil man fortdauernd durch bebautes Land fuhr. Die Stunden entschwanden mir, ich wußte nicht wie, und Abends um sechs ein halb Uhr bin ich hier im Yorkhotel angelangt, wo ich ein sehr gutes Zimmer für mich durch Herrn L. bestellt und die Adresse der Wohnung fand, welche mir in Edinburgh durch die Güte von Mrs. W. besorgt ist. Ich bin dann ein Wenig in der Stadt umhergegangen, habe diesen Brief geschrieben und nun ist's Zeit an die Ruhe zu denken.

Den 28. Juli Sonntag Abends
halb acht Uhr.

Das Hotelleben in England würde Dir recht gefallen. Man hatte mir schon in Deutschland gerathen die Commercialhotels zu wählen, und Herr L. hatte mich auch hier in York in ein solches gewiesen. Sie führen ihren Namen davon, daß in einem bestimmten Zimmer des Hauses den Handlungsreisenden, die das Hotel besuchen, *die Lebensmittel* billiger verabfolgt werden, als

es ſonſt üblich iſt. Indeß beſchränkt ſich das eben nur auf die eine Stube.

Es mag nun ein Jahr her ſein, daß einer meiner Verwandten, ein Kaufmann, den ſeine großen Geſchäfte alljährig nach England führen, mir eine Schilderung ſolcher Commercial Rooms in den Gaſthäuſern machte, um mir einen Begriff von dem formvollen Weſen der Engländer zu geben, ſelbſt in den Ständen, deren Ungeſchliffenheit und Sichgehenlaſſen bei uns faſt ſprüchwörtlich geworden ſind. Er erzählte, daß er, um einige Geſchäfte ſchneller abzumachen, ſich eines Abends entſchloſſen habe, in dem Commercial Room zu ſpeiſen, überzeugt die Zeiterſparniß mit einem wüſten Abend voll Lärmen und platter Witze, bei Trinken und leichtfertigen oder rohen Scherzen erkaufen zu müſſen. Um ſo mehr aber ſei er erſtaunt geweſen, eine Geſellſchaft zu finden, die, obſchon nur durch Zufall verſammelt, dem älteſten anweſenden Manne eine förmliche, beaufſichtigende Präſidentſchaft zugeſtand. »Es ſei das ſo der Brauch!« hatte man Herrn M., das iſt der Name meines Vetters, bemerkt, als er darüber ſeine Verwunderung geäußert. »Irgend Jemand muß präſidiren (Must have the chair), wenn Ordnung erhalten werden ſoll, und es iſt der

Brauch in allen Commercial Rooms, daß immer der Aelteſte das Präſidium übernimmt.« Unter der Leitung dieſes Aeltermannes hatte die Geſellſchaft, ſofern die Mitglieder nicht laſen, ſich zu einem gemeinſchaftlichen Mahle niedergelaſſen, das, da ſie einen Ausländer unter ſich gewahrte, gleich einen gewiſſen officiellen Charakter annahm. Als man den Wein brachte, ſtand der Aeltermann auf, erhob ſein Glas und ſagte gegen M. gewendet: »Ich hoffe, da Sie in unſerm Lande ſind, und wie Sie ſagen, hier gute Geſchäfte gemacht haben, ſo werden Sie es nicht verſchmähen, mit uns auf das Wohl unſerer Königinn zu trinken!« Danach nahm die Unterhaltung bald eine politiſche Wendung, und M., der zu der demokratiſchen Partei von Königsberg in Preußen gehört, und ein ſehr geſcheuter Mann iſt, konnte mir nicht genug von der Einſicht und Sachkenntniß erzählen, die er bei Alt und Jung unter dieſen Handlungsreiſenden gefunden habe. Später, als im Laufe des Abends ein junger Mann das aufwartende Dienſtmädchen ſchäckernd um die Taille faßte, das ſich ſeinem Arme entzog, ſagte der Präſident: don't disgrace Yourself Sir, in offending that poor girl, because she is obliged to to be a servant! (»Treten Sie ſich nicht zu *nahe, mein* Herr! indem Sie ein armes Mädchen

beleidigen, weil sie dienen muß,«) und der Getadelte nahm den Verweis ohne irgend eine Entgegnung hin. Von allen Seiten ward M. gefragt, welchen sport er treibe? Ob er reite, jage, fische, Cricket spiele, oder welcher körperlichen Uebung, welchem Spiele er den Vorzug gebe? und M. fand dabei Gelegenheit zu sehen, daß alle diese Männer einen sport übten, ja eine Ehre darin setzten es zu thun. Er schloß seinen Bericht mit den Worten: »Ich bin selbst Kaufmann, habe früher selbst für mein Haus die Reisen im Inlande gemacht und Jahre lang die Handlungsreisenden in Deutschland als meine Genossen zu beobachten Gelegenheit gehabt, aber niemals ist mir die Wirkung, welche die politische Betheiligung im Staate, und die damit verknüpfte Oeffentlichkeit und Gemeinsamkeit auf die Bildung der Männer ausüben, schlagender entgegengetreten, als in jenem Commercial Room. Wir werden noch eine Weile brauchen, ehe unter unseren Handlungsreisenden eine so männlich würdige Haltung zu finden sein wird.«

»So weit mein Vetter!« wie der gute Wandsbecker Bote zu sagen pflegte. — In Yorkhotel ist der Commercial Room par terre zur linken Seite der Hausthüre. Fluren und Treppen sind

mit Decken belegt, und das Haus ſo ſtill, als ob man ſich nicht in einem beſuchten Gaſthofe, ſondern in einem Privathauſe befände. Da eine Frau in England nicht wohl in einem Schlafzimmer Beſuche annehmen kann, wie in Frankreich, ſo muß man, wo man länger verweilt, einen bedroom und einen kleinen sittingroom haben. Hier indeß, wo ich Niemand kenne und Niemand ſehen werde, bedarf ich nur einer Schlafſtube und nehme meine Mahlzeiten in dem ſaubern, kleinen Zimmer ein, das für Damen als ein allgemeiner sittingroom zu dienen ſcheint. Es hat ein Sopha, mehrere Tiſche und Fauteuils und eine kleine nicht ſchlecht gewählte Bücherſammlung von circa zwanzig Bänden. Bücher trifft man in England überall an; die Neigung für Lektüre muß alſo ſehr verbreitet ſein. Die Schlafſtuben ſind klein, ſie enthalten nur das große, engliſche Gardinenbett, den Waſchtiſch, die Toilette und wenn es hoch kommt, außer den Stühlen noch eine Komode. — Eine Table d'hôte giebt es in dieſem Hauſe nicht. Jeder ißt für ſich allein und beſtellt was er haben will; man iſt alſo mindeſtens nicht genöthigt, wie am Rheine ein Diner von zwölf Schüſſeln mit Wein zu bezahlen, wenn man *nur zwei* Schüſſeln haben möchte und keinen

Wein trinken darf. Die Reinlichkeit und die Pünktlichkeit der Bedienung ſind muſterhaft. In das Schlafzimmer von Damen kommt kein männlicher Diener, ſelbſt daß das Eſſen angerichtet ſei, meldet das Mädchen, und der Diener wartet nur während der Mahlzeit im sittingroom auf. In jedem Schlafzimmer liegt eine Bibel auf dem Tiſche vor dem Bett.

Das hat mich geſtern Abend bewogen, vor dem Einſchlafen darin zu blättern, und ich habe wieder einmal das hohe Lied geleſen, das ich zufällig aufgeſchlagen hatte. Nach hundert Jahren, und vielleicht ſchon früher, werden die Menſchen das Geſchlecht für unklug, für halb geiſteskrank halten, das dieſes reizende, glühende Liebeslied, durchduftet von dem ganzen Zauber des Orients, für eine Allegorie halten konnte, in welcher Salomon ſich in ſtarrer Askeſe der künftigen Kirche oder dem Himmel gelobt. Salomon, mit ſeinen Hunderten von Weibern und Kebsweibern, mit dem verſchwenderiſchen Luxus ſeines Tempelbaues, der prachtliebende Freund der ſtolzen Königinn von Saba, und — Askeſe! — Er, der es am Ende ſeines Lebens nicht zur Entſagung, ſondern nur zu dem Ausrufe aller blaſirten Menſchen vor und nach ihm gebracht hatte: »es iſt Alles

eitel!« Es ist auch ganz unmöglich, nur den leisesten, nur einen denkbaren Zusammenhang zu finden, zwischen dem Inhalte des hohen Liedes und den Ueberschriften seiner Kapitel. Schriebe man über die Marseillaise: »Ruhe ist die erste Bürgerpflicht!« so paßte es eben so gut, als Ueberschrift und Text in jenem hohen Liede. Dazu kommt nun, daß der englische Text noch viel weniger eine mystische Doppeldeutung zuläßt. Die Sprache ist einfacher, derber, weniger figürlich gebraucht als die unsere, und die Daumersche Uebersetzung des hohen Liedes springt aus dem englischen Texte hellleuchtend hervor. Das hohe Lied ist entzückend schön, wenn man es natürlich auffaßt.

Heute Morgens ging ich, um doch in solch kirchlichem Lande wie England, auch einem ordentlichen Gottesdienste beigewohnt zu haben, in die Kathedrale. Sie gilt für die schönste Kirche von England, und hat mir auch einen größern Eindruck gemacht, als die buntfarbige, freilich auch sehr schöne Windsorabtei. Die Liturgie kam mir genau wie die katholische Messe vor. Danach folgte ein Ablesen von Psalmen, von Capiteln des alten und neuen Testamentes, der ganzen zehn Gebote und des Glaubens, in dem die Worte: I be-

lieve in the holy ghost, the holy catholik church, mich befremdeten. Die Muſik hat etwas Heiteres etwas lobpreiſend Jubelndes, das an manche Siegeslieder aus dem Alexanderfeſte erinnert. Nur hie und da tönt das chriſtliche, klagende Element hindurch, aber nicht in der erſchütternden Großartigkeit der Vernichtungsklage, die in der alten italieniſchen Kirchenmuſik, im Miſerere und in den Lamentationen unſer Herz erbeben läßt. Ich weiß nicht, ob ich mich Dir verſtändlich zu machen im Stande bin, da meine muſikaliſche Begabung und Kenntniſſe nicht den Deinen gleichen.

Wunderlich klang es, als die Pſalmen, die nicht Alle in gleichem Rhythmus überſetzt ſind, nach Melodien geſungen wurden, welche dieſem Rhythmus nicht immer entſprechen konnten, weil der Takt durchweg derſelbe blieb, obſchon der Sylbengehalt der einzelnen Verſe durchaus verſchieden war. Mitunter meinte ich, ſie müßten ſich verſchlucken, wenn ſie drei, vier Worte auf einen armen Takt bauen ſollten; dann blieb wieder einmal ein einzelnes »Lord« oder »God« übrig, das für ein paar Takte ausreichen mußte. Im Ganzen aber ſind die Melodien ſchön und ihr Jubelklang, von Kinderſtimmen in dem prächtigen Gebäude geſun-

gen, würde noch mächtiger wirken, hätte man mit dem Texte mehr Zusammenhang.

Das Kostüm der Prälaten und der Sherifs war wie in London. Den Letzteren wird Krone und Schwert, den Prälaten geistliche Insignien vorgetragen. Die Predigt machte den kleinsten Theil der Feierlichkeit aus. Sie war sehr geistlos und beschränkte sich auf die Erklärung einer Bibelstelle. Dem anglikanischen Gottesdienst allwöchentlich beizuwohnen muß abstumpfend sein und gleichgültig machen gegen die eigentliche Erhebung des Geistes, da die Form so übermäßig darin vorherrscht. Als wir den Dom verließen, kam eine große Sektirergemeinschaft, ich glaube Wellesleyaner, aus einem nahe gelegenen Hause, in dem sie ihren Gottesdienst gehalten. Es schienen lauter Handwerker und Arbeiter zu sein.

Nach der Kirche machte ich einen zweistündigen Spaziergang, der mich vortrefflich unterhalten hat, weil ich mir das Bild der mittelaltrigen Stadt so vollkommen in der Idee herstellen konnte, wie sonst fast nirgends, da der größte Theil der alten Stadtmauer noch unversehrt erhalten ist.

Die Aous, ein kleines, klares Wasser, durchfließt die Stadt. Der größte Theil derselben liegt in der Ebene am rechten Flußufer; am lin-

ken, auf einem Hügel, die Kathedrale und York-kastel, das jetzt ein Gefängniß ist. Die Stadtmauer muß nahe bei der Kathedrale zu einem Brückenkopfe hinabgegangen sein, der noch in seiner ganzen Stattlichkeit dasteht. Eine Fähre geht an dieser Stelle über die Aous. Am andern Ufer beginnt die Mauer wieder, und verbindet die verschiedenen Stadtthore, deren große Thürme jetzt noch bewohnt und mit Fallgattern und Ausfallthoren versehen sind. Neben denselben steigt man auf guten Treppen zu den Wällen hinan. Diese sind recht breit, wie Trottoirs mit Quadern belegt und gegen das offene Land hin, durch die Krenelirung der Bruſtwehr, mit einer Gallerie umgeben. Nach der Stadtseite haben sie keine Schutzwand, was mir Anfangs Schwindel erregte, und mich zwang, mich hart an der Bruſtwehr zu halten. Es ist eine sehr hübsche Promenade, die ich wohl eine Stunde weit, fast um die ganze Stadt, verfolgte. Du mußt sie Dir, nur schmäler, wie die Straße auf der Mauer der Dogana im Porto franco von Genua vorstellen.

Nach Außen blickt man in das Land, und mir scheint, friedlichere Landschaften als in England habe ich noch nicht gesehen. Es ist, als merkte man es diesem Rasen an, daß hier seit hundert

Jahren keine Schlachten mehr gefochten ſind, daß kein Blut ihn gefärbt, keine Streitroſſe ihn mehr zerſtampft haben. Noch iſt mir in England kein Fuß breit wüſtes Land vorgekommen; was man heath, Haide, nennt, würde in der Mark noch für eine Oaſe gelten, ſo ſchöne Sträucher, Kräuter und Bäume trägt es.

Die Stadtmauer muß, wie ich mir vorſtelle, nicht nur die alte Stadt York, ſondern das ganze Stadtgebiet umſchloſſen haben, denn heute noch umſpannt ſie, trotz des großen Wachsthums von York, eine Menge vor der Stadt gelegener Fabrikgebäude, Gärten und baumbewachſener Hügel. Die Kathedrale ſteht auf einer anſehnlichen Höhe, Yorkkaſtel aber ein tüchtig Ende von der Kathedrale, flußabwärts. Die Feſtung in der Ebene, hart am Ufer gelegen, iſt eine gewaltige Steinmaſſe, und hat keine Fenſter nach Außen. Die Mauren ſteigen ernſt und ſtolz empor, das prachtvolle Thor iſt von runden, niedrigen, aber ungemein dicken Thürmen flankirt und, da es zu verfallen drohte, ganz im alten Style erneuert. Das Kaſtel und die Kathedrale mit ihren Nebengebäuden ſind offenbar, obſchon innerhalb der Stadtmauer gelegen, noch beſonders, vielleicht gegen die Bürger ſelbſt, befeſtigt geweſen.

Die Kathedrale hat eine Kreuzesform. Das herrliche, weltberühmte Hauptportal befindet ſich unter den beiden Hauptthürmen, ein dritter Thurm, der ſich über dem Centrum des Kreuzes erhebt, ſchien mir von unvergleichlicher Schönheit. So weit die bilderſtürmenden Reformatoren hinangereicht, haben ſie alle Statuen zerſtört, welche die äußere Kirche ſchmückten, nur hoch oben ſind ſie erhalten geblieben, und laſſen den Verluſt der andern bedauern. Die Glasmalerei der Fenſter iſt antik, von guter Farbe, aber nicht ſchön, wenn ſie auch ein hiſtoriſches Intereſſe haben kann. In denſelben Bereich des kunſthiſtoriſchen Intereſſes fallen für mich auch die fratzenhaften Verzierungen aller Vorſprünge, Knäufe, Dachtraufen, ſo wie ſie der Kölner Dom in fabelhaften Thier- und Menſchengebilden, in Buckligen und in Carrikaturen aufweiſt. Das iſt ein Augenſchmerz; und ich tröſte mich immer mit Göthe's: »was freut denn Jeden, blühen zu ſehen, was ſchon von Innen wohlgeſtalt iſt«, wenn ich mit dieſem gothiſch phantaſtiſchen Weſen keinen Zuſammenhang fühle, ſondern eine wirkliche Abneigung dagegen empfinde. Man ſchaudert davor wie vor der Naturwahrheit des Höckers an der nackten Aeſop-Büſte in Villa Albani, den auch Niemand ſo

leicht als etwas Schönes betrachten wird. Wohlwollende Freunde, gelehrte Kunstkenner haben versucht, mir den Sinn der deutsch gothischen Architektur, die Bedeutung des Phantastischen daran zu erklären, und ich habe das zwar zu verstehen, schön aber dennoch nicht zu finden vermocht. Ich begreife die Berechtigung dieser Architektur vollkommen, für eine Zeit, deren ganze Sehnsucht nach dem Himmel, deren Phantasieen in das Abenteuerliche gingen — aber eben darum hat sie keine Berechtigung mehr für uns, die wir unser Dasein auf die Erdenwelt begrenzen. Unserer Weltanschauung ist die Bauart der Alten am Angemessensten: das heitere Sichausbreiten auf der Erde, und die anglogothische Architektur, ihr Emporstreben mit Begrenzung, ihr festes Insichberuhen, das von der Wurzel an weiß, wo es in gleicher Breite enden wird, ist uns daher viel näher verwandt, als die deutsch gothische Baukunst. Solch eine englische Kathedrale mit ihren breit abbrechenden Thürmen hat ein bestimmtes Ende, sie schneidet fest ab, während die deutschen Münster wie Seufzer in der Luft verschweben. —

Den tollsten Thurm habe ich aber im Vorüberfahren zu Chesterfield gesehen. Er steigt ganz vernünftig, gothisch viereckig, ein tüchtig Ende in

die Höhe. Mit einem Male hört das auf, und nun erhebt ſich auf dem Unterbau ein Ding, wie Kinder es bei uns aus Aepfeln ſchnitzen, um eine aus vielen Plättchen zuſammengeſetzte Pyramide zu erzeugen, deren einzelne Theile ſich ſchneckenartig hinaufwinden. Es iſt ein Bau, der die Eigenſchaft hat, von allen Seiten lebensgefährlich ſchief auszuſehen. Die ſchiefen Thürme von Bologna und Padua ſind klaſſiſche Schönheit im Vergleich zu dieſem Ungeheuerlichen, das eigentlich nothwendig in die verrückte Villa Pallagonia zu Palermo hinein gehörte. Ich glaube wirklich, daß der beſtändige Anblick eines ſolchen Thurmes nachtheilig auf den Menſchen wirken muß. Der Thurm ſoll aus kleinen Holzplatten, mit Zinn oder Eiſen überlegt, ſehr merkwürdig konſtruirt, und leider ſehr dauerhaft ſein.

Der gute Einfluß eines großen, ſchönen Architekturwerkes in einer Stadt beſteht darin, daß es alle Bauten ſtyliſirt. York iſt voll von alten Kirchen, kleinen und großen, die alle den Styl der Kathedrale haben. Sie ſind nur einfacher in der Verzierung, und darum faſt noch ſchöner, weil die eigentlichen Linien dadurch noch beſtimmter hervortreten, als in der Ausfaſerung der gothiſchen Zierrathen. Eine alte ganz zerſtörte

Kirche befindet ſich in dem ſchönen, am Waſſer gelegenen Muſeumsgarten. Das zerfallende ſchwarzgraue Gemäuer macht zwiſchen den reichbelaubten Bäumen einen Effekt, wie ihn kein Architekturmaler ſchöner verlangen kann. Der Thurm und ſein wohlerhaltenes Portal, an den ein Stück der Kirche lehnt mit unterirdiſchen Gewölben, iſt ganz grün umſchattet; und der einſtige Weinberg des Herrn wird als Wein- und Bierkeller benutzt. Es iſt ein Punkt, auf dem alle Requiſiten für eine romantiſche Spukgeſchichte zuſammentreffen.

Ebenſo maleriſch iſt auch der Platz, der die Kathedrale umgiebt. Wenn man von Stonegatestreet kommt, hat man die Hauptthüre der langen Facade vor ſich, über der ſich der ſchöne Mittelthurm erhebt. Links liegen die beiden Seitenthürme mit dem großen Portal, und dann zieht ſich an der entgegengeſetzten Längenſeite ein Raſenplatz mit Bäumen hin, um den in ſchattigen Gärten ſtille, ſtattliche Häuſer, vermuthlich Kurien, gelegen ſind. Dieſe Häuſer ſind neu, aber alle in anpaſſendem Style gebaut. Daſſelbe gilt ſogar von den, der Kathedrale zunächſt gelegenen Privatwohnungen. Eine kleine Kirche, in Art der Battiſterien, liegt auf dem Platz der Hauptkirche.

Die Prälaten, welche bei dem Gottesdienſte

beſchäftigt waren, ſahen wie Gentlemen, wie Sportsmen oder Parlamentsmitglieder, und ſo wenig geiſtlich aus, in deutſchem Sinne, als die italieniſchen Monsignori. Der eine fungirende Geiſtliche trug hohe Bäffchen und blaßgraue Glaceehandſchuh, wie im Salon, die er während der ganzen Meſſe anbehielt. Die höhere Geiſtlichkeit, von der etwa fünf Mitglieder anweſend waren, hatte etwas Stolzes und Vornehmes; die Jüngern ſahen beſcheidener aus. Sie ſangen und intonirten gut.

Von den Wällen hinabzuſehen in die Stadt, bald in behagliche, mit Luxus ausgeſtattete Wohnungen, dann wieder in Krautgärtchen, oder in die Aermlichkeit der von Fabrikarbeitern benutzten Häuſer, vor denen ſie, trotz des Sonntags, in ziemlich rußiger Kleidung ſaßen, während ſich große Jungen auf den Hofplätzen ſpielend balgten, das bot ein eigenes, wehmüthiges Intereſſe; und jeder Stadttheil rollte ein neues, charakteriſtiſches Panorama des täglichen Lebens vor mir auf. Einmal graſeten unter uralten Bäumen am Abhang einer kleinen Erdaufwellung drei ſchöne Pferde, auf deren Fell das Sonnenlicht große Streiflichter durch die Aeſte warf, während tief im Schatten

ein hübſcher, kräftiger Knabe mit zwei großen Hunden ſpielte. Es war ein ſehr anmuthiges Bild.

Ich ging ganz einſam meine Straße — wie weit von meiner Heimath! — und ſah Alles für Dich mit. Dabei überdachte ich recht ruhig den ſonderbaren Weg meines Lebens, der ſich ſo ganz anders gewendet, als ich's erwartet hatte, und mir fielen lebhaft Göthes Worte ein: »was man in der Jugend wünſcht, hat man im Alter die Fülle!« Wie groß war einſt meine Reiſeſehnſucht, mein Verlangen nach neuen Eindrücken, meine Begier das Leben, die Menſchen kennen zu lernen, ſo viel zu erfaſſen vom geſammten Daſein, als es meiner Natur möglich wäre! Und nun ich halb Europa durchwandert habe, nun ich Welt und Menſchen in den verſchiedenſten Sphären geſehen, und die Beſten unſrer Zeit gekannt — rechne ich mir zwar das Alles, beſonders das Letztere, für ein großes Glück an, aber meine Sehnſucht geht nach äußerer Ruhe und Begrenzung des Lebens; nach Vertiefung in das eigene Weſen, um von dort heraus zu ſchaffen, was mir zu leiſten möglich, ehe die Nacht kommt, deren Nähe oder Ferne ſo unberechnenbar iſt. Ein eigenes Stück Land an einem ſtillen Orte — das ſcheint mir jetzt das Erſtrebenswertheſte, weil es das Bindendſte und

damit das Beruhigendſte iſt. Mich dünkt, ein Baum, der recht feſt wurzelt in ſeinem Boden, muß die Aeſte am weiteſten ausbreiten können. —

Da haſt Du die Erlebniſſe meines ſtillen Sonntags. Ich habe keine Seele geſprochen und bin ſo für mich herumgedämmert. Nun iſt es zehn Uhr, ich will die Koffer zuſchnallen laſſen. Morgen früh um neun Uhr fahre ich nach Edinburg, wo ich Abends ſieben Uhr eintreffe. — Ich habe mich in London manchmal ſo eilen müſſen, um mit dem Tagebuche dem Erleben folgen zu können, daß mir die Muße und Ruhe heute ungemein ſüß geweſen ſind. Eine Stunde habe ich auch in Shakespear's Heinrich dem Sechsten geleſen; wie belebte ſich mir das Alles hier auf dieſem Boden! Lebe wohl für heute!

Dreiundzwanzigste Sendung.

Vom 31. Juli bis 2. Auguſt.

Edinburg den 31. Juli 1850.

Es ſind ein paar Tage vergangen, ohne daß ich die Tagebücher vornehmen konnte. Ich bin ziemlich in Rückſtand gerathen, will aber doch mit der Reiſe von York nach Edinburg beginnen, die ich Dir noch ſchulde.

Es regnete wieder, als ich am Morgen des 29ſten Yorkhotel verließ. Die Gegend blieb ſich durch Yorkſhier vollkommen gleich. Es war ein ununterbrochener Park, in dem ſelbſt die Städte und Dörfer nur wie Ornamente erſchienen. Gegen die Grenze der Grafſchaft Durham hin *wird* das Terrain hügliger. Man kommt in den

Bereich der großen Kohlenminen. So viel es in Deutschland Fahrstraßen giebt, so viel Eisenbahnen giebt es hier, und wo sich bei uns ein verbindender Fußweg hinzieht, liegen hier Schienen, um das Material von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus schnell mit Pferden bis an die Dampfeisenbahnen zu bringen. Ueberall bäumen sich die weißen Rauchwolken der Lokomotiven in die Luft; wohin das Auge blickt, feuersprühende Essen und Dampfschornsteine, ohne daß durch dieselben der Gegend jener Charakter friedlicher Ländlichkeit geraubt würde. So kamen wir nach Darlington.

Es war Thierschau und Viehmarkt dort gewesen. Das verursachte überall langen Aufenthalt auf den Stationen. In den Wagons Viehhändler und Pächter zur Rechten und zur Linken, und sie sahen eben so derb und verbauert aus, als bei uns. Ihre Unterhaltungen drehten sich naturgemäß um ihre nächsten Angelegenheiten, um Viehzucht und Marktpreise. Es war mir aber unterhaltender, als hätte ich von der Oper und all den Herrlichkeiten sprechen hören, die ich selbst kenne. Nebenher machte es mir Freude zu erproben, in wie weit der Provinzialdialekt dieser Leute die Sprache veränderte. Der Unterschied war merklich genug.

Eine ſolche Reiſe macht übrigens genau den Eindruck, als ob man ein Panorama ſähe. Es war, als ſäße man wieder in Regentſtreet und ließe ſtatt dem Wege nach Indien, den Weg nach Schottland an ſich vorüberziehen. Die Aehnlichkeit ward dadurch noch größer, daß man durch einige Städte mit dem Dampfwagen durchfährt, über andere auf hohen Brücken hinweg, wenn die Stadt im Thale zwiſchen Felſen liegt.

Die Eiſenbahn hat übrigens hier bereits aufgehört ein Sonderweſen zu ſein, was ſie bei uns noch immer iſt. Man kennt hier all die Sicherheitsanſtalten nicht mehr, nicht mehr die Ueberwachung der Bahnhöfe, damit das Publicum nicht Schaden nehme durch die Locomotiven. Man bewegt ſich auf den Bahnhöfen, zwiſchen den Maſchinen ſo frei, wie auf allen andern öffentlichen Plätzen, und es bleibt Jedem überlaſſen, ſich vor den Locomotiven, wie vor Wagen und Pferden ſelbſt zu hüten. Es ſcheint mir auch, als ob das Aufſeher- und Bedienungsperſonal bei den Bahnen geringer wäre, als bei uns, wenigſtens habe ich bei den kleinen Touren, die ich von London aus gemacht, niemals ſo viel Schaffner bei den Zügen bemerkt als in Deutſchland. Eins aber iſt hier ein großer Mangel, das iſt die Billetcontrol

am Ende der Fahrt, die bei uns während derſelben geſchieht. Vor allen größeren Städten wird angehalten, die Reviſion zu machen, und wenn man vollends Sonntag oder Montag Abend von einem der Luſtorte nach London zurückkehrt, ſo dauert die Unterſuchung der Karten oft mehr als eine halbe Stunde, was uns immer verdrießlich gemacht hat.

Mitten in der Grafſchaft Durham, nicht weit von dem ſchönen Schloſſe Lamptonhouſe, dem Familienſitze der Durham's, erhebt ſich auf einem Hügel ganz iſolirt, ein griechiſcher Tempel, oder eigentlich eine Säulenhalle, das Monument eines Lord Durham, das die ganze Gegend überſieht, und bei den vielen Windungen der Eiſenbahn in immer neuen Perſpectiven hervortritt.

Aus der Grafſchaft Durham kommt man in die Grafſchaft Northhumberland, deren Grenze die Stadt Newkaſtle macht, über die man buchſtäblich hinwegfährt. Mir trat der Name Newkaſtle mit heimathlichen Erinnerungen lebhaft vor die Seele, denn alljährlich lag der Pregel in Königsberg voll von Schiffen aus Newcastle upon Tine, die Kohlen brachten und dafür Getreide, Hanf, Felle, rohe Producte zurücknahmen.

Hier in Newkaſtle verließ uns eine Familie,

die von Darlington ab in dem Wagon gewesen war. Eine Mutter mit zwei Söhnen und einer Jungfer, die unruhigsten Menschen, die mir in England vorgekommen sind. Existirte das Wort troublesom nicht, man hätte es für sie erfinden müssen. Der Vater, der Onkel, zwei Töchter und ein Sohn hatten sie bis zum Wagen begleitet, und die Mutter hatte noch so viel Haushaltsbefehle aus dem Wagen zu geben, so viel Vergessenes nachzuholen, so viel Vorsorgliches zu überlegen, abzuändern und anzuordnen, Jedem etwas durch das Wagenfenster ins Ohr zu sagen, und Allen so viel zuzurufen vor der Abreise, daß sie sich den Schweiß von der Stirne trocknete, als sich endlich der Zug in Bewegung, und sie sich in ihre Ecke niedersetzte. Nun begann aber das Anordnen im Wagen. Jede der vier Personen hatte eine Legion kleiner Säcke, Päcke und einzelner Stücke mit sich. Hier stand ein Theekasten, dort eine Pappschachtel mit dem Theetopf, da lag ein Pack wohl eingewickelter Sandwiches zum Frühstück, und daneben Schirme und Angeln und Plaids und Ueberröcke und Toilettenkasten. Das sollte Alles nicht nur untergebracht, sondern wohl untergebracht werden, damit es weder die Besitzer, noch die Mitfahrenden belästigte, denn: »man muß Niemand

beläſtigen!» bedeutete die Dame den Knaben, während ſie es uns lächelnd ſo bequem zu machen ſuchte, daß wir nicht einen Augenblick Ruhe hatten vor ihrer hülfreichen Thätigkeit. Nebenher aber hielt ſie es doch für nöthig die Kinder auf alle Merkwürdigkeiten aufmerkſam zu machen: »ſieh das Schloß!» — »ſieh die Fabrik!« — »Haſt du ſchon eine Hängebrücke geſehen?!« — »Merke dir, wie ſie die Kohlen hier in die Wagen packen!« — Dabei drehte die Mutter ſich wie ein Wendehals bald links, bald rechts, und die Jungen liefen von einer Wagenſeite nach der andern, um ſich, weit aus den Fenſtern herausgebogen, die augenfälligen Belehrungen zu verſchaffen, wobei dann wieder ein mütterliches: »Verliere die Mütze nicht! Laß dir keinen Kohlenſtaub in die Augen kommen! Tritt den Ladies und Gentlemen nicht auf die Füße! Ich bitte um Vergebung Sir! Entſchuldigen Sie Miß!« erſchallten. Die Anweſenden ließen ſich die Unart aber ganz ruhig gefallen, denn Jeder dachte wohl: à charge de revenge! Da man ſich viel Freiheit nimmt, iſt man auch ſehr duldſam gegen Andere. — Die Frau war offenbar eine jener umſichtigen Hausfrauen, die es bedauern nicht zwei Köpfe mit wenigſtens vier Paar Augen und dazu vier Paar Hände zu haben. Mir wurde ſo deutſch

zu Muthe dabei. Ich fieberte beinahe vom Anblick dieser fieberhaften Rastlosigkeit und war ganz glücklich, daß wenigstens das Dienstmädchen Nichts von den Belehrungen profitiren wollte, die ihr gelegentlich zugewendet wurden, sondern ganz sanft und ruhig schlief. Der älteste Sohn, der Mutter treuestes Ebenbild, war mörderisch wißbegierig, so daß er sich vor Fragen beim Essen verschluckte, wobei die Thätigkeit der Mutter sich erst in ihrer vollen Ausdehnung entwickelte. Der zweite Knabe war hübsch und schwieg doch wenigstens, so lange er Etwas zu essen hatte. Aber das Gesicht dieser Frau, die straffe, blanke Haut auf den starken Knochen, die frische Farbe nur hie und da von einem Leberfleck unterbrochen, die langen, blendend weißen Zähne, die aus den schmalen, stets lächelnden Lippen hervorsahen, und die funkelnden, hellblauen, rastlosen Augen werde ich im Leben nicht vergessen.

Newkastle liegt an zwei Hügeln, welche durch eine Prachtbrücke behufs der Eisenbahn verbunden sind. Die Brücke besteht ganz aus Eisen und ruht auf kolossalen Mauerblöcken, die aus dem Thale emporsteigen. Sie soll eines der merkwürdigsten und solidesten Bauwerke der neuern Zeit *sein.*

Ein altes Kaſtel in der Mitte der Stadt, eine prächtige Säule mit dem Standbilde des Lord Grey, und zahlreiche Kirchen ragen aus den Häuſermaſſen hervor. Die Straßen, in die man hinabſieht — und wir fuhren des Schienenwechſels wegen, dreimal über die Brücke — ſind voll von Magazinen und von Leben. Der Hafen, der ſich zwiſchen den beiden Bergen aufthut, zeigte Schiff an Schiff, einen Wald von Maſten. Es war ein ſehr maleriſcher Anblick, aber das Ganze ſo von ſchwarzen Rauchwolken überdeckt, daß man nicht begreift, wie die Menſchen dort athmen können. Die Luft ſah förmlich ſchwarz aus, und die Häuſer ebenſo.

Gleich hinter der Stadt beginnt jedoch wieder das ſchöne frohe Grün, und in die hellen Laubfarben der Baumgruppen, fangen nördliche Nadelhölzer ſich zu miſchen an; wie zwiſchen den Dörfern und der anmuthig gelegenen Stadt Morpeth die Schlöſſer und Ruinen des Mittelalters ſichtbar zu werden beginnen. Etwa eine halbe Eiſenbahnſtunde hinter Morpeth ſieht man die ſchönen Mauern des Schloſſes Warkworth, das noch eine vollkommen erhaltene Burg ſcheint; und hinter dem Grün der Bäume, welches ſie umgiebt, breitet ſich der volle Spiegel des Meeres aus, das ſo blau

und leuchtend in der Nachmittagssonne erglänzte, wie wir es je an den Küsten des Mittelländischen Meeres gesehen haben.

Von hier ab hat man fast noch sechs Stunden bis Edinburg; aber den Weg an der Riviera di Levante von Genua nach Lukka, und den von Neapel nach Nocera abgerechnet, kenne ich Nichts, was an Schönheit auch nur annähernd dieser Eisenbahnfahrt von Warkworth nach Edinburg zu vergleichen wäre. Man fährt auf einer Höhe, vielleicht eine achtel Meile vom Meere entfernt, das bald durch Laubwälder versteckt, bald plötzlich sichtbar wird. Die Fruchtbarkeit und die Cultur des Bodens gehen hinab bis hart an das Ufer. Oft fährt man auf Brücken über tiefe Felsspalten fort, die hier voll Laubholz eine grüne Schlucht bilden, dort eine Bucht, in die das blaue Wasser des Meeres hinein fließt. So geht es weiter bis Belford, und von da nach Berwick, das ähnlich wie Newkastle gelegen, aber noch viel schöner ist, weil hier, statt des Tine, das Meer den Hafen macht. Die Brücke, welche die beiden Felsen von Berwick verbindet, schien mir ebenso merkwürdig als die von Newkastle und viel malerischer zu sein.

Von Bedford ab bleibt man dem Meere noch

näher, das hier, von Schiffen nach allen Richtungen durchkreuzt, nicht als trennendes, ſondern als Länder verbindendes Element erſcheint. Inſeln mit Schlöſſern und Leuchtthürmen tauchen flach aus dem Waſſer hervor. Je mehr man nach Norden kommt, um ſo höher werden dieſe Inſeln, bis man zuletzt Felſen vor ſich ſieht, gegen die Helgoland klein und in ſeiner Formloſigkeit häßlich iſt. Der ſchönſte von allen dieſen Felſen iſt der Bass rock. Ich glaubte mich wieder einmal den gelobten Landen von Kapri und Iſchia zu nähern.

Die letzte Station vor Edinburg iſt Porto bello, ein Seebadeort, der wirklich dieſen italieniſchen Namen verdient. Man ſieht aus den Wagons, von großer Höhe, in eine breite Straße hinab, die wie ein Corſo ſich vom Meere nach den Bergen hinzieht, und an der zu beiden Seiten die Häuſer, wie Villen von einander getrennt, mit reichem Grün umſchattet ſind. Die Straße war wie eine Badepromenade von Spaziergängern belebt. Aus all den Villen und Häuſern des großen Ortes ſtiegen weiße Rauchſäulen empor, während die untergehende, von Dünſten umhüllte Sonne, gleich einer Kugel golden abgegrenzt, am Horizonte ſtand, und ein breites, oranges, glanzloſes Reflexlicht in

das Blau des Meeres warf. Es war ein eigenthümlicher Lichteffect, der vielleicht nur dem Norden angehören mag, und der um so greller gegen den faſt ſüdlichen Charakter der Gegend contraſtirte.

Im Wagon hatte ich als Gefährten ein paar ältliche Damen, die mit großen Blumenſträußen von einer Landpartie heimkehrten, und einen jungen Gentleman. Als ſie an meiner Frage, auf welcher Seite des Weges Holirood gelegen ſei, es merkten, daß ich zum erſtenmale nach Edinburg käme, gab mir die eine Dame ihr ſchönes Bouquet, und ſagte: take that as a kind wellcom in our town! (Nehmen Sie das zum freundlichen Willkomm in unſerer Stadt.) Dann blieben ſie bei mir, bis ich mein Gepäck ausgeliefert bekommen hatte; der junge Mann beſorgte es auf einen Wagen, und ſie verließen mich erſt, als ſie mich auf dem Wege nach meiner Wohnung ſahen. Dieſes rein menſchliche Wohlwollen iſt es, das ich an den Engländern ſo ſehr verehre, das liebevolle Beſtreben einem Fremden Freude zu bereiten.

Und nun Edinburg! Um Dir, wenn auch nur annähernd, eine Vorſtellung von der Eigenthümlichkeit dieſer prächtigen Stadt geben zu können, muß ich verſuchen, Dir die Lage derſelben deutlich

zu machen, wie ich es mit London gethan. Edinburg zerfällt in zwei ganz verschiedene Städte, das alte und das neue Edinburg, und liegt an einem Meerbusen, dem Firth of Forth, welcher von Nordosten in das Land hineinschneidet. Der neue Stadttheil mit dem Hafen Leith geht hart bis an das Meer, und steigt allmählich empor, bis er die Höhe des Felsens erreicht hat, auf dem die Neustadt gebauet ist. Auf dieser Höhe zieht sich die Hauptstraße, die prächtige Prinzesstreet, von dem östlich gelegenen Caltonhill, einem ansehnlichen Felsvorsprunge gen Westen hinunter. Hinter Prinzesstreet schneidet der Fels gegen Süden steil ab, eine Schlucht bildend, an deren entgegengesetzter Seite sich, auf einem zweiten Felsen, die alte Stadt erhebt. Die Schlucht ist jetzt mit Gärten und Gebäuden ausgefüllt, und die alte und neue Stadt sind durch Brücken verbunden.

Der hervorragendste Punkt des alten Edinburg ist der im Westen gelegene Schloßberg mit dem majestätischen Edinburg Castle, von dem nach Osten sich senkend die Highstreet, die Hauptstraße der alten Stadt, bis zum Schlosse von Holyrood hinabführt, das in der Ebene, am Fuße gewaltiger Felsen, der Salisbury-Crags, erbaut ist. Edin-

burg hat also im Westen den hohen Schloßfelsen, im Osten den Caltonhill und die Salisbury-Crags, gen Südwesten in fernerem Kreise die Bergkette der Pentlandhills, gen Nordosten den Firth of Forth, von dessen anderem Ufer die Berge der Grafschaft Fife hinüberschauen, und somit nach allen Seiten die malerischeste und großartigste Umgebung.

Als ich am neun und zwanzigsten Abends hier ankam, war es spät und ich so müde, daß ich nicht mehr ausgehen mochte, sondern mich nur in meiner sehr saubern, im Rez de Chaussée gelegenen Wohnung einrichtete, um sobald als möglich zur Ruhe zu kommen. Indeß kaum hatte ich mich niedergelegt und die Thür des geräumigen Schlafzimmers geschlossen, als es mir so dumpf und beklemmend erschien, daß ich aufstand und mich in dem sehr großen Wohnzimmer auf das Sopha legte, wo ich indessen dieselbe spezifische Schwere der Luft empfand, ohne daß ich enträthseln konnte, wovon sie herrührte. Es blieb mir also Nichts übrig, als bei halbgeöffneten Fenstern den Tag in unbehaglichem Hinträumen zu erwarten.

Am Morgen war die Wirthinn, eine alte, sehr ehrwürdig und gut aussehende Bürgersfrau,

die ſich fortwährend ſelbſt mit mir zu ſchaffen machte und mich faſt ganz allein bediente, ganz traurig, als ich ihr erklärte, wenn ſie nicht Mittel fände die Luft friſcher zu erhalten, könne ich nicht wohnen bleiben. Sie meinte, die Dumpfheit rühre von dem Gas her, mit dem in Edinburg alle Zimmer beleuchtet werden, und das, wenn die Röhren noch ſo feſt geſchloſſen ſind, doch bisweilen leiſe durchdringe; ich möchte alſo lieber auch in der Nacht eine ganz kleine Flamme, nur wie ein Nachtlicht, brennend erhalten, und ſie wolle mir ein noch größeres, nach einem Garten gelegenes Schlafzimmer einräumen, in dem ich gewiß gute Ruhe finden würde. Das iſt denn auch wirklich der Fall geweſen, die gute Alte hat ſich darüber gefreut, und ſie iſt eine ſo herzensgute Perſon, daß es mit zu meinen Beluſtigungen gehört, mir von ihr die längſten Geſchichten erzählen zu laſſen. Sie hat mit fünfzehn Jahren geheirathet, iſt kinderlos geblieben und hat ſeit langer Zeit immer ein Paar Zimmer vermiethet. Die Wohnung, welche ich inne habe, iſt bis jetzt, vierzehn Jahre lang, von einem Theologen bewohnt worden, der endlich eine gute Landpfarre erhalten und ſich geſtern mit einer Edinburgerinn verheirathet hat. Er und ſeine Familie waren dazu

nach der Stadt gekommen, hatten bei meiner Wirthinn die Hochzeitstoilette gemacht, und ich habe den Morgen nach meiner Ankunft die Gesellschaft aus unserm Hause wohlgeputzt zur Trauung fahren sehen. Mrs. Pearson, so heißt die Wirthinn, hat dann Abends bis ich zu Bette ging, von der Hochzeit, von dem Bräutigam, und von seinem Leben erzählt, ehe sie mir eine gute Nacht wünschte, die ich nach der ersten, schlechten Nacht auch dringend nöthig hatte. Kaum aber hatte ich die Augen geschlossen, als ich an meine Thüre klopfen hörte. Ich fragte, was es gäbe? — Es war die Wirthin, sie bat mich aufzustehen, sie müsse mir noch Etwas sagen. Sehr ärgerlich über die Störung, willfahrte ich ihr dennoch. Da sagt sie: Nehmen Sie's nicht übel, aber ich hatte es ganz vergessen! Hier ist ein Stück vom Brautkuchen, legen Sie das unter Ihren Kopf und Sie werden einen guten Traum von Ihrem Liebsten haben! (»a good dream from Your sweetheart!«) Dies naive Intermezzo hielt mich natürlich schadlos für den unterbrochenen Schlaf, der darnach glücklicher Weise nicht lange auf sich warten ließ.

Den Morgen nach meiner Ankunft besuchte mich Moritz Hartmann. Er ist von seiner Reise *durch* Irland und Schottland zurückgekehrt und

wird hier noch ein Paar Tage verweilen, ehe er nach dem Feſtlande geht. Mit ihm durchwanderte ich am Vormittage die neue Stadt. Die Hauptſtraße derſelben, die ſchon erwähnte Princesſtreet, iſt eine der ſchönſten Straßen, deren ich mich erinnere. Am Fuße des Caltonhill iſt ſie von beiden Seiten bebaut. Es liegen dort das Theater, die Poſt, verſchiedene andere öffentliche Gebäude und Hotels. Weiterhin hat ſie nur an der Nordſeite Häuſer, und bietet dadurch einen freien Blick nach der Altſtadt und dem Caſtel. In der Mitte der Princesſtreet, da, wo ſich Davidſtreet von Süden nach Norden zum Meere hinabſenkt, ſteht von allen Seiten weithin ſichtbar und alle andern Gebäude überragend, das Monument von Walther Scott. Ich weiß die Geſtalt des Denkmals nicht anders zu bezeichnen, als indem ich es einen, in das Anglogothiſche überſetzten Obelisken nenne, der von vier kleinen, ſäulenartigen Obelisken umgeben und durch Bogen mit ihnen verbunden iſt. Dadurch erhält das Denkmal eine, ſeiner Höhe angemeſſene Ausbreitung auf der Erde, und ſieht zugleich impoſant und leicht, würdig und heiter aus, wozu der ſchöne, weiße Marmor das Seinige beiträgt. In der, unter dem Hauptobelisken ſich öffnenden Halle, befindet ſich die Statue des Dich-

ters. Er sitzt in bequemer Stellung da, den Oberkörper Etwas nach vorn geneigt, die Hände mit der leisen Gestikulation eines ruhig Erzählenden, über ein Buch gelegt, das er auf seinen Knieen hält. Zu seinen Füßen ruht ein prächtiger, großer Hund, der den Kopf zu seinem Herrn empor gehoben hat.

Die Idee und die Ausführung sind vortrefflich, nur will mich bedünken, als ob die Figur, die eigentliche Statue, für die Größe des Monuments zu klein sei, und davon erdrückt würde. Die Gesammtwirkung aber ist schön, und es ist sehr richtig, daß man es in dem anglogothischen Style aufgeführt hat, der für Scott, den Dichter des englischen Mittelalters, der geforderte war. Es erschütterte mich tief, zu sehen, in wie großartiger Weise dies Volk seinem Barden zu danken und ihn zu ehren weiß. — Die Zeichnung zu dem Monumente ist von einem bis dahin vollkommen unbekannten Manne, Georg M. Kemp, der in der Concurrenz zu dem Entwurfe den Sieg davon trug. Aber er erlebte die Ausführung seines Planes nicht. Er starb vor der Vollendung des Denkmals, das jetzt mit dem Namen des gefeierten Dichters auch M. Kemp's Namen auf die Nachwelt trägt.

Von Princesſtreet ſtiegen wir den Caltonhill hinauf. Die Sonne brannte am Himmel und der Stein des Felſens war fühlbar heiß unter unſern Füßen. Caltonhill iſt ganz von monumentalen Gebäuden bedeckt. Die beiden hervorragendſten ſind Nelſon's Monument, das wie ein Leuchtthurm in die Höhe ragt, und beſtiegen werden kann; und ein für die Waterloohelden beabſichtigtes, aber nicht vollendetes Denkmal. Es ſollte eine Wiederholung des Parthenons werden, der Bau wurde auch in den Dimenſionen des Originales begonnen. Indeß ſchon nach der Errichtung der erſten zwölf Säulen und des auf ihnen ruhenden Frieſes, gingen die Geldmittel zu Ende, und das Werk mußte unvollendet bleiben — vielleicht zur größten Zierde der Stadt; denn es iſt fraglich, ob der vollendete Bau auf jener Höhe ſo maleriſch geweſen wäre, als dieſe ruinenhaften Säulen, die den Zweck vollkommen erfüllen, ein Gedenken an die Waterloohelden hervorzurufen. So wie ſie jetzt ſind, ſollen die trümmerhaft auf dem kahlen Felſen am Meere ruhenden Säulen lebhaft an Athen erinnern, und wir haben ſie in einem Sonnenbrande geſehen, der die Täuſchung zu erhöhen geeignet war.

Neben dieſen Monumenten befinden ſich auf der Höhe die alte und die neue Sternwarte, und

ein Denkmal Dougald Stuarts, während tiefer in der Ebene ein ähnliches Denkmal für Burns, dem Lieblingsdichter des ſchottiſchen Volkes, errichtet iſt. Trotz der faſt ſenkrecht hernieder fallenden Sonnenſtrahlen konnte ich mich kaum von dem Platze losreißen. Ich wußte nicht, wohin ich mein Auge zuerſt wenden ſollte, denn jedes Einzelne war verlockend und doch der Geſammtanblick das Schönſte. Zur Linken die Salisbury-Crags mit dem Felſen Arthurs Seat, zur Rechten das Meer, die Stadt Leith mit den majeſtätiſchen Schiffen ihres Hafens, die Seebadeorte Granton und Portobello, lieblich wie italieniſche Marinen; und hinüber nach den Städten und Flecken der Grafſchaft Fife die reiche Zahl der Segelkähne und Dampfböte, welche Letztere von Viertelſtunde zu Viertelſtunde vom Ufer abfahren. Dann wieder das altersgraue Holyrood, die alte Stadt mit ihren oft zehn Etagen hohen Häuſern, das ernſte, drohende Caſtel; und die Neuſtadt, mit dem prächtigen Muſeum, der Royal Institution, und all die Denkmäler und Kirchen, und das Leben in den Straßen, und die pfeifenden Dampfmaſchinen der Eiſenbahn von Glasgow, die in der Felsſchlucht zwiſchen der Altſtadt und der Neuſtadt dahinſauſen — es iſt eben ein Bild, das ſich nicht beſchreiben läßt, und

das man nie vergeſſen kann, wenn man es je geſehen hat. Der Eindruck verwirrte mich, mir ſchwindelte vor der Mannigfaltigkeit und Pracht, aber ich hatte doch das Gefühl, als ſei mir ein Glück wiederfahren, das ich genießen und feſtzuhalten ſuchen müßte.

Sonnabend den 3. Auguſt.

Erleben und Beſchreiben ſind einmal wieder in Feindſchaft gerathen. Das luſtige, friſche Erleben läuft blitzſchnell voran, und das ſtille, ſtubenhockende Beſchreiben kann ſehen, wie es nachkommt; es wird Noth haben ſeinen flüchtigen Vorläufer wieder einzuholen.

Deinen Freund Doktor Schmitz, den Rektor der Edinburger Univerſität, fand ich nicht mehr in der Stadt. Er war auf's Land gegangen, um ſich von da nach dem Continente zu begeben. Dagegen hatte ich ſchon den Morgen nach meiner Ankunft die Freude Profeſſor Piazza Smyth, den Direktor der Sternwarte, bei mir zu ſehen, dem ich durch ſeine in jedem Betrachte ausgezeichnete, in London lebende Familie, empfohlen worden. Er iſt ein junger Mann, vielleicht in der Mitte der dreißiger Jahre, und hat eilf Jahre als Ob-

ſervator auf der Sternwarte am Kap der guten Hoffnung zugebracht. Er ſagte, daß er, von der ſich eben verſammelnden Naturforſchergeſellſchaft ganz in Anſpruch genommen, befürchten müſſe, wenig Zeit für mich zu haben, und forderte mich auf, die Begleitung und den Beiſtand von ſeinen Freundinnen Lady D. und deren Tochter Mrs. L. anzunehmen, die er von meiner Ankunft benachrichtigt hatte. Wirklich kamen auch nach einer halben Stunde beide Damen zu mir; und da meine Wirthinn ſie mit dem Bedeuten abwies, daß ich zu Mittag äße, kehrten ſie nach einer Stunde zurück. Sie entſchuldigten ſich förmlich, daß ſie mir ihr Haus nicht zur Wohnung anbieten könnten, da alle Zimmer voll von Gäſten für die Assembly wären, baten mich aber, daß ich von früh bis ſpät mit ihnen ſein und Alles ſagen und fordern möchte, was ſie irgend für mich thun könnten. Ich erzähle ſolche Details Dir gern ausführlich, weil ſie in entſchiedenem Widerſpruche ſtehen mit allen Gerüchten über die Schroffheit und Kälte der Engländer, und weil bei meiner Vorliebe für ſie es mir immer eine Genugthuung iſt, ihre zuvorkommende, ſchöne Gaſtlichkeit loben zu können. Lady D. nahm mich gleich mit ſich,

mir ihr Haus zu zeigen und mich mit ihren Gästen bekannt zu machen.

Sie ist eine Matrone und Wittwe; die Tochter, an einen sehr geistreichen Advokaten, Mr. L. verheirathet, lebt mit der Mutter in demselben Hause, ebenso zwei junge Söhne der Lady, und die ganze Familie, mit Ausnahme der Mutter, sprechen das Deutsche mehr oder weniger gut, kennen und lieben deutsche Litteratur und sind freisinnig gebildete Menschen. Das Haus, das sie am Royal Cirkus bewohnen, ist groß, wie denn die Edinburger Häuser im Allgemeinen bedeutend räumlicher sind als die in London, so daß es hier nicht ungewöhnlich ist, einzelne Etagen — flats — zu vermiethen. Indeß zieht man auch hier die Häuser mittler Größe vor, die man allein bewohnen kann, weil damit für die Ruhe und Sittlichkeit des Familienlebens viel gewonnen ist.

Es ist mir in Berlin oft eingefallen, daß in den stets als Schreckensorten genannten Phalansteren, daß in keinem socialistischen Etablissement ein wüsteres Durcheinanderwohnen herrschen könne, als in den großen, an viele Miether vertheilten Gebäuden unserer Städte. Ich kenne sehr herrschaftliche Häuser in den besten Stadttheilen Berlins, in denen vom Keller bis zum Boden,

wenn man die Hofgebäude mit einrechnet, an zwanzig verschiedene Parten leben. Einige von diesen halten Pensionaire, Andere haben meublirte Wohnungen zu vermiethen, während in den Hofquartieren Schlafstellen für Arbeiter sind, und allerlei Handwerke getrieben werden. Die wohlhabenden Familien im Hause kennen sich häufig nicht, aber der Verkehr des Dienstpersonals und der Handwerkerfamilien, der Zusammenhang derselben mit den jungen Männern im Hause, währt unausgesetzt fort; und unter einer glatten, schicklichen Oberfläche bewegt sich ein Maulwurfstreiben des gegenseitigen Spionirens, ein Verkehr der weiblichen Dienstboten mit den jungen Männern, die der äußern Ruhe keines Weges entsprechen, und deren entsittlichender Einfluß sich in traurigster Weise nach allen Seiten hin kund giebt. Solche unüberlegte, unübersehbare Häuslichkeiten würde aber kein sociales System erzeugen. Wir leben in den großen Städten des Continentes in einem Zustande, der alle jene Elemente der Unzucht und Verwilderung im höchsten Grade in sich trägt, deren Entstehen man von dem Socialismus fälschlich fürchtet. Die Gegner der socialen Reformen gleichen jenem Offiziere, der sich aus Angst vor

dem möglichen Tode auf dem Schlachtfelde in seinem Zelte eine Kugel vor den Kopf schoß.

Im Hause von Lady D . . befinden sich als Gäste, außer einer zweiten verheiratheten Tochter mit ihrem Manne, die zur Versammlung vom Lande gekommen ist, noch der Prediger der englischen Gemeine aus Florenz mit seiner Frau; ein geistreicher Arzt aus Dublin, der ebenfalls die Frau mit sich hat; ein Dubliner Student und noch zwei oder drei andre Männer. Wir tranken in den beiden großen Drawingrooms um sieben Uhr Abends den Thee, während eine der Damen sich auf der, im Backdrawingroom befindlichen, sehr schönen Orgel hören ließ, und gingen dann nach Caltonhill, wo wir bei einem Maler meisterhafte Photographien — er nannte sie Calotype — besahen.

Am nächsten Morgen frühstückte ich bei Lady D . . Es war eine Gesellschaft von mehr als zwanzig Personen beisammen und die Bewirthung so außerordentlich reich, als sie bei solchen Anlässen im Ganzen in England einfach zu sein pflegte. Die Tafel strotzte von kalten Speisen, Gallerten, Aspicks und See- und Flußfischen, der unerläßlichen kalten Rostbeefs, der warmen Beefsteaks, Muttonchops und Eier nicht zu vergessen, zu denen sich

hier in Edinburg, als ein faſt Unerläßliches, friſche gebratene Heeringe geſellen. Der Heeringsfang iſt reich an der Küſte, und der friſche, gebratene Fiſch eine wirkliche Delikateſſe.

Als ich nach dem Frühſtück in meine Wohnung ging, fand ich einen Brief von dem Londoner Freunde Dr. Lankaſter, einem Sekretaire der Naturforſcher-Verſammlung, der mit Mr. Robert Chambers bei mir geweſen war, um mich zu überreden, meine Wohnung aufzugeben und die Gaſtfreundſchaft von Mr. Chambers anzunehmen, in deſſen Hauſe ich das »engliſche Familienleben in ſeiner edelſten Geſtaltung kennen lernen würde,« wie Dr. L. mir ſchrieb. Eine Karte von Mr. Chambers ſprach dieſelbe Einladung aus. Sehr dankbar für ſolche Zuvorkommenheit wollte ich ſie dennoch nicht annehmen, weil es mir befremdlich war, ſo plötzlich mitten unter mir ganz unbekannten Menſchen als ein Theil der Familie leben zu ſollen. Indeß Lady D . . widerſprach allen meinen Bedenken, und Mrs. Chambers, eine große, ſtattliche Frau in meinem Alter, empfing mich ſo gütig, mit der Erklärung, daß es ſie freue ihr beſtes Fremdenzimmer noch frei zu haben und es mir anbieten zu können — daß dieſe herzgewinnende Weiſe mich vollkommen umſtimmte. Ich verabredete am

folgenden Morgen zu ihnen zu ziehen, bezahlte meiner Wirthinn die beſtellte Wohnung, verſprach ſie noch zu beſuchen, und ging Abends in das erſte Meeting der Naturforſcher, das in der groſſen Muſikhalle von Edinburg ſtatt fand.

Profeſſor Smyth hatte mir eine Karte für die Meetings der British Association for the Advancement of Science gegeben, die zugleich als eine Freikarte für alle Sehenswürdigkeiten der Stadt dient. Die Karten der, für die Meetings als Theilnehmer eingeſchriebenen Damen, ſind transferable, was für die Frauen zweckmäßig iſt, da viele doch nur an irgend einer Wiſſenſchaft Theilnahme, andere nur die Neugier haben, die berühmten Männer zu ſehen, welche ſich hier zuſammen gefunden. Der Preis einer ſolchen Karte iſt eine Guinee. Fremden Männern wird ſie als ehrende Einladung unentgeltlich gegeben, und man ſagte mir, ich ſei die erſte Frau, der man dieſelbe Artigkeit erwieſen habe. Daß ich ſie nicht als Lohn für meine wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen und Leiſtungen erhalten habe, weiß jedoch Niemand beſſer als ich ſelbſt.

Die Muſikhalle, in der das Meeting ſtatt fand, iſt ein prächtiger Saal, groß und hoch wie eine Kirche. Eine Orgel nimmt dem Eingange

gegenüber einen Theil der Wand ein. Unter derselben befand sich der Stuhl des Präsidenten der Versammlung Sir David Brewster, der in einer ziemlich langen Rede die Mitglieder willkommen hieß, und eine Art von Bericht über die Bestrebungen, die Arbeiten, und über die Wirksamkeit des Vereines gab. Man zeigte mir eine Menge von Celebritäten, unter denen dem Aeußern nach Edward Forbes aus London, durch den Adel seiner Erscheinung, die hervorstechendste Persönlichkeit war.

Am Morgen des ersten August besuchte ich mit meinen neuen Hausgenossen ein Paar der wissenschaftlichen Vorlesungen, indeß das war für mich im Ganzen eine ziemlich unfruchtbare Expedition. Ich hätte gern einen oder den andern Vortrag über Statistik oder Archäologie, oder über irgend Etwas gehört, wofür ich ein Verständniß habe, die Andern aber wollten theils naturhistorische Vorlesungen hören, vor Allem jedoch so viel Celebritäten als möglich sehen. Dies Letztere schien eine sehr verbreitete Neigung zu sein. Es herrschte daher eine wahre Völkerwanderung in dem prächtigen Sitzungsgebäude, das in der alten Stadt gelegen ist. Grade bei den Vorträgen der berühmtesten Gelehrten rannte man herein

und hinaus, und es war, da die Celebritäten oft alte Herren mit ziemlich schwachem Stimmorgane waren, kein Wort zu verstehen. Lustig genug ging es zu. Die Bekannten grüßten sich, die Männer waren sehr galant für die Frauen, die Frauen sehr angeregt. Ich bewunderte neben der Respektslosigkeit der Zuhörer nur die Kraft, mit der die Vortragenden von dem wüsten Treiben abstrahiren und die ihnen nöthige Sammlung bewahren konnten. So lieb ich die Engländer habe, so abgeschmackt und unvernünftig kamen sie mir bei diesen Vorlesungen vor.

Ich hätte wohl Mr. Porter über »some particulars of Selfimposed Taxation« — und Professor Hancock über »the causes of Distress at Skull and Skibbereen during the famine in Ireland« hören mögen, konnte es aber nicht dazu bringen, und war froh als ich in einem Saale zuletzt einer Mittheilung über einige neue Entdeckungen in Griechenland beiwohnen konnte, die ein Professor Rangabé aus Athen nach einem, von ihm geschriebenen, englischen Manuskripte vorlesen ließ. —

Da das ganze wüste Wesen dieser Celebritäten-Jagd mir entgegen war, freute es mich doppelt, als wir das Sitzungshaus verließen, um

in die alte Stadt zu gehen. Ein hiſtoriſcheres Geſicht, als dies alte Edinburg, hat kein mir bekannter Ort. Die Häuſer ſind bis zu vierzehn Stock hoch, ſchwarz geräuchert, daß die Steinquadern, aus denen ſie erbaut ſind, wie mit einer Rinde überzogen ſcheinen. Zwiſchen und hinter dieſen Häuſern ziehen ſich die langen, ganz ſchmalen Courts und Lanes zu beiden Seiten hin, in deren Enge, Dunkelheit und Unſauberkeit zu blicken, wahrhaft ſchaurig iſt. Die Treppe zu dem obern, d. h. zu dem erſten Stockwerke, findet ſich in der Highſtreet, die von Edinburgcaſtel bis faſt nach Holyrood hinabgeht, noch vielfach als Freitreppe auf der Straße, ſo daß das Erdgeſchoß mit dem erſten Stock innerlich gar keine Verbindung hat. Du wirſt daſſelbe auf den neapolitaniſchen Inſeln geſehen haben, wo dieſe Bauart der Vorzeit auch noch beibehalten iſt. Die Thüren unter dieſen Treppen, und namentlich die, welche von der Treppe in den obern Stock führen, haben ein enges, feſtungsartiges Anſehn. Daneben kommt dann wieder ein uralter Thurm, bei dem, wie an einem Gebäude der City in London, die Uhr noch ein Sonderding iſt: ein großer Kaſten wie ein Taubenhaus, drei Fuß vom Gebäude abſtehend, mit drei Zifferblättern weit in die Straße hinein-

ragend. Viele Häuser, zu beiden Seiten des Weges, wurden als geschichtlich merkwürdig bezeichnet, doch schreibe ich davon erst, wenn ich mehr weiß, als die meist unzuverlässigen Ciceronen zu berichten pflegen.

Da, wo Highstreet gegen das Thal hin endet, beginnt vor dem Hause des Regenten Murray das Canongate, ein Stadttheil, der einst in seinen Mauern Schuldnern Schutz bot vor ihren Gläubigern, und Verbrechern vor ihren Verfolgern. Hier so wohl, als in der ganzen Highstreet habe ich eine so zerlumpte Bevölkerung gesehen, wie in London nur in den von Irländern bewohnten Stadttheilen. Frauen und Kinder waren baarfuß, schmutzig, ungekämmt, und ein Theil der Letzteren lagerte müssig an der Erde herum, obschon viele davon im schul- und arbeitsfähigen Alter waren. Auch hier behauptete man, daß dieser Theil der Bevölkerung Irländer, und die eingebornen Schotten viel besser daran, ja in den besten Verhältnissen wären.

Ueber Canongate hinaus, liegt in einer Wiese am Fuße der Salisbury-Crags, das Schloß von Holyrood, ein vierflügliges Gebäude mit vier starken Eckthürmen, einem großen und mehreren kleinen Höfen in seiner Mitte. Wie überall in

Edinburg versahen auch hier hochländische Regimenter den Wachdienst.

Man führte uns zuerst in eine prächtige, aber ganz zerstörte Kirche, die jedoch nie schöner gewesen sein kann, als in diesem Verfall. Sie ist im Jahre 1128 im reinsten Style erbaut worden, und erst von John Knox, dann später von Cromwells Puritanern verwüstet. Die Kirche, links vom Schlosse gelegen, hängt durch verbindende Gänge mit demselben zusammen. Hier ist Maria Stuart gekrönt, hier mit Darnley getraut worden, und alle schottischen Lords und Edle haben ein Recht in dieser Kirche beerdigt zu werden, das noch bis heute vielfach in Anspruch genommen wird. Man hat für diesen Zweck den Raum, den einst das eigentliche Schiff umfaßte, in einen schönen, viereckigen Rasenplatz verwandelt, auf dem flach an der Erde liegende Denktafeln die Ruhestellen der Gestorbenen bezeichnen. An den noch erhaltenen Mauern, welche an der einen Seite mit einer Pilasterreihe von edlem Style verziert sind, befinden sich theils in den Wänden, theils im Fußboden die Grabsteine der frühern Generationen, die hinabreichen bis in eine ferne Vorzeit. Dem Eingange gegenüber erhebt sich über dem einstigen Altar schlank und frei die ganze Struc-

tur eines Fenſterbogens, an dem alle Steinarbeit bis zu den kleinſten Zierrathen erhalten iſt. Er iſt reich von glänzend grünem Epheu umrankt, und bildet den Rahmen zu einem wundervollen Blick ins Freie, in die Felskette der Salisbury-Crags. Schwere Kirchenthüren hängen feſt verſchloſſen in den roſtenden Angeln, und haben Nichts mehr zu beſchützen als die kalten Leichenſteine und die im Winde flatternden Trauereinfaſſungen der hachements (Wappenſchilder), deren verblichene Farben kaum noch kenntlich ſind. Nur eine kleine Kapelle iſt faſt unverſehrt. Sie enthält auf einem Grabdenkmale eine Marmor-Statue, der man in bilderſtürmender Wuth das Geſicht verſtümmelt hat, nachdem ſie früher der Gegenſtand ſolch frommer Verehrung geweſen iſt, daß die eine Hand von den Küſſen der Anbetenden blank geworden wie Elfenbein.

Von der Kirche in das Schloß gehend, führte man uns den Weg, den die Mörder Rizzio's genommen, um durch Seiten- und Hintertreppen in die Gemächer der Königinn zu bringen. Dieſe Gemächer beſtehen aus zwei Zimmern und einem Kabinet. Das größte Zimmer hat an zwei verſchiedenen Seiten, in weit vorſpringenden Erkern, je ein Fenſter; an dieſes Gemach ſchließt ſich das

zweite etwas kleinere, das ebenfalls zwei Fenster an verschiedenen Wänden hat, und rechts vom Eingange liegt ein sehr enges, einfenstriges Kabinet, neben dem sich in der Mauer eine kleine, äußerst niedrige Thüre befindet, die durch einen Gobelinvorhang versteckt ist. Die beiden großen Zimmer haben flache Plafonds von Holzgetäfel, mit den in Roth, Blau und Gelb gemalten Chiffern der Königinn und den französischen Lilien verziert. Die dunkeln Wände sind voll von uralten, kleinen Kupferstichen, ohne Glas in schlechte, schwarze Holzrahmen gefaßt. Das große Gemach, Maria's gewöhnlicher Aufenthalt, hat Karl der Zweite zum Schlafzimmer benutzt. Das Bett steht noch da in verbleichender Herrlichkeit. Ein Bild seiner Geliebten Nel Gwyn hängt dem Bette gegenüber und sieht in strahlender Schönheit darauf herab.

In der zweiten Stube befindet sich das auffallend niedrige Bett der unglücklichen Maria Stuart. Trotz aller darauf gewendeten Vorsorge ist es schon sehr verfallen. Ein Korb von zierlicher Nadelarbeit auf einem schlanken Piedestal ruhend, steht am Fußende des Lagers, und mag zum Aufbewahren des abgelegten Schmuckes und dgl. gedient haben. Dicht am Bette befindet sich ein kleiner Kamin, im Erker der Nähtisch der

Königinn, mit einem Arbeitskaſten in Silber, Gold und Elfenbein ausgelegt. Man hat darin in ſchwerem, reichverziertem Rahmen ein reizendes Miniaturbild aufbewahrt gefunden, das man für ein Portrait der Königinn ausgiebt. Ein anderes Bild von ihr, das ſie als Dauphine darſtellt, entſpricht dieſem Miniaturkopfe, während es allen Bildern entgegenſteht, die ich in England von ihr geſehen habe. Alterthumsforſcher aber bezweifeln die Aechtheit beider und faſt aller vorhandenen Portraits Maria's, und wollen nur nach einzelnen vorhandenen Daten, in Memoiren und Briefen aus jener Zeit, einen Aufſchluß über ihre äußere Erſcheinung als verläßlich annehmen.

In dem Schlafzimmer zeigt man noch einen Lehnſtuhl, den die Königinn ſelbſt geſtickt hat; in dem großen Gemach einen Polſterſitz für zwei Perſonen, blau mit ſilberner Zierrath, und mit Kronen über der Lehne. Er ſoll zu Maria's Hochzeitsfeier mit Darnley angefertigt worden ſein. Auch eine Rüſtung Darnley's legt man den Schauluſtigen vor — ſie wird aber wohl nicht ächter ſein, als das Portrait, das Rizzio, in der Tracht eines italieniſchen Studenten jener Zeit, als blühenden Jüngling darſtellt, während er bei ſeiner

Ankunft in Schottland ein Mann von mehr als vierzig Jahren gewesen ist.

Alle diese Raritäten, welche der historische Materialismus der Touristen nicht entbehren kann, sind meist, wie mich dünkt, eben nur für diese Neugier herbeigeschafft. Das ist auch ganz in der Ordnung: Jedem das Seine! Wer nach Täuschung verlangt, fühlt sich befriedigt durch sie, und dankt dafür, wenn sie ihm bereitet wird. Historisch verbürgt ist nur der Raum selbst, als die Stätte, an der Rizzio's Ermordung statt gefunden hat. Durch die Kirche kommend, gingen die Mörder am neunten März 1566 auf den erwähnten Seitentreppen und durch die kleine, verhüllte Thür nach den Privatgemächern der Königinn, und drangen in den kaum zwölf Quadrat-Fuß großen Alkoven neben Maria's Schlafzimmer ein, wo die Königinn mit ihrer natürlichen Schwester der Gräfinn Argyle, ihrem Bastard-Bruder Lord Robert Stuart und ihrem Sekretair David Rizzio die Abendmahlzeit einnahm. Hier stießen die Mörder Rizzio nieder vor den Augen der Königinn, schleppten ihn durch die Schlafstube bis an die Ausgangsthür des Wohnzimmers, wo man große dunkle Flecke am Boden für die Spuren seines Blutes ausgiebt, und wo der tödtlich Ver-

wundete liegen blieb und ſtarb. Thatſächlich hat die Königinn dieſe Zimmer nicht verlaſſen, ſondern ſie auch nach dem Vorgange bewohnt. Nur eine Bretterwand iſt aufgezogen worden, die Stelle, auf der Rizzio geſtorben, von ihrer Stube abzutrennen, ſo daß jene ſich jetzt in einem ganz ſchmalen, finſtern Gange befindet. Die Königinn ſoll nicht gelitten haben, daß das Blut, welches ihr treueſter Diener für ſie vergoſſen hatte, fortgewaſchen wurde. — Ueber Rizzio und ſein Verhältniß zu Maria, über Maria überhaupt, ſchreibe ich Dir nächſtens mehr, da Bell's life of queen Mary, das man mir als die beſte Geſchichtſchreibung über ſie empfohlen hat, mich vielfach beſchäftigt und anzieht.

Dem holzgetäfelten, ſehr langen Bankettſaale, der mit den Bildern aller ſchottiſchen Herrſcher geziert iſt — ſelbſt Macbeth fehlt nicht — wußte ich kein Intereſſe abzugewinnen. Die Portraits, wahrſcheinlich alle auf einmal angefertigt, um eine hiſtoriſche Dekoration des Saales zu bilden, wie man ſie jetzt im Frankfurter Römer machen läßt, ſehen alle ziemlich gleich aus: derb, langnaſig, roth, mehrentheils geſcheut und durchweg roh. Es iſt eine reine Chablonenarbeit.

Von Holyrood ließen wir uns die ziemlich

jäh emporsteigende Straße nach Edinburgh Castle hinauffahren. Es muß für die Angriffsmittel der Vorzeit eine sehr sichere Festung gewesen sein. Jetzt liegt dort eine Garnison von verschiedenen schottischen Regimentern, die in ihrer malerischen Tracht sehr wohl zu der malerischen Scenerie passen; denn die Aussicht vom Schlosse ist noch viel weiter und schöner, als die von Caltonhill, weil eben dieser selbst mit seiner schönen Architektur in das Panorama hineingezogen wird.

Im Schlosse ist ein, in jedem Betrachte unbedeutendes Arsenal; dann zeigt man eine Capelle, welche die Tochter Wilhelms des Eroberers gegründet haben, und die die erste christliche Capelle in Schottland gewesen sein soll. Es ist ein kleiner, sehr verfallener Raum, der lange als Pulverkammer gedient hat.

Interessanter waren die Zimmer, welche Maria vor und während der Geburt Jakobs bewohnt hat, als sie nach Dämpfung der Murray'schen Empörung in Edinburgh Castle ihren Aufenthalt wählte, um wenigstens für die Zeit ihres Wochenbettes in Sicherheit zu sein. — Der Volksglaube, der, wie die Phantasie der Kinder, einmal angeregt, das Außerordentlichste nicht außerordentlich genug findet, hat sich des ganzen Lebens der un-

glücklichen Königinn bemächtigt, und ſich das Tragiſche und Große darin nach ſeiner Weiſe umgeſtaltet. Nicht zufrieden damit, daß eine Königinn ſich in ihr feſteſtes Schloß flüchten mußte, um Ruhe zu finden, erzählt die Tradition, und der Kuſtode wiederholt es, Murray habe die Königinn im Schloſſe gefangen gehalten, weil er nach dem Leben des Kindes getrachtet, und der neugeborene Prinz ſei den verrätheriſchen Planen Murrays nur dadurch entzogen worden, daß man ihn aus dem Schlafgemach der Königinn, in einem Korbe auf die Straße herabgelaſſen habe, wo er von treuen Händen empfangen, und in Sicherheit gebracht worden ſei. Das Alles iſt falſch, und auch hier nur wieder authentiſch, daß Jakob in dieſen Gemächern geboren worden. Es iſt ein großes Zimmer mit einem, nach den Salisbury-Crags hinausgehenden Erker, daneben ein ganz kleines kaum ſechs Schritte langes und eben ſo breites Stübchen. Dies iſt der Platz, in dem Maria's Bett geſtanden. Der Alkoven hat nur eine ſchmale Thüre nach dem großen Zimmer, ihr gegenüber den Kamin. Die dritte Wand nimmt das Fenſter ein, und an der Stelle des Bettes hat man jetzt das ſchottiſche Wappen gemalt, mit ſeinen beiden Deviſen: Nemo me impune lacesset — und:

in Defence. Darunter ſteht ein Gebet in altem Engliſch, das die Königinn nach der Geburt ihres Kindes gemacht hat. Es lautet:

Lord Jesu Chryst that Crownit was with Thornise
Preserve the Birth, quhais Bodgie heir is borne.
And send Hir Sonee Successione to Reinge still
Long in this Realme — if that it be Thy will.
Als Grant o Lord quhat ever of Hir proseed
Be to thy Glorie, Honer and Prais — sobied*)

Im Vorzimmer hängt das ſchon erwähnte Bild der Königinn, als Dauphine gemalt. Sie hat ein eng anliegendes, hoch zum Halſe hinaufgehendes Kleid von ſchwarzem Sammet mit einer Verbrämung von Hermelin um Hals und Aermel; keinen ſteifen weißen Kragen, dagegen ein breites, den Hals wie eine feſte Kravatte umſchließendes Halsband von Perlen und Edelſteinen. Das Haar iſt lockig von der freien Stirne zurückgeſchlagen, ein kleines Sammetkäppchen mit aufrechtſtehenden Federn, wie die Hochländer es noch tragen, bedeckt das Haupt. Es iſt ein reizendes Ge-

*) Herr Jeſus Chriſt, der du gekrönet wardſt mit Dornen
Beſchütze die Geburt deſſen, der hier geboren iſt.
Gieb ſeinen Söhnen die Nachfolge noch lange
Zu herrſchen in dieſem Königreiche — ſo es dein Wille iſt.
Und gewähre o Gott! daß Alles, was von ihm ausgeht,
Sei zu deinem Ruhme, deiner Ehre, deinem Preiſe —
Amen!

ſicht, voller Anmuth, Geiſt und Grazie, und es geht mir wie dem Volke, ich möchte an dieſes Bild glauben, weil es der Vorſtellung entſpricht, die ich mir von Maria Stuart gemacht habe.

Für uns Deutſche hat Schiller den typiſchen Begriff der Maria Stuart geſchaffen, ſo daß wir Mühe haben uns von dieſem los zu machen, ſelbſt da, wo die Geſchichte uns thatſächlich das Unrichtige jener Anſchauungsweiſe darſtellt. Maria Stuart iſt uns danach die ſchöne, liebeglühende Frau, die ſich und ihr Reich den Phantaſien ihres Herzens opfert, Rizzio erhört, Darnley ermorden läßt, den geliebten Mörder deſſelben heirathet — und im Grnnde doch nur eine elende Buhlerinn, der man ihren Leichtſinn verzeiht, weil ſie ſchön, weil die Freiheit des Thrones verlockend, und weil das Ganze mit dem Dufte des romantiſchen Katholicismus umhaucht iſt, der die Vergebung aller Sünden in ſich trägt und aller Gnaden Bronnen iſt. Hauptſächlich aber gewinnt uns in Schillers Drama, Eliſabeths Haß zur Liebe für Maria. Wir richten nicht, wo ſo furchtbares Gericht gehalten worden.

Indeß ließe ſich wohl eine ganz andere Tragödie aus dem Leben Maria's ſchaffen, eine Dichtung von viel tieferer Tragik, wenn man ſich

ſtreng an die Thatſachen hielte, die jetzt bekannt ſind, und die Bell, in ſeiner Biographie der Maria Stuart, mit allen hiſtoriſchen Quellenangaben zuſammengetragen hat. Danach ſinken die vorgeblichen Leidenſchaften für Rizzio und für Bothwell, ebenſo wie die Schuld an Darnleys Tode, in ein Nichts zuſammen. Dagegen entfaltet ſich unſerm Auge faſt makellos das tragiſche Geſchick eines jungen hochgebildeten Weibes, das berufen über ein rohes Volk zu herrſchen, hineingeſchleudert ward in die blutigſten Religions- und Parteikämpfe, und das dem Haſſe der Proteſtanten, der Herrſchſucht der Edelleute und der ländergierigen Politik des benachbarten Englandes zum blutigen Opfer fiel.

Ich breche den Brief hier ab, um Dir durch ihn meine Ankunft in Edinburg zu melden, nehme aber in der nächſten freien Stunde das Thema noch einmal auf. Oder beſſer, ich werde verſuchen, aus dem ziemlich ſtarken Bande »life of Mary Queen of Scots« die Hauptſachen zuſammenzuſtellen, wenn es in einigen Bogen geſchehen kann, und ſie Dir gelegentlich ſchicken. Es wird Dir, des bin ich gewiß, einen eben ſo rührenden und tragiſchen Eindruck machen als mir, die gar nicht von dem Buche fortkommen kann.

Vierundzwanzigste Sendung.

Den 5. August.

Bei den Erzählungen von Edinburgh Castle habe ich des Gemaches nicht erwähnt, in dem sich die Kronjuwelen von Schottland, die Regalia, befinden. Es ist ein rundes, fensterloses Gewölbe, in das wir mit Licht hineingeführt wurden, und in welchem wir auf einem, von Eisengittern umgebenen steinernen Tische, die sehr geschmackvollen Reichsinsignien vor uns sahen. Sie bestehen aus der Krone, dem Scepter, dem Schwerte von Schottland, und dem Scepter des Lordschatzmeisters, neben denen noch eine goldene Halskette Jakobs des Sechsten, mit einem prächtig in Diamanten gefaßten Zeichen des Hosenbandordens, ein anderer Orden, in dem ein Portrait der Königinn Anna

von Dänemark verborgen, und der Krönungsring Karls des Ersten aufbewahrt werden. Die Krone mit ihrem Gefunkel von farbigen Steinen und Diamanten, zwischen denen große, einzelne Perlen mit mattem Glanze hervorsahen, ist wirklich schön, und in dem dunkeln Raume hatte das Leuchten der Juwelen etwas mährchenhaft Anmuthendes.

An die Erhaltung und Aufbewahrung dieser Reichskleinodien knüpft sich, wie fast an jedes Ereigniß der schottischen Geschichte, eine romantische Episode; und mag nun aus meiner Zeit und diesem Briefe werden was da will, magst Du die Erzählung überschlagen, wenn Dir das Ereigniß bekannt ist, ich kann es mir nicht versagen Dir davon zu sprechen, weil das historisch Anekdotische der Vorzeit mich hier so lebhaft ergreift, daß es fast mein Interesse an den vorliegenden Ereignissen des Tages zu verschlingen droht.

Schon zu Karls des Ersten Zeiten, der die schottischen Reichsinsignien nach London gesendet haben wollte, um sich dort mit denselben zum König von Schottland krönen zu lassen, wurde die Auslieferung dieser Regalia verweigert, und der König mußte nach Edinburg gehen, um die Krönung vollziehen zu lassen. Nach dem Regierungsantritte des zweiten Karl, und nach seiner

Krönung, war der Zuſtand des Reiches ſo unſicher, daß bei dem raſchen Anrücken der engliſchen Armee das Parlament von Schottland es für nöthig erachtete, die Kronjuwelen in das feſte Schloß von Dunnotar zu flüchten, deſſen Vertheidigung einem erfahrenen Offizier, Georg Ogilvy von Barras, anvertraut wurde. Indeß bald drangen die Engländer auch bis Dunnotar vor, und da keine Hilfe für den hart bedrängten Ogilvy von Karl dem Zweiten geſchickt werden konnte, ſtand es zu befürchten, daß die Kleinodien in die Hand des Feindes fallen würden, als weiblicher Muth ein Rettungsmittel erſann. Durch die Hilfe einer verwittweten Gräfinn Mareſchal ſetzte ſich Chriſtiane Fletcher, die Gattinn des Predigers James Granger aus Kinneff, mit der Gemahlinn Ogilvy's in Verbindung, und erhielt von dem engliſchen Generale die Erlaubniß, Lady Ogilvy in der belagerten Veſte zu beſuchen. Bei ihrer Rückkehr aus derſelben unternahm ſie es, die Krone in ihren Kleidern verborgen, mit ſich fortzutragen, obſchon ſie zu Fuß durch das feindliche Lager gehen mußte, an deſſen Ausgang der engliſche General ihr ſelbſt auf ihr Pferd half, welches dort zurückgeblieben war, weil Dunnotar nicht zu Pferde beſtiegen werden konnte. Ihre Magd, die ihr

ebenfalls zu Fuß folgte, trug in Flachsbündeln versteckt, das Schwert und den Scepter. Herrinn und Magd gelangten aber unentdeckt nach Kinneff. Hier vergrub der Geistliche in einer Nacht mit eignen Händen die Krone vor der Kanzel, und Schwert und Scepter an zwei anderen Stellen der Kirche, worüber er für seinen Todesfall einen Schein ausstellte, der der Gräfinn Mareschal ausgehändigt ward. Zwei Monate später mußte sich Dumotar Castle durch Kapitulation dem republikanischen General Dean übergeben, der mit äußerster Strenge gegen Ogilvy und seine Gattinn verfuhr, um von ihnen den Nachweis über die Regalia zu erhalten. Aber Lady Ogilvy starb, von einem Gefängniß in das andere geschleppt, ohne das Geheimniß zu verrathen; und die Tradition sagt, daß sowohl ihr Gatte, als Granger und seine Frau, selbst durch die Tortur nicht zum Geständniß und zur Auslieferung der Kleinodien bewogen werden konnten.

Nach der Restauration lohnten Ehren und Würden die Treue dieser königlichen Anhänger, und die geretteten Reichsinsignien wurden der Verehrung des Volkes ausgestellt, bis sich zur Zeit der Union das Gerücht verbreitete, man wolle dieselben nach London nehmen, als ein Zei-

chen, daß die Selbstständigkeit Schottlands aufgehört habe. Das erregte die leidenschaftlichste Aufregung namentlich in den untern Volksklassen. Es mußte daher in dem Unionsvertrage eigens festgesetzt werden, daß die Regalia fortdauernd in Schottland bleiben sollten. Obschon die englische Regierung dagegen Nichts einzuwenden haben konnte, fand man es doch nicht rathsam, das Volk, welches noch für die Selbstständigkeit des Landes und für die verbannte Herrscherfamilie enthusiasmirt war, durch die Ausstellung der Reichsinsignien fortwährend an seine Selbstständigkeit und an die Stuarts zu erinnern. Man ließ also in Gegenwart einer geeigneten Commission die Juwelen, mit allen nur erforderlichen Garantien und Dokumenten, im Jahre 1707 in einen sichern Kasten verwahren und in dem Kronraume verschließen, der fortan dem Publikum nicht mehr geöffnet ward.

Dadurch gewann die Behauptung, daß man die Regalia dennoch heimlich nach London gebracht habe, Glauben im Volke; und gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts nahmen selbst Historiker an, daß man sie im Tower aufbewahrt halte. Als dann im Jahre 1794 auf ausdrücklichen Befehl des Königs, das Kronzimmer in Edinburg

geöffnet wurde, weil man in demſelben Dokumente zu finden hoffte, deren man bedurfte, waren dieſe Dokumente dort nicht mehr vorhanden. Nur der Kaſten ſtand in dem Gemache, der die Kronjuwelen verſchloß, aber auch die Schlüſſel zu dieſem Kaſten waren nicht zu finden, ſo daß neue Bewegung ſich der Gemüther bemächtigte und die alten Gerüchte in doppelter Stärke auftauchten. Erſt 1817, als alle potitiſchen Gründe gegen das zur Schauſtellen der ſchottiſchen Reichsinſignien längſt zu exiſtiren aufgehört hatten, befahl der Prinz Regent, um allen geheimnißvollen Vermuthungen ein Ende zu machen, den Kaſten zu erbrechen, aus dem dann vollzählig und unverſehrt die Kleinodien zu Tage gefördert wurden, welche dort hundert und zehn Jahre verborgen gelegen hatten. Das Volk war wie in einem Freudenrauſche bei dieſer Nachricht, man hißte die königliche Flagge auf Edinburgh Caſtle auf, und die ganze Stadt beging den Tag wie ein Feſt mit jubelndem Gepränge. Seit dem iſt der Kronraum dem Publikum wieder beſtändig zugänglich geblieben, und die uns begleitenden jungen Schotten erzählten uns mit Stolz von der Aufopferung, welcher dieſe Juwelen ihre Rettung verdankten.

Nach jenem Beſuche in Edinburgh Caſtle ſind

wir nun auch in dem Parlamentshauſe geweſen. Es iſt ein ſehr bedeutendes dreiflügliges Gebäude, das mit den beiden Seitenflügeln den Raum umſchließt, auf dem die alte St. Gileskirche ſteht, die Kathedrale von Edinburg. Vor dieſer Kirche befand ſich früher ein Kreuz, the City Crosse oder auch the cross of Midlothian genannt, und hier war der Sammelplatz für alle politiſchen Vorgänge, hier ſind alle Revolutionen und Emeuten, hier alle großen Ereigniſſe der Reformation zum Austrag gekommen.

Der Saal der Gemeinen im frühern ſchottiſchen Parlamentshauſe hat eine ſehr merkwürdige Decke. Sie beſteht aus Eichenbalken, die, wie die Rippen eines Bootes geformt und wunderlich in einander verſchlungen, mit den freien Enden in die Halle hinabhängen. Da, wo die Balken einander kreuzen, und an ihren Ausläufen, haben ſie vorgoldete Knöpfe. In dieſer Halle ſtehen zwei nicht ſchlechte Standbilder von dem erſten Lord Melvill und von einem ausgezeichneten Advokaten Lord Präſident Blair. Da das Parlamentshaus jetzt als Lokal für die verſchiedenen Gerichtshöfe benutzt wird, deren Säle und Räumlichkeiten alle in die große Halle münden, ging es darin lebhaft und heiter her, wie auf einer Promenade. Ueberall

saßen auf den, sich an den Wänden hinziehenden Bänken, Advokaten in ihrer schwarzen Amtstracht mit ihren steifen Lockenperücken, während Andere mit ihren Clienten auf und nieder wanderten. Leute kamen und gingen, und das Ganze hatte den Anstrich freiester Oeffentlichkeit. Man mußte an die alten Basiliken und das Forum denken, denn offenbar war hier ein Rendezvous für Geschäfte und ein Ort, an dem eine Menge Angelegenheiten verschiedenster Art in bequemer Weise abgehandelt wurden.

An das Parlamentshaus stößt, durch Gänge mit demselben verbunden, die Bibliothek der Advokaten, welche die bedeutendste Büchersammlung Schottlands enthält. Sie genießt mit vier andern Bibliotheken Großbritanniens das Vorrecht, daß ihr ein Exemplar von jedem innerhalb des Reiches erscheinenden Buche geliefert werden muß. Dafür wird sie auch mit großer Liberalität verwaltet. Jedem Fremden ist ohne weitere Empfehlung der Eintritt und die Benutzung der Bücher innerhalb der Bibliothek gestattet; jedes Mitglied der Advokatur kann fünfundzwanzig Bücher auf einmal fordern und an alle ihm beliebige Personen verborgen.

Neben einer ausgezeichnet vollständigen Samm-

lung der ſchottiſchen Poeten, ſoll auch die Manuſcriptenſammlung ſehr bedeutend ſein. Wir ſahen im Leſezimmer das Original der Confession of faith aus dem Jahre 1580, unterſchrieben von Jakob dem Sechsten von Schottland, dem Erſten von England am 28. Januar. Deputirte aller Städte haben den Akt unterzeichnet, in Roſetten mit den Städtenamen, die das Document wie Vignetten einrahmen. Darunter hängt, ebenfalls unter Glas, wie die Confession of faith, die Gegenzeichnung der Covenanters vom ſelben Datum. Es ſind große Blutflecke darauf, weil viele mit ihrem Blute geſchrieben haben. Robert Chambers in den traditions of Edinburgh erzählt, daß der Covenant auf dem Greyfriars Kirchhofe unterſchrieben wurde. Das Dokument wurde nach einer Predigt in der Kirche ausgelegt, und von der ganzen Congregation unterzeichnet, danach auf den Kirchhof hinausgereicht, wo das herandrängende Volk, ſo weit ſich Raum dazu fand, unter Gebeten und Thränen, in wilden Extaſen ſeine Namen darunter ſetzte.

Ich habe mich alle die Tage gefragt, worin der Zauber beruht, den grade die ſchottiſche Geſchichte auf die Phantaſie ausübt, und glaube, er liegt in dem Zuſammenſtoß zweier Welten und den daraus

entstehenden Conflicten. Denn während im ganzen übrigen Europa schon die, jede Persönlichkeit nivellirende Kabinetspolitik ihr Wesen trieb, trat, trotz der beginnenden Herrschaft derselben auch in Schottland, hier doch noch beständig die Selbstherrlichkeit des Einzelnen und des Feudaladels bald hindernd, bald fördernd hervor, und die alte Zeit schwand nicht in erbleichender Kraftlosigkeit dahin, sondern ging in großen Partei- und Religionskämpfen unter, die von beiden Seiten mit einem erhabenen Fanatismus geführt wurden. Mag die Vernunft auch ihr höchstes Ziel in der Mäßigung erblicken, der warme, sympathische Pulsschlag des Herzens wendet sich der gewaltigen Leidenschaft zu, in der alle Fähigkeiten unserer Natur in ihrer höchsten Entfaltung und Vereinigung einem und demselben Ziele entgegenstreben. Solche begeisterte Leidenschaft aber, die im Streben und Kämpfen eine Ruhe erzeugt, wie die antiken Gladiatorenstatuen sie haben, tritt uns in der schottischen Geschichte überall entgegen. Es hat Etwas Schmerzliches, wenn man es empfindet, daß die englische, die schottische, die französische Geschichte und Vorzeit, uns viel anziehender sind, als die deutsche. Aber aus dem französischen, englischen und schottischen Mittelalter ist Etwas geworden. Die

Kämpfe des Feudaladels haben die abſoluten Monarchien gebrochen, aus zerſplitterten Baronien und Herzogthümern ſind große, einige Nationen mit freien Verfaſſungen entſtanden — und aus Deutſchland iſt noch Nichts geworden. Es iſt nach wie vor ein wüſtes Durcheinanderſtreiten der Volks- und Fürſtenſtämme, die immer noch im Vaterlande das Vaterland ſuchen, und unter fremden Völkern immer noch keine nationale Anerkennung und Vertretung gefunden haben. Es iſt eine Schmach, daß ſelbſt das Jahr 1848 nicht ſo viel Gemeingefühl entwickelte ein Nationallied zu erzeugen, und daß man als ſolches noch immer das jämmerliche: »Was iſt des Deutſchen Vaterland?« geſungen hat. Wir ſuchen das Pferd auf dem wir reiten, und ſehen den Wald vor Bäumen nicht. — Dazu kommt nun, um zu dem Ausgangspunkte dieſer Reflexion zurückzukehren, daß das deutſche und vornehmlich das märkiſche Mittelalter ſchwerfällig und poeſielos iſt. Selbſt Wilibald Alexis's meiſterhafte Romane vermögen nicht, es uns eigentlich lieb oder poetiſch zu machen. All die Joachims und Albrechts ſind ſchwunglos, wenn ſie in ihrem gelben, märkiſchen Sande zwiſchen den dürren Kiefern umherreiten zu Raufereien, an deren Partikularismus man nicht Theil zu nehmen vermag. Es wächſt eben wenig Poeſie

im märkiſchen Boden, und ein Quitzow wird nie ein Montroſe, ein Bredow nie ein Douglas, ſo wenig die Spree zum Meere wird. Aber zurück aus der Mark nach Edinburg!

An der Bibliothek der Advokaten zu Edinburg iſt man ſtets bemüht geweſen, bedeutende Gelehrte als Bibliothekare anzuſtellen. David Hume bekleidete einſt den Poſten mit einem Gehalte von vier Hundert Pfund. Jetzt hat ein junger Mann, ein Mr. Halkett, dieſe Stelle inne. Er mag wenig über dreißig Jahre alt ſein, und ſoll außer den alten Sprachen ſechszehn lebende Sprachen mit gleicher Vollkommenheit beſitzen. Des Deutſchen iſt er, wie ich in der Unterhaltung zu ſehen Gelegenheit hatte, in hohem Grade mächtig; und dieſe bedeutende Bildung, all dieſe Gelehrſamkeit, dankt er zum größten Theile dem Selbſtunterricht, da er urſprünglich Schneider war, und erſt ſpät zu der Freiheit gelangt iſt, den Wiſſenſchaften leben zu können.

Unter dem Parlamentshauſe befindet ſich in den Kellergewölben die Zelle, in welcher die zum Tode Verdammten die letzte Nacht ihres Lebens zubringen. Sie gehen danach zwiſchen Wänden und Mauren einen ſteilen beſchwerlichen Weg bis zur Highſtreet hinauf, wo zwiſchen zwei Laternen-

pfosten das Schaffot errichtet, und die Todesstrafe mitten in der Hauptstraße vorgenommen wird. In der nächsten Woche wird die Execution an einem Manne verrichtet werden, der seine beiden Frauen ermordet hat. Daß Todesstrafen in einem Staate wie England noch möglich sind, muß um so unerklärlicher scheinen, als in neuerer Zeit alte erfahrene Gefängnißinspectoren behaupten, daß Mörder selten länger als zehn Jahre den begangenen Mord in strengem Gefängniß überleben, sondern meist früher den Qualen der Erinnerung erliegen. Hält man also den Menschen, der einen Mord begangen hat, der Besserung für unfähig, was gewiß nicht der Fall ist, meint man ihn für immer von der übrigen menschlichen Gesellschaft, von Thätigkeit, vom Leben mit einem Worte, abtrennen zu müssen, weshalb soll dann die Haft nicht ausreichen? weshalb einen Mord mit einem Morde sühnen? und Zahn um Zahn, Auge um Auge strafen, wie der alte grausame und unmenschliche Gott der Juden?

Auf dem Rückwege sah ich in den, von den arbeitenden Klassen bewohnten Stadttheilen viele Frauen bei der Arbeit aus kurzen Kalkpfeifen Taback rauchen. Später begegneten wir zahlreichen Frauen aus Newhaven, die sich durch ihre Klei-

dung kenntlich machten und ohne Ausnahme Fisch-verkäuferinnen waren. Newhaven, eine in früher Zeit gegründete, am Meere gelegene dänische Kolonie, ist durch das Wachsthum von Edinburg fast mit der Stadt zusammengeschmolzen. Dennoch haben ihre Bewohner sich von den Schotten gesondert erhalten. Sie heirathen nur unter einander und haben ihre Gebräuche und Sitten, wie ihre heimische Tracht zu wahren gewußt. Die Frauen sind groß, kräftig, und oft sehr schön durch den Adel der Kopfbildung und des Profils. Ihre Kleidung ist in dieser Jahreszeit zum Erschrecken warm, mag ihnen aber im Winter um so besser zu Statten kommen. Über einem dunkelblauen, kurzen Friesrock, tragen sie zwei andre Röcke von weiß und gelb gestreiftem Flanell. Ein hoch hinaufgehendes, faltenreiches Hemd mit weiten langen Ärmeln, und große weiße Tücher bedecken, hinten zugeknüpft, den meist üppigen Oberkörper. Über das Alles hängt dann, mit einem Knopfe am Halse befestigt, los wie ein Husarendollman, noch ein eigentlicher Sackpaletot von blauem Fries herab. Den Kopf hüllt eine lose weiße Haube ein. Bisweilen hatten sie den Paletot abgenommen, und einen der weiß und gelben Flanellröcke kapuzzenartig über die Haube gezogen — bisweilen

auch einen großen Strohhut über die Haube geſetzt. Es iſt eine maſſenhafte ſchwere Kleidung, und es gehören große ſtarke Geſtalten dazu, damit die kompakten, dicken Stoffe und Falten nicht plump und häßlich erſcheinen.

Am zweiten Auguſt war Abends ein »promenade meeting« der Naturforſcher in der Muſikhalle, das auch einen entſchiedenen Beweis gegen die ſogenannte Ungeſelligkeit und Schwerfälligkeit der Engländer bieten konnte. In der großen und prächtig erleuchteten Halle, deren Nebenſäle geöffnet waren, ging man umher, Männer und Frauen, Converſation machend, während ab und zu auf der Orgel Choralmuſik geſpielt wurde, um die man ſich jedoch nicht ſonderlich bekümmerte. Ein langes Büffet trug Erfriſchungen: Thee, Kuchen, Eis und Obſt, das hier eben ſo vortrefflich iſt als in London. Die Damen waren Theils in eleganter Straßenkleidung mit Hüthen, Theils in Geſellſchaftstoilette, aber im Ganzen weniger geſchmackvoll gekleidet, als in der Hauptſtadt. Man wanderte von acht bis halb eilf Uhr umher, und das Ganze rief uns die Chriſtnacht in den römiſchen Kirchen, namentlich in San Luigi Francese

in's Gedächtniß, in der man auch bei Lichtergeflimmer, Fackelglanz und Musik, so unter den großen Hallen umherwanderte.

Man machte mich mit vielen der anwesenden Gelehrten bekannt, denn wie in England herrscht auch hier eine große Zuvorkommenheit für den Fremden. Ich sprach Dr. Simson, der das Chloroform zuerst benutzt, einen untersetzten Mann mit schwarzem Haar und klugen, schwarzen Augen; einen Dr. Keith (aus des preußischen Feldmarschalls Familie), der vier mal im Orient gewesen ist, und ein Werk über die Propheten geschrieben hat. Er trägt sich altersgebückt, hat langes braun und graugemischtes Haar und ein scharf markirtes Gesicht mit sehr schwärmerischem Ausdruck; und sah noch viele Andere.

Gegen eilf Uhr fuhr unsere Hausgenossenschaft nach Dean Terrace zurück. So heißt die Straße, in der Mr. Chambers lebt. Ich sage ausdrücklich Hausgenossenschaft, denn außer mir waren noch die übrigen Gäste der Familie mit zu dem Meeting gegangen. Es sind Mr. Robert Hunt, einer der Vorsteher des geologischen Museums in Jermyn Street in London; Mr. Peach, ein Zollbeamter aus Cornwall, der ein gelehrter

Kenner der Zoophyten iſt, und ein Signor Parlatore, Profeſſor der Botanik aus Florenz.

Alle dieſe Perſonen leben mit bequemſter Freiheit in dem gaſtlichen Hauſe. Man ſieht ſich nur bei und kurz vor oder nach den Mahlzeiten, wenn man nicht für irgend eine beſtimmte Verabredung zuſammenkommt; und es fällt den Wirthen nicht ein, ihren Gäſten den leiſeſten Zwang aufzuerlegen. Will man in andern Familien ſeine Stunden zubringen, andere Einladungen annehmen, ſo findet Niemand darin eine Rückſichtsloſigkeit, während die Rückſicht für die erwarteten Gäſte ſo groß war, daß man die jüngſten Kinder des Hauſes mit der Gouvernante in das nahe gelegene Seebad Portobello geſendet hat, um mehr Raum und mehr Ruhe im Hauſe zu gewinnen. Und dabei geht das ganze Hausweſen ſo ſanft und ſtill, wie eine gut regulirte unfehlbare Uhr. Nur der italieniſche Profeſſor droht uns Alle einmal aus dieſer Ruhe heraus, und mit knallendem Brillantfeuer in die Luft zu ſprengen. Trotz all ſeiner Gelehrſamkeit, und er ſoll eben ſo gelehrt ſein, als er ſonſt liebenswürdig iſt, vergißt er die Gasröhre in ſeinem Schlafzimmer zuzudrehen, und bläßt ſie ruhig aus. Bis jetzt ſind wir noch mit dem abſcheulichen Geruch davonge-

kommen, der dann am Morgen das Haus erfüllte; sollte er aber einmal Nachts Feuer anzünden in seiner Stube, so könnte das Haus wirklich auffliegen, wie es im vorigen Jahre hier mit einem stattlichen Gebäude geschehen ist.

Diese Gefahr ist die Schattenseite der sonst so zweckmäßigen Zimmerbeleuchtung durch Gas, welche man hier sehr geschickt anzuwenden weiß. Nicht nur, daß das Gas in die schöngeformten Kronleuchter und Quinquet geleitet wird, man läßt es auch durch Kautschukröhren, die mit einer der Tapete anpassenden Seide bezogen sind, in tragbare Lampen strömen, welche man von dem Mitteltisch bis in die entfernteste Zimmerecke mit sich nehmen kann. Die Kautschukröhre wird nach der Größe der Stube eingerichtet, und steht die Lampe mitten in dem Gemache, so liegt die, mit Seide besponnene Röhre, in Kreisen sich ringelnd, daneben auf dem Tische. Ich habe die Vorrichtung schon in mehreren Bibliothekzimmern gesehen, die hier so wenig als in England irgend einem wohleingerichteten Hause fehlen.

Die Summen, welche man in England und Schottland für Bücher und wissenschaftliche Zwecke aufwendet, stehen, selbst im Verhältniß des Reichthums der beiden Länder, außer allem Vergleiche

zu Deutſchland. Es iſt das ein charakteriſtiſches Element für die Bildung der beiden Nationen. Eine deutſche Familie, die kein Bedenken hat, für das Conzert einer Sängerinn, für das Debüt einer Tänzerinn ein Paar Friedrichsd'ors auszugeben, bekennt es offen, daß ſie ſich nicht erlaubt ein Viertel der Summe an den Ankauf eines Buches zu wenden, von dem man unendlich längern Genuß haben würde, als von der kaum in der Erinnerung feſtzuhaltenden Kunſtleiſtung einer Sängerinn oder Tänzerinn. Geborgter Kleidungsſtücke, geborgter Meubles ſchämt man ſich, auch wenn ſie nur einem momentanen Bedürfniſſe dienen. Man borgt nicht leicht ein Armband, einen Shawl von einer Freundinn; man würde Ekel haben, von einem Fremden lange benutzte Dinge zu berühren — aber Bücher zu borgen von wem es ſei, oder die beſchmutzten, nach Taback riechenden, vielfach befleckten Exemplare der Leihbibliotheken zu miethen, hat Niemand Ekel und ſchämt ſich Niemand. Und doch haben dieſe Bücher oft auf anſteckenden Krankenbetten gelegen, und ſich wer weiß wo, umhergetrieben. Das geht in Deutſchland ſo weit, daß die Prinzeſſinnen des preußiſchen Hofes ihre Geiſtesnahrung zum Theile aus Leihbibliotheken beziehen, von wo ſie auf den Namen

der Hofdamen geholt wird. In England würde solche Sparsamkeit dem Publikum unglaublich scheinen. — Man liebt es hier seinen Reichthum zu zeigen, aber man strebt auch, ihn in würdiger Weise darzuthun, und durch den Besitz von Kunstwerken, von Bibliotheken zu beweisen, daß man einen edeln Gebrauch von seinem Vermögen zu machen wisse. Nirgend mehr als in England ist mir der Reichthum wie ein Mittel zum Zweck erschienen, und das söhnt mit der Anhäufung von Capitalien aus.

Wer reich ist, wer Muße hat, wendet sich hier von dem Erwerb gar häufig den Wissenschaften zu. Alte Bankiers in London besuchen die Vorlesungen auf der London University; man setzt sich nach dem Erwerb eines Vermögens zur Ruhe, um sich selbst bildend, der Allgemeinheit zu nützen. In Deutschland habe ich das nur an dem Bankier Joseph Mendelson in Berlin gesehen, der sich Zeit und Freiheit für wissenschaftliche Bestrebungen schaffte; und ein Werk wie die Geschichte Griechenlands von dem Bankier Georg Grote, die für die gelehrteste und vollendeteste Arbeit über den Gegenstand gilt, hat noch kein Deutscher geliefert, der nicht von der Wissenschaft Profession machte.

So viel wir uns mit unsrer deutschen Ge-

lehrſamkeit rühmen, ſo iſt ſie bei uns doch meiſt nur der Beſitz der Gelehrten, ein Kapital, das ſie für ſich erweitern, und von deſſen Zinſen das Volk nur ſpät und ſpärlichen Gewinn hat. In England iſt die Wiſſenſchaft dem Wohlhabenden bereits, was ſie den Alten war, Muße — Erholung — Genuß — und als Genuß Lebenszweck. Damit iſt viel gewonnen, denn nur auf dieſem Wege kann und wird ſie in die arbeitenden Klaſſen übergehen, wie alle verfeinerten Lebensgenüſſe aus dem Bereich der Begüterten, ſich als Lebensnothwendigkeit dem Armen mittheilen. Der Teppich, den einſt nur der Luxus des Reichen erforderte, fehlt in England jetzt nicht mehr an dem Kamine ſeines Dieners und in der Hütte des Armen. Was erſt in den lebendigen Strom des Lebens aufgenommen wird, überfluthet und befruchtet die ganze Welt, und es liegt ein großer Gewinn darin, daß Lord Roſs und ſeine Frau ausgezeichnete Aſtronomen ſind, daß heute der junge Herzog von Argyle über verſteinerte Blumen und Pflanzen leſen wird, die er in den Felſen von Staffa gefunden hat.

Jedenfalls aber iſt das Intereſſe an den Naturwiſſenſchaften hier ſchon allgemeiner als bei uns, und man ſtrebt auf jede Weiſe, es immer

weiter zu verbreiten. Die Art, in der die Gelehrten die Naturwiſſenſchaften behandeln, die Weiſe, in der die engliſchen Buchhändler dieſe Werke ausſtatten, ſind dazu geeignet, ſie dem Publikum näher zu bringen. Da liegen z. B. von Robert Hunt, unſerm Hausgenoſſen, zwei naturhiſtoriſche Bände vor mir, die Poetry of science, die ſo ſchwungvoll und poetiſch dargeſtellt ſind, wie nur Burdach, Karl Voigt, Schleiden und der Verfaſſer der Nanna es bis jetzt in Deutſchland geleiſtet haben. Und dieſe Werke werden in England elegant wie Almanachs ausgeſtattet, als die anmuthigſten Feſtgeſchenke betrachtet. So iſt auch ein Buch über Seeſterne von Edward Forbes, der ſelbſt vortrefflich zeichnet, geſchmackvoll illuſtrirt. Gleich die Titelvignette zeigt einen Seekönig und eine Meerfrau, die in einem Netze einen Stern auffangen, welcher vom Himmel in das Meer herabſinkt.

Wer es irgend kann, ſchafft ſich ſolche Werke und ein Mikroſkop, oder mindeſtens eine Lupe an, und nicht alle Menſchen werden hier reich geboren. Mr. Peach zeigte mir geſtern ein Werk über Zoophyten, das er ſich in früherer Zeit ganz abgeſchrieben und alle Zeichnungen mühſam mit der Feder kopirt hatte, weil er zu arm war, es

zu kaufen. Noch heute, wo er in der Wiſſenſchaft ſich einen Namen gemacht, bekleidet er einen geringen Poſten im Zollamt eines kleinen Hafenſtädtchens; aber es iſt ſchön zu ſehen, wie die Reichſten und Vornehmſten der Verſammlung ihn zu ehren, ihn zu fördern und ihm in irgend einer Weiſe hilfreich zu ſein, beſtrebt ſind. Er iſt freilich auch eine ſehr liebenswürdige Natur, die mich vielfach an Profeſſor von Bohlen gemahnt, durch die liebevolle Heiterkeit ſeines Weſens, durch die Freudigkeit, mit der er es als ein Glück erkennt, daß er ſich trotz ſeiner Armuth die Schätze des Wiſſens zu eigen machen konnte; und endlich durch jene naive Gemüthlichkeit, die man oft bei den Gelehrten findet, welche aus den primitiven Volksſchichten geboren, Urſprünglichkeit des Gefühls mit der Erkenntniß der Wiſſenſchaften vereinen.

Auch Mr. Robert Hunt war ein armer Apothekerlehrling in London, und die beiden Brüder Robert und Wilhelm Chambers verdanken ihre Bildung, wie ihren Reichthum nur ſich ſelbſt. Mr. Robert Chambers iſt in jedem Betrachte ein bedeutender Menſch, an deſſen Bildung die Einfachheit, an deſſen Verſtand die ſchlichte Klarheit unſchätzbar iſt. Bei einem tiefen, poetiſchen Empfinden iſt ſein Urtheil immer grade und beſtimmt,

so daß man fühlt, er sei verläßlich durch
durch.

Die beiden Brüder Chambers haben d
angefangen, kleine, fremde Drucksachen, Pamp
und Lieder in den Straßen zu verkaufen. Sp
begannen sie selbst dergleichen zu dichten, und
junge Robert fühlte sich schon damals in se
Gerechtigkeitssinne davon gekränkt, daß das
hältniß des Dichters zum Verleger ein ungere
sei. Es wollte ihm nicht in den Kopf, daß
Letztere mehr Gewinn durch den Verkauf
Gedichtes haben solle, als der Verfasser dess
durch seine Arbeit. Von dem ersten erspa
Gelde schafften daher die Brüder eine kleine H
presse an, mit der sie ihre Schriften selb
drucken unternahmen. Alles, was sie schri
war für das Volk berechnet, und schlug im
an. Ihre Einkünfte nahmen zu, sie gewa
die Mittel, sich eine größere Ausbildung zu
schaffen; und mit ihren wachsenden Kenntn
mit ihrer erweiterten literarischen Wirksam
wuchs gleichmäßig der Umfang ihrer Drucke
und ihr Geschäftsbetrieb. Jetzt sind sie r
Leute, aber dem Grundsatz getreu, daß der
leger dem Schriftsteller untergeordnet sein, daß
Schriftsteller den Hauptgewinn von der Arbeit

ben müſſe, haben ſie niemals einen fremden Verleger für ſich benutzt und ihre Druckereien bis auf ſieben Schnellpreſſen ausgedehnt, um ihren Unternehmungen zu genügen.

Da ſie aus den arbeitenden Ständen hervorgegangen ſind, iſt Volksbildung ihr Ziel und Streben geblieben, und man kann ſagen, daß ſie in Schottland nach allen Richtungen den weſentlichſten Einfluß auf dieſelbe üben. Die beſten Schulbücher, die beſten und billigſten Ausgaben der lateiniſchen Autoren, Auszüge aus den engliſchen Klaſſikern, und Ueberſetzungen und Chreſtomathien aus den fremden Poeten, ſind aus ihren Offizinen hervorgegangen. Im Durchblättern eines Bandes der Chreſtomathie aus fremden Literaturen, fand ich eine komiſche Auffaſſung von Wallenſteins Traum. Man hat die Stelle nach Coleridge's Ueberſetzung von da abgedruckt, wo Wallenſtein über ſeine Anſicht von dem Einfluß der Geſtirne auf das Leben ſpricht, und es unter der Ueberſchrift: »Love and Superstition« gegeben.

Neben dieſen literariſchen Erzeugniſſen haben Chambers's einen für das Volk bearbeiteten Euklid erſcheinen laſſen und ähnliche Dinge mehr. Zugleich publiziren ſie eine Wochenſchrift: »Chambers's Edingburgh Journal«, das die Brüder auch

jetzt noch faſt allein ſchreiben. Für ein andres Volksblatt (»for the people« iſt der Titel, wenn ich nicht irre) haben ſie viele Mitarbeiter. Schottiſche Balladen mit beigefügter Muſik, Volkspoeſien, Mährchen und Kinderſchriften, von denen kleine, elegante und doch billige Ausgaben veranſtaltet werden, ſind auch Gegenſtände des Verlages der Brüder Chambers und ihrer größten Beachtung. Alle dieſe Werke, für die Volksbildung eigens berechnet, ſind ſtreng deiſtiſch und monarchiſch, wie die Brüder ſelbſt. Robert Chambers hat dabei eine Menge größerer ſelbſtſtändiger Arbeiten herausgegeben, und erſt neuerdings Select Writings of Robert Chambers, von denen ich nur die History of the Rebellion of 1745—46 durchblättert habe, die ſehr gut geſchrieben iſt. Es iſt ein durchaus bedeutender und mir höchſt merkwürdiger Mann.

Den dritten Auguſt war ich Morgens mit Mr. Hunt und den Töchtern von Mr. Chambers in den Druckereien ihres Vaters, die in Highſtreet auf dem Wege nach Holyrood gelegen ſind. Sie enthalten, wie ſchon geſagt, ſieben Dampf-Schnellpreſſen, die alle im Gange waren. Drei derſelben liefern den Bogen auf beiden Seiten gedruckt, zwei druckten in gleicher Weiſe Stereotypen; die beiden Letzten waren nach Art der alten Handpreſſen ein-

gerichtet. Die Konstruktion der Maschinen ist wie die der Perrotinen in den Kattundruckereien. Knaben versehen den Dienst des Unterbringens und Wegziehens der Papiere; erwachsene Mädchen besorgen — da die meisten Bücher hier gebunden erscheinen — das Heften und Falzen, und werden auch mit dem Vergolden beschäftigt. Mit der Druckerei sind Holzschneidereien und eine lithographische Anstalt verbunden, welche die Bilder, Illustrationen u. s. w. liefern.

Die Leute arbeiteten durchweg in hellen, gesunden Räumen, so daß man recht mit Lust der Arbeit zusehen konnte. Die Art, wie bei dem Druck der Stereotypen, die unvermeidliche Ungleichheit in der Länge der Lettern ausgeglichen wird, war mir neu. Sobald eine Letter nur um eines Haares Breite mehr hervorsteht, als die andere, wird der Druck buntscheckig, ein Buchstabe dunkler als der andere. Dies zu vermeiden schneidet man in den Unterlagen des Druckpapiers die Stelle aus, in die eine zu lange Letter treffen muß, oder klebt ein Paar Blättchen unter, wo eine kurze Letter nicht scharf genug treffen würde. Man muß also unter dem Papiere die Ungleichheit der Lettern auszugleichen trachten; wie mühsam das aber ist, kannst Du denken. — Es werden

jährlich ungefähr zehn Millionen Bogen in der Druckerei von Chambers fertig, und ich hörte, daß sie eine jährliche Steuer von dreitausend Pfund, als Papiertare zu zahlen hätten. Die Druckerei steht unter der Aufsicht eines Disponenten, und die Besitzer beschäftigen sich fast ausschließlich mit ihren literarischen Arbeiten und Redaktionen.

Dabei, sagte mir Mr. Robert Chambers, habe er die Erfahrung gemacht, daß die Bücher und Volksschriften in Schottland und England in der Regel eine Volksklasse (oder soll man es Bildungsstufe nennen?) höher gelesen würden, als in der, für die zu wirken man sie bestimmte. Fast dasselbe gelte von Kinderschriften. Es folgt also aus dieser Bemerkung die Lehre, daß man in England wie bei uns, immer noch zu viel Abstraktes, zu viel Vorausgesetztes in dergleichen Arbeiten überträgt. Wer für das Volk und die Kindheit schreibt, muß Nichts voraussetzen, als gesunde Vernunft. So oft ich in Deutschland Volksschriften zu Gesichte bekam, überraschte es mich stets, wie viel Wissen und wie wenig Einsicht man dem Volke zutraut, während grade umgekehrt seine Einsicht durch das praktische Leben geschärft, sein Wissen aber gering ist. Den einfachsten Satz, die einfachste Folgerung, wie die Lehre von der Ge-

genseitigkeit der Verpflichtungen und dergleichen Dinge, die jeder Arbeiter täglich erlebt, und die nur der Müssige vergißt, deduzirt man dem Volke vor, als ob man es mit Blödsinnigen zu thun hätte, und stellt ihm vielleicht dicht daneben als Thatsache eine Behauptung der Mathematik hin, die man ohne Erklärung unmöglich verstehen, also auch vernünftiger Weise nicht annehmen kann. Es ist auch auf diesem Felde noch alle Arbeit zu thun.

Merkwürdig ist, was Mr. Chambers und die andern Männer mir über die auffallende Begabung und Liebe der Irländer für die Arithmetik sagten. Nicht nur, daß das Volk sie leicht erlernt, wenn man es dazu anhält, nein! sie ist Lieblingsbeschäftigung des Armen, wie in manchen Gegenden Deutschlands die Musik; und die wohlfeile Ausgabe des Euklid, die Chambers veranstaltet, ist hauptsächlich für Irland berechnet, findet dorthin ihren bedeutendsten Absatz, da Jeder, der ein Paar Pence erübrigen kann, sich das Buch, ebenso wie den Jahrskalender, anschafft und studirt. Die irländischen Handwerker und Bauern sind so anstellig für jede Art von Berechnung, daß die Wegebaubeamten häufig den ersten besten Landmann bei Vermessungen zu Hilfe nehmen, der dann mit geringer Anleitung und gegen geringen Lohn, Tag

über rechnen und vermeſſen hilft, was ihm eine Luſt iſt.

Als wir neulich Abends beiſammen ſaßen, erzählten die zum Hauſe gehörenden Männer, wie ſie oft im tiefen Norden von Schottland und in den entlegenſten Gegenden Irlands Bauermädchen gefunden hätten, die ihren Burns und Moore von einem Ende zum andern auswendig wußten, und in Byron und Scott wohl zu Hauſe waren. Die Liebe und das Gedächtniß beider Nationen für Poeſie muß wunderbar entwickelt ſein. Bauermädchen gehen meilenweit baarfuß in die nächſte Stadt, um ſich für einen Penny aus der Leihbibliothek ein Exemplar ihres Lieblingsdichters zu borgen, bis ſie es auswendig können. Alle ſagten, es ſei ihnen oft begegnet, ein hübſches Landmädchen mit einem bekannten Verſe zu begrüßen, und ſehr oft, faſt immer, ſei ihnen als Antwort die Fortſetzung geſagt worden.

Hier im Hauſe iſt ein Mädchen, mit dem man ſehr zufrieden und das ſehr lieblich iſt. Mary iſt eine Londonerinn, und hat, als Mrs. Ch. einmal in London als Gaſt in der Familie war, in der Mary damals diente, Mrs. Ch. ſo lange gebeten, ſie in das Geburtsland von Scott und Burns mitzunehmen, damit ſie doch einmal

die Gegenden sehen könnte, welche diese Dichter besungen hätten, daß Jene sich entschloß ihrem Wunsche zu willfahren und einen Versuch mit dem Mädchen zu machen, der vortrefflich ausgefallen ist. Nachdem das Mädchen Jahr und Tag seine Verpflichtungen zur größten Zufriedenheit erfüllt, hat es sich als Gunst einen mehrtägigen Urlaub erbeten, und ist auf eigene Kosten, mit Empfehlungen von Mr. Chambers, fortgereist, die noch lebende einzige Schwester von Burns zu besuchen, welche sich mit ihren zwei Töchtern an einem kleinen Orte aufhält. Nach abgelaufenem Urlaub ist Mary dann pünktlich heimgekehrt, sehr zufrieden mit dem ihr gewordenen Empfang, und verwaltet ihre Obliegenheiten nach wie vor mit der größten Treue. Sie bedient am Tische, hilft in den Fremdenzimmern, und nur ihr intelligentes, sanftes Gesicht verräth ihre geistige Begabung.

Das bringt mich auf die Lage der Dienstboten, die in England unvergleichlich besser ist, als in Deutschland. Von jener Manier, Alles vor ihnen zu verschließen, die so beleidigend ist, und so entsittlichend wirkt, weil sie die Unredlichkeit der Dienenden voraussetzt, findet man hier keine Spur. Lebensmittel und fast der ganze Besitz steht unverschlossen da, die Dienstboten theilen die Ver-

antwortlichkeit dafür, untereinander und mit der Hausfrau. Dadurch sind sie denn auch nicht, wie noch so oft in Deutschland, gedankenlose Maschinen, welche ewig und immer auf's Neue angetrieben und in Bewegung gesetzt werden müssen. Sie sind Gehilfen der Hausfrau, die ihr das Detail des Haushalts abnehmen; und während das den Dienenden Umsicht und Ueberlegung giebt, läßt es der Hausfrau die Möglichkeit sich mit andern Dingen zu beschäftigen. Im Ganzen sind, das geben selbst deutsche in England lebende Frauen zu, die englischen Dienstmädchen häuslicher als die deutschen. Außer dem wöchentlichen Gang zur Kirche, den sie sich häufig für den Sonntag Nachmittag ausbedingen, und der zwei Stunden dauert, verlassen sie das Haus fast gar nicht, wenn sie nicht Eltern oder nahe Verwandte in der Stadt haben, und der Besuch öffentlicher Vergnügungsorte, der in Berlin so gewöhnlich unter den Dienstmädchen ist, kommt hier nur als seltene Ausnahme vor.

Das Gehalt ist nach unsern Begriffen sehr groß. Ein Mädchen, das in einem kleinen Hause allein den ganzen Dienst verrichtet, bekommt bis vierzig Pfund des Jahres; und eine gute Köchinn, eine gute Kammerjungfer fünfzig Pfund und drüber. Natürlich gilt das von den Familien der

wohlhabenden Mittelſtände. Überall haben die Dienenden im Sousterrain neben der Küche und dem Wirthſchaftslokal, ihr wohlgeordnetes Zimmer, dem eine Fußdecke von Wachstuch, ein großer Eßtiſch, ein paar bequeme Stühle am ſtets brennenden Kamine ſelten fehlen; meiſt iſt auch die Küche ſelbſt ſo zierlich und behaglich, daß ſie an und für ſich ſchon einen angenehmen Aufenthaltsort bildet. Trotz dem iſt der Wechſel von Dienſtboten, wenn auch nicht ganz ſo häufig als bei uns, ſo doch nicht ſelten; und was man über das Verwachſen derſelben mit den Familien berichtet, gehört hier wie dort zu den Ausnahmen. Dennoch glaube ich, daß es öfters vorkommen kann und muß, als bei uns, eben weil das ganze Verhältniß menſchenwürdiger behandelt wird. Die Hauptſache iſt, daß man in England das Weib niemals in dem dienenden Mädchen vergißt, während man die ganze Klaſſe in Deutſchland, ich möchte ſagen, als Mittelweſen behandelt, denen man Arbeiten und Dinge zumuthet, welche man von andern Frauen nicht begehren würde. Daraus folgt denn auch, daß die Mädchen in den wohlorganiſirten engliſchen Häuſern einen gebildeten Anſtrich, eine gewiſſe Haltung haben, die man im Vergleich zu der Weiſe deutſcher Dienſtboten,

ladylike nennen muß. Sie sehen nicht so »durchgewettert« aus, sie haben den Ausdruck der Weiblichkeit behalten. Es ist das schwerer zu beschreiben, als zu sehen, wenn man nur etwas Auge dafür hat.

Im Ganzen läßt man sie nicht so schwer arbeiten, und hält deshalb mehr Dienstboten als bei uns. Sonntags ein Dienstmädchen im schwarz seidenen Kleide mit einer hübschen Haube — denn sie tragen fast Alle ein Häubchen — ihre Arbeit verrichten zu sehen, ist etwas ganz Gewöhnliches. Die Besuche ihrer Verwandten oder ihres Bräutigams betrachten sie als ein Recht, welches sich von selbst versteht, weil sie wenig ausgehn und keine Zerstreuungen haben; und da sie meist sparsam sind, gelingt es ihnen leicht, ein kleines Kapital zusammenzubringen, das ihnen zu einer Ausstattung bei ihrer Verheirathung verhilft. Freilich sind diese Verhältnisse noch weit von den amerikanischen entfernt, und die Gleichberechtigung der Dienenden hier noch bei weitem nicht so anerkannt als dort, dennoch sind sie mir gegen Deutschland golden erschienen, und ich habe mich gefreut, als mir Herr v. P. in London eine Geschichte erzählte, welche von den übrigen Anwesenden spöttelnd belacht wurde.

Einer von Herrn v. P's. Freunden, ein reicher unverheiratheter Edelmann, richtete ſich einen Hausſtand ein, und engagirte ſechs Perſonen für den Dienſt, unter denen ſich der Butler (Haushofmeiſter) und die Köchinn befanden. Da das ganze Haus neu gekauft und neu meublirt war, hatte man auch den Diningroom für die Dienerſchaft gehörig eingerichtet, und der junge Lord glaubte allen Anforderungen derſelben entſprochen zu haben, als ſein Butler ihm eines Tages erklärte, daß es ihm unmöglich ſei, die Leute in Ordnung zu halten, und daß ihre Unordnung von der ſchlechten Einrichtung des Hauſes herkomme. »Aber was fehlt denn dem Hauſe?« fragte der Lord verwundert. »Unſer Diningroom iſt ſchlecht eingerichtet!« — »Sie haben einen Tiſch, ſechs Stühle, die Kaminſeſſel, die nöthigen Nebentiſche und Schränke, was wollen ſie mehr?« — Das iſt wahr Mylord! aber der Eßtiſch iſt rund; und weder ich noch die Köchinn können in Ihrem Dienſte bleiben, wenn Mylord uns nöthigen an einem runden Tiſche zu eſſen. Es gehört ſich, daß in einem anſtändigen Hauſe der Butler das obere, und die Köchinn das untere Ende eines langen Tiſches inne hat, und die Dienerſchaft die Seiten — nur ſo wird Ordnung erhalten und Verträglichkeit

möglich; aber an einem runden Tische kann ich für Nichts stehen, und will lieber meinen Abschied nehmen, als Unordnungen unter meiner Leitung dulden!«

So drollig das klingt, und obschon es übertrieben sein mag, so ist es doch durchaus im Charakter des Volkes, und seinem Sinne für Aufrechterhaltung jeder Form und jedes Rechtes, so vollkommen angemessen, daß ich unbedenklich an die Wahrheit der Thatsache glaube. Es ist aber mit allen solchen Dingen, und damit, daß die Dienstboten von jedem Gaste des Hauses mit Sir und Miß angeredet werden, mehr gewonnen für die Belebung ihres Selbstgefühls, ihres Begriffs von Menschenwürde, als mit einer abstrakten Erklärung der Menschenrechte, wenn die Achtung vor dem Menschenrechte nicht in das tägliche Leben übergeht. Daß man bei uns die dienende Klasse noch mit Du anspricht, ist ein großes Unglück für sie, und ein Zeichen, wie sie bei uns noch außer der Allgemeinheit stehen; ein Zeichen unserer geringen Civilisation und ihrer Unfreiheit.

Wundre Dich nicht, daß ich von England sprechend immer auf Deutschland zurückkomme. Nur im Vergleich mit unsern Zuständen, kann man die englischen richtig würdigen lernen, und

das: »Willſt Du Dich ſelber erkennen, ſieh wie die Andern es treiben; willſt Du die Andern verſtehen, blick in Dein eigenes Herz!« gilt von Nationen wie von Individuen.

Für den am beſten unterrichteten Theil des engliſchen Volkes gelten die Schotten, für den am leichteſten auffaſſenden, die Irländer, denen es aber an Ausdauer zum Lernen fehlen ſoll. Faſt jeder Schotte kann leſen und ſchreiben, und was die Hauptſache iſt, ſie leſen gern. Die Barracks (Kaſernen) der ſchottiſchen Regimenter in Edinburg ſollen zu den ſtärkſten Abonnenten der Leihbibliotheken gehören, während die Mannſchaft der engliſchen Regimenter oft nicht leſen kann. Ich berichte, was ich gehört habe. Übrigens ſtimmten die Anweſenden alle darin überein, daß ſeit Abſchaffung der Prügelſtrafe das Weſen des Militairs ein ganz anderes geworden ſei. Früher habe das Heer die Hefe des Volkes in ſich aufnehmen müſſen, während jetzt bei dem ſehr hohen Solde, Söhne von rechtlichen Handwerkern und Farmern häufig und gern in daſſelbe einträten.

Den 3ten Abends war eine große Soiree, wohl über hundert Perſonen, in unſerm Hauſe.

Ein zahlreicher Theil der ausgezeichnetesten Naturforscher und viele angesehene Familien aus der Stadt und aus der Umgegend. Wie es aber in solch großen Gesellschaften zu gehen pflegte, wenn man ganz fremd darin ist, habe ich dabei so viel Menschen gesehen, so viele Namen nennen hören, bin mit so vielen Leuten bekannt gemacht worden, daß ich mit Jedem nur ein Paar Worte gesprochen, und also nicht viel davon gehabt habe. Ich könnte höchstens eine Lection aufsagen, wie Immermanns unsterblicher Riese Schlagadodro nach dem Unterricht der lavendelduft'gen Fürstinn, denn nur hie und da, habe ich im Vorübergehen und Plaudern eine Sentenz, eine naturhistorische Unterredung, eine derartige Anekdote oder Thatsache gehört und behalten, z. B. (gehörte Sentenz) »der Magnet wirkt nicht allein auf Eisen, sondern auf alle Körper anziehend.« — Danach könnte man also (eigene Reflexion), wenn man im Fenster läge und es ginge ein Bekannter vorüber, ihn mit einem recht großen Magnet zu sich hinaufheben, was in der ersten Zeit den Leuten allerdings eine etwas wunderliche Überraschung bereiten würde. — Ferner: es kommt für Nervenkranke wesentlich darauf an, daß sie in der elektrischen Strömung, d. h. in einer Lage von Norden nach Süden schla-

ſen! — Worauf ich, ich weiß nicht in welcher Luftſtrömung, vortrefflich, bis in den hellen Tag geſchlafen habe, und dann Sonntags, nach gemeinſamem Familienfrühſtück, mit den Hausgenoſſen unter Mr. Chambers's Leitung eine Fahrt nach dem alten Theile der Stadt unternommen habe.

Wir fuhren zuerſt wieder nach dem Caſtel, uns an der prächtigen Ausſicht zu erfreuen, und gingen von da die Highſtreet abermals hinab bis Holyrood. Gleich am Fuße des Berges, der das Caſtel trägt, ſteht ein altes Haus, in dem noch eine, vom Schloſſe auf die Stadt herabgeſchoſſene Kugel ſteckt; nicht weit davon ſah man noch vor wenig Jahren, das Gebäude, welches Maria von Guiſe, die Mutter von Maria Stuart inne hatte. Ein Paar andre, aus jener Zeit erhaltene Wohnungen alter adliger Geſchlechter, zeigen, in welcher kleinlichen Beengung, in welch dürftiger Ausſtattung ſelbſt begüterte Leute ſich zu behelfen gewohnt geweſen ſein müſſen. Sie ſind oft nur ein Fenſter breit, die obern Etagen ſtehen über die untern hervor, wie man es auch in Deutſchland findet, der ſpitze Giebel geht nach der Straße, und der Aufgang zum erſten Stockwerk geſchieht von der Freitreppe (fore-stair), wie ich das ſchon neulich erwähnte.

Es ist überhaupt fast unmöglich, sich von dem Aussehen einer Stadt in ihrer Vorzeit, jetzt ein Bild zu machen. Das Handbuch giebt z. B. die Stelle an, auf der das Kreuz von Midlothian gestanden, sie ist auch durch eine besondere Pflasterung der Straße bezeichnet; aber rings von großen Gebäuden umringt, ist es schwer, sich vorzustellen, daß man einst von diesem Punkte sieben deutsche Meilen weit, nach Süden, Norden, Osten in das Land gesehen habe. Eine alte Stadt, wie man sie sich nach den Beschreibungen in der Idee erbaut, würde vielleicht kaum eine Aehnlichkeit mit ihrer Vergangenheit zeigen. Um so anziehender werden dadurch die wohlerhaltenen Baulichkeiten der frühern Zeiten. Es machte uns einen lebhaften Eindruck, das für jene Tage ansehnliche Haus von John Knor fast unversehrt zu finden.

Es liegt, als Ecke des Natherbow und Luckenbooths, auf dem alten Marktplatze der Stadt, und ist aus kleinen Quadersteinen errichtet. Vorspringende Erker und Gallerien, auffallende Giebelfenster nach beiden Seiten, und eine Menge wunderlich sich kreuzender Schornsteine, geben ihm ein charakteristisch alterthümliches Ansehen. Ueber der Thür und dem Fenster des untern Stocks, in dem sich einst die »Halle« des Hauses befand,

hat man folgende, in ganz veralteten Lettern geſchriebene Inſchrift aufgefriſcht:

LVFE. GOD. ABVFE. AL. AND. YJ. NYCHTBOVR. [AS.] YJ. SELF. *)

Wie ein Schwalbenneſt an das Haus geklebt, ſieht man an der Ecke deſſelben eine kleine Kanzel, in der eine Figur, den predigenden Reformator darſtellend, mit der Hand auf einen Stein über ihrem Haupte weiſt, auf welchem eine Sonne, und in drei Sprachen der Name Gottes ſtehen.

Ein anderes ſehr altes, und vielleicht das älteſte Gebäude der Straße, liegt auf derſelben Seite, aber viel weiter hinab, im Cannongate. Es iſt das Gaſthaus the White Horse, das für die erſte in Edinburg errichtete Herberge gilt. Sie umſchließt mit ſehr niedrigen Gebäuden einen viereckigen Hofraum. Der ganze untere Stock hat zu Pferdeſtällen gedient, da man in jener Zeit nur zu Pferde und in größern Geſellſchaften reiſte. Der Raum der Zimmer im obern Stockwerk iſt unverhältnißmäßig klein gegen die Stal-

*) Love God above all, and Your neighbour as Your self.

Liebe Gott über Alles, und Deinen Nachbar wie Dich ſelbſt.

lungen; aber das Mißverhältniß erklärt ſich dadurch, daß faſt jeder Reiſende bei ſeinen Gaſtfreunden wohnte, ſelbſt wenn er ſeine Pferde dort nicht unterbringen konnte. Nur der ganz freundloſe Fremde nahm ſeine Zuflucht zu der Herberge.

Bei dieſem, der Vorzeit nachſpürenden Umherwandern galt eine meiner erſten Fragen, dem alten Tollbooth, dem Heart von Midlothian, das uns Allen in unſrer Jugend wohl einer der bekannteſten Punkte Schottlands geweſen iſt. Indeß von dieſem alten Gebäude, das noch zu Maria Stuarts Zeiten Stadthaus, Gefängniß, Parlamentshaus, Alles in Allem war, und im Erdgeſchoſſe die namhafteſten Magazine der Stadt enthielt, iſt keine Spur mehr vorhanden. Es ſtand dicht an der Kathedrale von St. Giles, und die letzten Mauern deſſelben ſind im Jahre 1817 niedergeriſſen worden. Das Steinwerk des Thores und die Schlöſſer hat man Sir Walter Scott verehrt, der es in ſeinem Abbotsford anbringen laſſen.

Als wir vor der St. Giles Kathedrale die Stelle des Stadtkreuzes beſehen hatten, traten wir einen Augenblick in die Vorhalle der Kathedrale ein, die ganz reſtaurirt, ihren alten Urſprung kaum durch die Bauart verräth. In

dieſer Vorhalle befinden ſich die Grabmonumente vieler ſchottiſchen Offiziere. Sie haben ſämmtlich den Rieſenkopfputz der hochländiſchen Regimenter, eine Bärenmütze mit vier, fünf, dicken, ſchwarzen Rundfedern, als Emblem. Eines dieſer Denkmale iſt erſchütternd. Eine trauernde Frauengeſtalt, Hautrelief, ſitzt unter einem tropiſchen Baume, an einen Sarkophag gelehnt, der mit dem Bilde eines Elephanten geziert iſt. Die Waffen und die Mütze der hochländiſchen Regimenter liegen am Fuße des Baumes auf dem Boden. — Man hat es zum Andenken eines Edinburger Regimentes errichtet, das nach Indien geſendet, dort von der Cholera faſt aufgerieben wurde. Mehr als ſieben hundert Perſonen ſind ihre Opfer geworden.

Welchen Kontraſt übrigens die Bärenmütze der Soldaten mit ihrem kurzen Rock und ihren nackten Beinen bildet, das iſt beluſtigend zu ſehen. Meine Gefährten ſagten mir, als wir überhaupt von der Tracht der Bergſchotten ſprachen, ſie wären überzeugt, daß ſie die Erbſchaft der Römer ſei, und daß ſich hier im fernen Norden, im Philibeg (dem kurzen Rock) und in dem Plaid der Schotten die Tunika und Toga der Römer erhalten hätten. Urſprünglich haben die Schotten ſich mit einem einzigen Stücke, dem Kilt, bekleidet,

dessen eines Ende sie, er war noch größer als der jetzige Plaid, schmal zusammengelegt als Schurz um die Lenden gewickelt trugen, während sie das andre Ende ausgebreitet als Mantel über die Schulter legten. Später erst hat der Einfluß der Römer die bequemere Theilung des Kilt in den Philibeg und Plaid veranlaßt.

Nachdem wir Canongate und Holyrood passirt hatten, verließ ich auf Zureden der Männer den Wagen, um die Fahrt durch die Salisbury-Crags, der Aussicht wegen, auf dem Kutschersitze zu machen. In all solchen Dingen ist man in England ganz ungenirt, ohne Rücksicht auf »die Leute« nur für seine eigene Bequemlichkeit besorgt. Auf dem Platze der Bedienten hinter dem Wagen, auf dem Kutschersitz, und auf dem Rücksitz, fahren, während Männer den Fond einnehmen, Damen, wenn Wetter oder Licht ihnen diese Plätze angenehm erscheinen lassen. Dieselbe, nur auf Bequemlichkeit bedachte Weise beobachten sie auch für ihre Reisekleidung. Man hat jetzt eine Art von Augenschirmen aus gefalteter blauer oder grüner Seide erfunden, die über den Schirm der Strohhüte gebunden werden, das ganze Gesicht beschatten, und die Unbequemlichkeit ersparen, beständig einen Sonnenschirm zu tragen. Sie sehen

abſcheulich aus, entſtellen das hübſcheſte Aeußere, man nennt ſie uglies (Häßliche), aber man läßt ſich nicht abhalten, ſie zu benutzen, und Jung und Alt fährt und geht damit im Lande umher, weil es »comfortable« iſt.

So habe denn auch ich auf meinem ungewohnten Platze die Gegend vortrefflich überſehen, deren großartige Schönheit meine ſchon an ſo Schönes gewöhnte und auf ſo Schönes vorbereiteten Vorſtellungen doch noch übertroffen hat. Sobald man Holyrood verläßt, befindet man ſich zwiſchen wilden, einſamen Felſen, die ihre kahlen, ſcharf gezackten Häupter ſtarr und baumlos zum Himmel erheben. Ein See liegt hoch über dem Meere, in der Mitte der Berge. Schaafheerden zogen vereinzelt umher, das kurze Gras von dem Geſtein zu raufen, der Hirt ſchnitzte einen bunten Stock. Kein Laut war zu hören als aus weiter Ferne das Brauſen des Meeres. Das Hochland kann nicht einſamer ſein, und doch bewegte ſich nahe dabei das Leben einer Stadt von hundert fünfzig tauſend Einwohnern. Es macht den großartigſten Eindruck, wenn man, aus dieſer Wildniß umherſchauend, zur Linken das Meer, zur Rechten die üppigſte Landſchaft erblickt, aus der das fürſtliche Schloß des Herzogs von Buccleugh hervorragt,

und dann hinabsieht auf die Stadt am Fuß der Berge.

Die Felsen gehören, mit den Ländereien von Holyrood, der Regierung, und man läßt sie um der seltenen Schönheit willen in ihrer ursprünglichen Wildheit. Nur einen Fahrweg hat man rund um die Felsen gebahnt, der sich nach den schönsten Punkten hinzieht. Es geschah bei der ersten Anwesenheit der Königinn Viktoria in Schottland, der zu Ehren der Weg auch Queen's Drive oder Queen's Walk heißt. Der höchste und schönste Fels der ganzen Partie ist der Arthur's Seat. —

Wenn man dem neuen Fahrwege folgt, kommt man aus den Salisbury-Crags zum Caltonhill, und zu der Stelle, auf der das Monument von Burns steht, und sieht hinab auf einen Kirchhof, in dem Burns, von dem ersten Gelde, das er erübrigen konnte, seinem Lieblingsdichter Ferguson einen Denkstein errichtet hat. Unfern von Burns Monument führt eine Straße in die Stadt hinab, und in dieser Straße lebte noch vor wenig Jahren die Frau, für die Burns sein schönes: »never met or never parted, wehad ne'er been brokene h-arted!« gedichtet hat. Sie war die Gattin eines Mannes, der nach Westindien gegangen war, sie verlassen hatte, und doch nie-

mals in die Scheidung ihrer Ehe willigen wollte. Burns hat sie jahrelang tief und leidenschaftlich geliebt, sich aber später doch mit einer Andern verheirathet. Jetzt lebt von seiner ganzen Familie nur noch die schon erwähnte Schwester mit ihren beiden Töchtern, der man durch eine Sammlung ihren Lebensunterhalt gesichert hat. Gleich der erste Aufruf brachte einige hundert Pfund zusammen, Sir Robert Peel setzte ihr eine lebenslängliche Rente von dreißig Pfund aus, Andere gewährten kleinere Summen, und die Bedürfnisse der Familie sind dadurch für immer vollkommen gedeckt. — Mr. Robert Chambers arbeitet jetzt an einer Lebensbeschreibung von Burns, für die er die sorgfältigsten Nachforschungen gemacht hat. Sie wird der neuen Ausgabe von Burns Werken beigegeben werden, die er veranstaltet. Er las uns daraus die Jugendzeit vor, die höchst interessant war.

Nach der Spazierfahrt kehrten wir in die Stadt zurück, weil es Sonntag war, und die äußere Sonntagsfeier hier fast noch strenger gehalten wird, als in England. Auf der Straße sich ein Liedchen zu pfeifen, gilt für so ungesetzlich, daß man Jemand dafür arretiren würde; aber ich habe heute selbst zugesehen, wie ein Konstabler in

liebevoller Vorsorge die ganze Davidstreet entlang hinter einem Betrunkenen herging, den er ruhig taumeln und für sich sprechen ließ, immer auf den ersten Exceß wartend, um sich dann des Sonntagsschänders augenblicklich zu bemächtigen.

Auch hier herrscht also dieselbe Stille wie in London, und nur die verschiedenen Kirchenglocken, und dann wieder die Frühstücks- und Mittags-Glocken aus den benachbarten Häusern klingen durch die Luft. Die Regelmäßigkeit, mit der diese Speisesignale rund umher gegeben werden, macht mir täglich Vergnügen; besonders ein gewaltiger Tamtam, der mit seinem fremden Schalle sich immer auf den Glockenschlag der Uhr hören läßt. Er soll in dem Hause eines Mannes benutzt werden, der lange in Indien gelebt und ihn von dort als Erinnerung mitgebracht hat.

Trotz des Sonntags aber war ich Abends mit der Familie der Lady D. und den Gästen ihres Hauses zu einer Abendgesellschaft bei dem Direktor der Sternwarte geladen, wo sich außer uns noch einige Herren und Damen, fast alle zur Naturforschergesellschaft gehörend, befanden. Der Zirkel war nur klein, und man unterhielt sich um so leichter und besser. Etwas Anmuthigeres und Eigenthümlicheres als die Einrichtung des Salons

läßt ſich nicht leicht erfinden. Profeſſor Smyth hat darin, ohne es vielleicht abſichtlich zu ſuchen, ſeine ganze Perſönlichkeit, ſeine Lebensepochen bezeichnet. Er iſt gelehrt, künſtleriſch gebildet, viel gereiſt. So kommen denn Kunſtwerke, Statuen, Bücher, Globen, aſtronomiſche Inſtrumente, indianiſche Seſſel, und Fußdecken aus Tigerfellen, mit andern Erinnerungen an ſeinen Aufenthalt am Kap zuſammen, ein phantaſtiſch ſchönes Ganze zu bilden. Auffallend geſchmackvoll und ſinnig wie die Antiken war der Kronleuchter, durch den das Gas ſtrömte. Profeſſor Smyth hat ihn ſelbſt gezeichnet und in Goldbronze ausführen laſſen, in der all das Laubgewinde und Geranke, aus dem die Gasflammen als Blüthen hervortreten, ſehr hübſch ausſah. Wir betrachteten eine Menge Kupferwerke, dann vier dicke Bände von Skizzen, welche der Profeſſor auf ſeinen Reiſen und ſonſt allmählich entworfen hat. Ein Theil derſelben war in den Eiſenbahn-Wagons verſchiedener Klaſſen und Länder gemacht, und voll von Humor und Poeſie. Der Abend verging ſehr angenehm, dennoch gab unſer Wirth, der alle ſolch kleine Scherze zu lieben ſcheint, beim Abſchiede Jedem ein gedrucktes Blättchen Papier, in Form der Annoncen auf den Weg, welche man im Vorübergehen auf der

Straße in die Hand geſteckt bekommt. Darauf ſtanden die Worte:

»Lost somewhere between sunrise and sunset two golden Hours, each set with sixty diamond minutes. No Reward is offered, for they are lost for ever!« *)

So gehen denn hier meine Tage ſehr angenehm hin, und es macht mir oft große Freude, mit den in Edinburg fremden Engländern die Stadt als Touriſten zu durchſtreifen. Aber auch dabei ſind ſie formvoll untereinander, höchſt vorſorglich für die Frauen, und mir durchweg ſympathiſch durch ihre ſchlichte Einfachheit. Ich finde die Gebildeten faſt aller Völker leichtlebiger als die gebildeten Deutſchen, denen häufig kleine, pedantiſche Prätenſionen ankleben und die eine gewiſſe trockene Kälte für Vornehmheit halten. Trotz Schiller, Göthe und Feuerbach haben wir unſere ganze geſellſchaftliche Erziehung noch zu machen; denn ſie waren nicht die Blüthen ihrer Nation, ſondern Schwalben im Frühling — der noch zu kommen hat.

*) Es ſind irgendwo, zwiſchen Sonnenaufgang und Sonnenuntergang zwei goldene Stunden verloren worden, jede in ſechzig diamantene Minuten gefaßt. Kein Finderlohn wird verſprochen, denn ſie ſind für immer verloren.

Fünfundzwanzigste Sendung.

Den 6. Auguſt.

Montag.

Die Woche hat gleich wieder mit einem der großen Frühſtücke im Hauſe von Lady D. begonnen, welche durch die dort zuſammenkommende Geſellſchaft ſehr unterhaltend ſind.

Im Ganzen ſcheint mir das Leben in Edinburg, wenn es nicht grade jetzt durch die Anweſenheit der vielen Fremden beſonders in Fluß gekommen iſt, noch leichter und geſelliger als in London. Die Gaſtfreiheit iſt unbegrenzt zu nennen, und dabei kommt mir der Zuſammenhang der Schotten mit dem deutſchen Urſprunge noch bemerklicher vor, als es bei den Engländern der

Fall ist. Sie haben auch eine Menge Worte im Gebrauch, die uns eigen sind und die ich in England nicht gehört, wie: kirk für Kirche — beesom für Besen — cram für Laden — fletcher für Fleischer, und andere mehr. Auch die Bereitung der Speisen nähert sich in den Bürgerfamilien der unsern. Sie essen viel Suppen, die scotch broth kommt unserer Fleischbrühe ganz gleich, und Hammelfleisch und Geflügel werden hier wie bei uns häufig gedämpft. Endlich, um von dem ganz Materiellen zu Geistigem überzugehen, sind die Schotten gewiß viel musikalischer, und uns auch darin verwandter als ihre südlichen Nachbarn.

Aller Gesang in den Straßen von London war ein ohrenzerreißendes Johlen; die Musik, die ich in Gesellschaften gehört, immer mehr oder weniger schlecht. Hier singt das Volk bei der Arbeit sanfte, schwermüthige Weisen, und in der kurzen Zeit, die ich in Edinburg bin, habe ich sowohl im Hause meiner Gastfreunde, als bei Lady D., von den Familiengliedern und Fremden vortrefflich singen und spielen hören. Die Orgel und ein anderes, der Orgel ähnliches, auch mit einem Pedal versehenes Instrument, werden in beiden Häusern gespielt, und sollen überhaupt

vielfach im Gebrauche ſein. Dabei haben die Sängerinnen den guten Geſchmack, uns nicht mit italieniſchen Opernarien zu regaliren, die man doch von den Koryphäen der Kunſt beſſer gehört hat, ſondern ſich an die ſchottiſchen Nationallieder zu halten. Dieſe ſind dem Texte und der Muſik nach, ſchön, poetiſch und rührend. Sie machen ein Bindemittel zwiſchen dem Ungebildeten und dem Gebildeten, da alle Klaſſen ſie ſingen und lieben. Es ſind mehr als zweihundert ſchottiſche Lieder und Geſänge gedruckt, die jedermann kennt, und die Neigung der Gebildeten für die Volkspoeſie iſt ſo groß, daß ihre Sprache — ich habe das ſchon mehrmals bemerkt — in das poetiſche Volksidiom verfällt, ſobald ſie von den Volksdichtungen ſprechen, oder Sagen und Legenden erzählen, wozu ſie leicht geneigt ſind. Welche Freude mir das Hören ſolcher Sagen gewährt, brauche ich Dir nicht zu beſchreiben. Winterabende müßten ſich damit auf das Lieblichſte durchleben laſſen.

Nach dem Frühſtück bei Lady D. fuhr mich Mrs Ch. nach Portobello, das Seebad anzuſehen. Mit der Eiſenbahn iſt's ein Weg von zehn Minuten, und die Kinder, die ein Paar Pence erlangen können, fahren dritter Klaſſe ſeelenfroh hinaus,

ſich dort die Freude des Bades zu bereiten, da man weder auf der Eiſenbahn noch im Waſſer ängſtlich mit ihnen iſt. — Zu Wagen braucht man, durch eine wahrhaft italieniſche Gegend fahrend, eine Stunde bis Portobello. Rechts hat man weit überhängende Felſen, von Bäumen und Grün überdeckt, links den hellgelben von blauen Wellen überſpielten Uferſand. Es war im vollen Sonnenlichte ein ſchöner Anblick.

Ungenirter iſt aber Nichts, als dies ſchottiſche Seebad. Man badet in Karren, wie die in Helgoland; die Männer nackt, die Frauen in Badehemden, und das iſt nöthig, denn Männer und Frauen benutzen denſelben Theil des Strandes. In der Mitte ſind die Karren für die Männer, zu beiden Seiten die der Frauen, beide Geſchlechter gehen aber ruhig mit und untereinander, das ganze Ufer entlang ſpazieren. Vernünftiger Weiſe läßt man die Karren nicht von Menſchen, ſondern von Pferden ins Waſſer ziehen, wodurch die Badewärter geſchont werden, und die Badenden ein tieferes und beſſeres Bad haben. Dadurch geht es nun am Strande noch bunter und luſtiger zu. Karrenpferde, Eſel, Ponies, auf denen die Leute zum Bade geritten kommen, kleine Jockey's und Eſelführer, Kinderfrauen, Bonnen, Hauslehrer,

junge und ſchöne Welt, Kinder, Weiber die sweeties (Naſchwerk) verkaufen, das läuft Alles durch einander. Es iſt eine gar vergnügliche und zwangloſe Geſellſchaft, und das Bad muß vortrefflich ſein, wenn das Meer nicht ſo wie heute, einem dunkelblauen ſpiegelglatten Teiche ähnlich iſt.

Von Portobello fuhren wir nach Edinburg zurück, nach Georg Heriots Hospital, das in dem alten Theile der Stadt gelegen, eine Erziehungsanſtalt für hundert und achtzig vaterloſe Knaben enthält.

Es iſt ein Pallaſt, größer, ſchöner als Holyrood, mit ſtattlichen Terraſſen und Gärten. Die mächtigſte Hofhaltung könnte darin untergebracht werden, und nach unſern jetzigen Begriffen ſcheint das Gebäude zu prachtvoll für ſeinen Zweck. Der Gründer deſſelben, Georg Heriot, war der Juwelier Jakobs des Sechſten. Sein Portrait in dem eichenholzgetäfeten Berathungsſaale zeigt ihn als einen ſtattlichen Mann, der verſchiedene Juwelen in der Hand hält. Dem grandioſen Bau angemeſſen, iſt auch die Dotirung des Hospitals großartig.

Die Knaben werden zwiſchen dem ſiebenten und zehnten Jahre aufgenommen, erhalten außer einer vollſtändigen Schulbildung, noch Unterricht

in Zeichnen, Französisch, Fechten und Buchführung, und werden, wenn sie nicht besondere Fähigkeit zum Studiren verrathen, mit vierzehn Jahren zu irgend einem Gewerbe entlassen. Bei ihrem Abgange aus dem Institute bekommen sie eine Ausstattung von nützlichen Büchern, zwei vollständige Anzüge nach ihrer eigenen Wahl, und durch fünf Jahre noch jährlich zehn Pfund, wie auch außerdem noch fünf Pfund, wenn ihre Lehrlingszeit vorüber ist. Diejenigen, welche studiren sollen, werden auf vier Jahre, mit jährlich dreißig Pfund, nach einem der Collegien geschickt. Außerdem sind zehn Unterstützungen, von jährlich zwanzig Pfund auf vier Jahre, für junge Männer bestimmt, die nicht im Hospital erzogen, aber einer Unterstützung bedürftig und in irgend einer Weise ausgezeichnet sind. — Trotz dieser festgesetzten Stipendien, war das Vermögen des Hospitals so bedeutend angewachsen, daß man vor zehn Jahren die Wirksamkeit desselben durch Freischulen erweitern konnte, in denen jetzt drei tausend Kinder, Knaben und Mädchen unterrichtet werden. Habe ich recht verstanden, so hat Scott in Nigels Schicksalen ein Portrait Heriots gegeben, dessen Charakter, nach manchen Einzelnheiten seiner Anordnungen zu schließen, sehr liebenswürdig gewesen sein muß.

So ist es schön und menschlich, daß man den Zöglingen bei dem Austritt aus dem Institute nicht eine uniforme Kleidung, und damit noch für weit hinaus den Stempel der erhaltenen Wohlthaten aufbürdet, sondern sie frei nach eigener Neigung ihren Anzug wählen und als Freie in die Welt gehen läßt, während sie noch lange im Stillen die Wohlthat einer Geldunterstützung genießen. Eben so liebenswürdig ist es, daß jedem Knaben bei dem Eintritt in die Anstalt, und jedem Besucher derselben, ein Pokal mit Wein kredenzt wird. Der Pokal besteht aus einer sehr seltenen Muschel, welche Heriot selbst für diesen Zweck eben so geschmackvoll als reich gefaßt hat.

Trotz alle dem aber sprachen wir Abends bei einem Spaziergange, den ich mit Mr. H. machte, darüber, daß eine Reform der Wohlthätigkeitsanstalten durchaus nothwendig ist. Sie müssen sammt und sonders mediatisirt, und den Gemeinden überwiesen werden, damit ihre Fonds, zu Hilfsmitteln für die Verarmenden verwendet, die Wohlthätigkeitsanstalten unnöthig machen. Ihre Zahl in England ist Legion, und es könnte sicher das Zehnfache damit geleistet werden, wenn es in einem socialistisch weitgreifenden und umfassenden Sinne

benutzt, dem Betriebe der Arbeitenden übergeben würde.

Wir gingen durch Dean Terrace, die sich vor dem Hause von Mr. Chambers ausbreitet, nach Dean Bridge. Dean Terrace ist die, in einen waldigen Garten verwandelte Bergschlucht, durch welche das Water of Leith strömt. Jetzt ziemlich seicht, soll es im Frühjahr bedeutend anschwellen. Dean Bridge ist auf Pfeilern zwischen einem Fels und dem andern erbaut, kolossal wie eine römische Wasserleitung. Die hochaufsteigenden Brückenpfeiler geben vortreffliche Durchblicke in das Grün der waldigen Felsschlucht und auf die tiefer liegenden Theile der Stadt. Edinburg ist malerisch, wohin man das Auge wendet. Oben an der Brücke steht eine schöne katholische Kirche, daneben eine free kirk. Die Opfer, welche die free-churchmen gebracht haben, um vor sechs Jahren die Freiheit der Gemeine bei der Wahl ihrer Geistlichen durchzusetzen, sollen in jedem Betrachte enorm gewesen sein. Ueberhaupt sind sie hier im Aufwenden des Geldes als Mittel zum Zweck sehr liberal. »Money is power« konnte nur ein Engländer mit gutem Gewissen als erprobte Thatsache behaupten. Neulich hat Jemand, der in das Parlament zu kommen wünschte, alle seine Freunde,

die im Auslande oder im Inlande auf Reisen waren, für den Wahltag auf seine Rechnung in die betreffende Countystadt kommen lassen; und einer dieser Freunde, der von Neapel anlangte und dorthin zurückging, hat ganz ruhig dafür eine Entschädigung von hundert Pfund angenommen.

Abends, als wir en famille zu Hause waren, brachte meine Freude an Sagen die anwesenden Männer zu mancherlei Mittheilungen, von denen ich Dir eine hier wiederhole, da ihr Interesse zum Theil in der Art und Weise liegt, in der das Volk die Naturerscheinungen und Umgestaltungen der Erde mit seinem Wunderglauben in Verbindung zu setzen liebt. Es ist die Geschichte von

»Tregeagle«

Tregeagle von Trevordor war im Jahre 1650 eine von den Magistratspersonen der Grafschaft Cornwall. Er war berüchtigt durch die Strenge der von ihm verhängten Strafen, welche fast immer außer Verhältniß zu dem begangenen Unrecht standen. Auch im gewöhnlichen Leben galt er für einen tyrannischen und habsüchtigen Charakter. Seine Beamten und Pächter fürchteten und haßten ihn, und so unbeliebt war er im ganzen Lande, daß man seinen Namen mit Allem in Verbindung brachte, was Schlechtes und Grausames geschah.

Als seine Zeit um war, ereilte Tregeagle der Tod, und sein Todeskampf ward, wie es ihm gebührte, durch alle nur denkbaren, leiblichen und geistigen Schrecken erschwert. Indeß er starb denn endlich doch, und wurde in der Kirchspielskirche, nahe bei dem Manorhouse von Trevordor, zur Erde bestattet. Aber der Tod, der sonst Ruhe für Jeden bringt, sollte keinen Frieden für ihn haben, das Grab ihm keine Ruhestätte werden.

Tregeagle hatte während seiner Lebzeit, durch betrügerische Mittel, sich den größten Theil eines an Trevordor grenzenden Gutes zugeeignet. Jetzt, nach dem Tode des mächtigen und gefürchteten Tregeagle brachte der Erbe jenes Gutes, der sich mit Recht übervortheilt glaubte, die Sache vor den Assisen von Bodmin zur Sprache. Sein erster Versuch Gerechtigkeit zu erlangen, schlug dem Kläger fehl, weil er die nöthigen Zeugen nicht vorzubringen im Stande war; aber fest entschlossen den Besitz seiner Ahnen den fremden Händen zu entreißen, forderte er eine neue Untersuchung, und erbot sich, Tregeagle selbst vor die Geschworenen zu bringen, überzeugt, daß ein Todter nicht lügen könne und dürfe.

Als denn nun der Gerichtshof sich zum zweitenmale versammelt hatte, beschwor der Kläger in

lauter und feierlicher Weise, Tregeale von Trevordor, augenblicklich zu erscheinen, und zum Entsetzen aller Richter, Zeugen und Geschwornen, trat plötzlich der kalte, blasse Körper des todten Tregeagle, in den die Seele noch einmal zurückgekehrt war, in die Bank der Zeugen ein.

Alles sprang auf in starrem Schauder. Der Richter allein behielt die Fassung, und Muth genug, den lebenden Todten im Namen Gottes aufzufordern, als Zeuge die Wahrheit zu sagen. Bebend und mit einer Grabesstimme antwortend, folgte Tregeagle dem Befehle, und von den Lippen des Todten hörte man das Geständniß der Gottlosigkeiten, durch die er sich in den Besitz des fremden Eigenthumes gesetzt, und das Bekenntniß aller Sünden und Verbrechen, die er begangen hatte.

Das brachte die Geschworenen wieder zu sich selbst, und sie entschieden, wie es ihre Pflicht erheischte, zu Gunsten des Klägers. Sobald dieser nun zu seinem Rechte gelangt und zu dem Erbe seiner Väter gekommen war, wollte er in der Freude seines Herzens den Ort verlassen. Der Richter aber rief ihn zurück und bat ihn, den todten Tregeagle aus der Zeugenbank und aus dem Gerichtshofe zu entfernen, damit andere Zeu-

gen eintreten, und die Verhandlungen ihren Fortgang haben könnten.

Indeß Jener erklärte, das gehe ihn Nichts an. »Die Arbeit, Tregeagle hieher zu schaffen, sagte er, war so groß und schwer, daß ich die Mühe ihn wieder in die Erde zu bringen, Euren Händen überlassen muß, welche mächtiger sind als die meinen!«

Der Richter, die Advokaten, die Jury beriethen hin und her, aber sie wußten nicht, was zu beginnen. Der starre, erdfahle Körper des Verfluchten stand und stand in der Zeugenbank, und sah sie mit seinen gespenstigen Augen an, deren Geisterblick ihnen das Haar sträuben machte. Man rief die Priester von Bodmin zu Hilfe, und da es auch diesen nicht gelang, Tregeagle zur Rückkehr in das Grab zu vermögen, kam man überein, man müsse ihm eine niemals zu beendende Arbeit aufgeben, um ihn von diesem Orte fortzubringen, und ihn für immer unschädlich zu machen. Ein alter erfahrener Mönch fand diese Arbeit.

Nahe bei Bodmin, in dem Bodmin Moor, liegt der Dasmerry Teich, ein kleiner, dunkler See, wahrscheinlich entstanden durch die großen Ausgrabungen, welche die alten Bewohner des Landes gemacht haben, um Zinn in dem Boden

zu ſuchen. Der Dasmerry Teich ſoll unergründlich, und ein Dornbuſch, den man hinabgeworfen in den Dasmerry Teich, im Hafen von Falmouth wieder zum Vorſchein gekommen ſein. Dorthin, nach dem Dasmerry Teich, beſchloß man Tregeagle zu ſenden, damit er mit einer durchlöcherten Napfſchneckenmuſchel den Dasmerry Teich ausſchöpfe.

Tregeagle mußte gehorchen und ging an ſeine Arbeit; aber der Teufel, den es verdroß, daß dieſe Seele ihm durch die Buße der ſchweren Arbeit entriſſen werden könne, wollte ſich ihrer wieder bemächtigen, und verfolgte den, vor ihm fliehenden, arbeitsmüden Tregeagle, in wildem Laufe um den melancholiſchen See. Endlich wurde der Teufel wüthend, nahm einen doppelten Anſatz, und zwang Tregeagle von dem ihm angewieſenen Ufer zu flüchten. Er trieb ihn in ſauſender Windesbraut über die Moore und über die Heide, und hatte ihn beinahe erreicht, als Tregeagle in ſeiner Verzweiflung mit dem Kopf durch die Fenſter der St. Neots Kirche rannte, und, indem er das Bild des Gekreuzigten erblickte, Sicherheit vor ſeinem Verfolger gewann.

So blieb Tregeagle in den Scheiben ſtecken, und das ſchreckliche Geſicht des Geſpenſtes ſtierte

die heilige Brüderschaft mit seinen angstgequälten Zügen an, als sie zum nächsten Gottesdienste in die alte, friedensvolle Kirche traten. Glücklicher Weise waren die Mönche von St. Neot mächtiger als die Priester von Bodmin. Sie besaßen die ganze Kraft des heiligen Neot, welche dieser Bruder König Alfreds ihnen sterbend übertragen hatte. Es gelang ihnen daher leicht, den Todten zu bannen. Sie fesselten ihn mit geweihten Ketten, und brachten ihn nach Padstow an das Ufer des Meeres, wo er den aufgewehten Sand der Düne, mit Stricken von Sand, in Sandbündel zusammenbinden sollte.

Tregeagle arbeitete und arbeitete, band und band, immer höher wurden die Dünen, und wenn es ihm endlich gelungen war, ein Sandbündel zusammen zu binden mit einem Stricke aus Sand, so kam der Sturm, und Strick und Bündel verstäubten im Winde. Sein heulendes Wuthgeschrei, sein todesmüdes Röcheln der Verzweiflung störten fast allnächtig die Bewohner von Padstow. Oft fuhr die ganze Stadt aus dem Schlafe auf, erschreckt durch Tregeagles unirdisches Geheul. Sie konnten es nicht ertragen, und abermals wendete man sich mit Weihwasser, Kerzen und Meßbuch gegen den Verdammten.

Als man sich seiner zum drittenmale bemächtigt hatte, führte man ihn weit ab von Padstow. Die Priester selbst geleiteten ihn nach der südlichen Küste von Cornwall, und verpflichteten ihn, Säcke voll Sand von Gunwallow durch den Fluß Loo zu tragen, der vom Hafen von Helstone hin zum Meere floß. Helston war damals ein großer, ansehnlicher Hafen, und die Wellen des atlantischen Meeres erfrischten alltäglich das Wasser des Looflusses, so daß es schwer zu wandern war in dem Gewoge der Ebbe und der Fluth.

Eines Tages, als die Südwestwinde den Grund des Meeres erreicht und seine Wellen aufgepeitscht hatten zu kochender Wuth, trug der unglückliche Tregeagle seine Last grade mitten durch die Mündung des Flusses. Er kämpfte gewaltig gegen den wilden Orkan, bis er endlich ermattet und in Verzweiflung, den Sack von seinen Schultern warf, und so furchtbar jammerte und heulte, daß der Sturm dagegen nur als ein schwacher Laut erschien.

Der gewaltige Sack fiel tief zu Boden und verstopfte den Hafen von Helstone. Der Fluß schwoll und wurde zum See, die Stadt unterlag einer zerstörenden Ueberschwemmung.

In Zorn, Angst und Schrecken versammelten

sich die Bewohner auf der Höhe, und beriethen, wie man künftig Tregeagle in einer Weise beschäftigen und wohin man ihn schicken müsse, um ihm jede Beunruhigung der Menschen unmöglich zu machen.

So ward er nach dem letzten Punkt des Landes, nach Lands-End gebracht. Hier gab man ihm einen kleinen Besen in die Hand und befahl ihm, den Sand aus der Pulcurnow Bucht an der Südseite des Vorgebirges, rund um die Spitze nach der Nangissele Bucht zu fegen, die sechs Meilen davon am nördlichen Ufer gelegen ist. Der Zug der Wellenströmung geht aber in entgegengesetzter Richtung und die vorherrschenden Winde kommen von Südwest.

Seitdem kämpfen denn Wind und Wellen unabläßig gegen Tregeagle, ihn für seine Missethaten zu strafen — und noch immer hört man sein Klagegeschrei, wenn Wind und Wellen den Sand zurücktreiben, den er eben mühsam mit seinem kleinen, schwachen Besen zusammen gekehrt hat.

Sechsundzwanzigste Sendung.

Edinburg den 7. Auguſt.

Geſtern war ich Tag über in Melroſe und Abbotsford. Der Weg nach Melroſe, wohin wir am Morgen um Zehn ein Viertel Uhr auf der Eiſenbahn fuhren, geht ſüdweſtlich von Portobello in das Land hinein, das mit ſeinen, bald tannen-, bald laubbewachſenen Hügeln, den Charakter mitteldeutſcher Gegenden trägt. An zierlichen Dörfern und Flecken vorüber, kommt man zu dem Städtchen Galashiels, dem man es in einer hübſchen Weiſe anſieht, wie hier um ein paar Fabriken eine Stadt entſtanden iſt. Alle Gebäude derſelben, ja alle Häuſer der Flecken und Dörfer,

durch die wir fuhren, waren maſſiv aus Stein erbaut, mit Dachziegeln oder Schiefer gedeckt. Das Material dazu iſt freilich vor jeder Thür zu finden.

Noch vor Mittag langten wir in dem Flecken Melroſe an, der am Fuße der Eildon Hills ſehr anmuthig auf einer mäßigen Höhe gelegen iſt. Unten im Thale ſchlängelt ſich der Tweed durch buſchige Wieſen und Felder. Mit wenigen Schritten durchwandert man den Ort und kommt zu den prachtvollen Ruinen der, im Jahre 1136 vom König David erbauten Abtey. Ein Ciſterzienſerkloſter, das er daneben gegründet, iſt auch noch theilweiſe vorhanden.

Die Abtey muß ſehr ſchön geweſen ſein; die Ruinen übertreffen jene von Holyrood bei weitem, ſchon um des Materials willen (eines röthlichen Sandſteins), deſſen Farbe mich lebhaft an die ſchillernden Quadern des Coloſſeums erinnert hat. Alle Steinarbeit hat ſich, ſo weit überhaupt das Gebäude ſteht, in unverſehrter Sauberkeit erhalten, und Melroſe Abtey ſcheint mir das zierlichſte und eleganteſte von allen Werken der anglogothiſchen Baukunſt zu ſein. Es hat die gewöhnliche Form des lateiniſchen Kreuzes, von dem Thurm, den es einſt getragen, ſieht man wenig mehr. Ueber

dem Haupteingange erhebt ſich ein prächtiges Fenſter, und alle Pfeiler, Säulen und Zierrathen ſteigen zierlich wie Blumenblüthen, als Nothwendigkeiten, aus der Tiefe empor, umrankt von den Blättern des Epheus, deſſen glänzenden Schmuck hier keine Ruine entbehrt. Durch die glasloſen Fenſter, deren Steineinfaſſung der Epheu in langen Guirlanden umwindet, hat man freilich keine ſo großartige Ausſicht, als durch die Bogen der Holyroodchapel; dafür aber ſieht man in eine ſanfte, träumeriſche Hügellandſchaft hinaus, in der, als wir dort waren, die warmen Sonnenſtrahlen, über das Gewölk ſiegend, die Regentropfen leiſe von Baum und Strauch auftranken. Hier, wie in Holyrood, läßt ſich der ſchottiſche Adel beerdigen, und auch die Gebeine von Robert Bruce ſollen einſt in Melroſe Abtey zur Ruhe gebettet worden ſein.

Im Gaſthofe zu Melroſe mietheten wir einen leichten einſpännigen Wagen, der uns durch das ſorgfältigſt angebaute Land nach Abbotsford brachte, dem Landſitze von Sir Walter Scott.

Abbotsford liegt tief im Thale. An der Hinterſeite des Schloſſes fließt durch Wieſen der Tweed. Es iſt ein gothiſches Gebäude, das — wie mir vorkommt — für jeden Thurm und jeden

Flügel, für jedes Thor und jeden Vorsprung, einen besondern Styl hat; indeß es geht eben zusammen, und macht einen phantastischen Eindruck, wie die Ritterburgen auf den Theatern, an die man sein besseres Wissen bereitwillig gefangen giebt, wenn auch kein Baumeister der Welt den Styl zu nennen vermag, nachdem der Decorationsmeister die Stücke zusammengesetzt hat. Walter Scott hat sich in Abbotsford eine steinerne Chrestomatie nach den Bauwerken in seinen Romanen angelegt, und darum lassen wir uns Abbotsford mit Freuden gefallen, wie es ist.

Die vordere Seite des, aus Häusern und Thürmen bestehenden Kastells, umgiebt ein viereckiger Hofraum, den sechs bis acht Fuß hohe Mauern einschließen, so daß man darüber weg, die nahen waldigen Hügel erblickt. Die Innenseite der Mauer ist mit allerlei in die Wand eingelassenen, celtischen, römischen und schottischen Antiken geziert. Daß mitten im Hofe der unerläßliche englische Rasenplatz, an den Thorpfosten die schweren, eisernen Ringe, zum Anbinden der Pferde, nicht fehlen, versteht sich schon von selbst. Ueberall prangt das Wappen von Scott: Sterne und Halbmonde in abwechselnden Feldern, von einem wilden Manne

und einer Meermaid mit einem Spiegelglas in der Hand, als Wappenträger, gehalten.

Durch eine kleine, überdachte Pforte, tritt man — ohne Treppe oder Perron — zu ebener Erde in die Halle des Schloſſes. Decke und Wände haben Holzgetäfel, die Eingangsthüre, und die Fenſter zur rechten und linken Seite derſelben, Glasmalereien. Unter dem Simſe hängen die Wappen der bedeutendſten ſchottiſchen Adelsfamilien. Das ganze Gemach iſt mit Waffen, mit ausgeſtopften Hirſch- und Büffelköpfen, mit Schilden und anderm kriegeriſch hiſtoriſchem Kram, geſchmackvoll ausſtaffirt. Dicht an der Thüre ſteht eine Marmorbüſte von Wordsworth. In einem Glaskaſten daneben liegt die letzte Kleidung, welche Scott getragen. Da ich nicht weiß, ob es Dich nicht vielleicht mehr intereſſirt als mich, zu wiſſen, worin ſie beſtanden, will ich es für alle Fälle bemerken. Es iſt eine weiß und ſchwarz karirte Tuchhoſe — nach Art der gewöhnlichen Shepherd Plaids — eine ähnliche Weſte, gelbliche Tuchkamaſchen, ein ſchwarzer Oberrock, dito Halstuch, und — was Dir ſicher eine Genugthuung iſt, »kein ſchwarzer Hut der Polizeiordnung« — ſondern ein weicher, grauer Filzhut.

Rechts von der Halle iſt das Arbeitskabinet.

Es ist von oben bis unten mit Bücherborden bedeckt, hat gothische Fenster und viel Schnitzwerk an den Wänden. Eine antik gewundene Treppe leitet zu einer Gallerie, die, wie in Bibliotheken, auf halber Höhe des Zimmers, um dasselbe herumläuft, zugleich aber auch in Scott's Schlafzimmer führt, das den Fremden nicht geöffnet wird. Mitten in dem Gemache steht der Arbeitstisch, davor ein Sessel, als die einzigen vorhandenen Meubeln. Dieser Sessel ist aus der Eiche geschnitzt, welche einst auf Robroystone vor dem Hause gestanden, in dem man William Wallace verborgen hatte. Es ist ein Weihgeschenk für Scott gewesen. Nur zwei Bilder, der schöne, schwermüthige Kopf von Cleverhouse und ein Bild von Rob Roy hängen an den Wänden.

An das Arbeitskabinet schließt sich die eigentliche Bibliothek. Ein Prachtraum an der Hinterseite des Hauses gelegen, mit drei Fenstern die auf das liebliche, vom Tweed durchströmte Thal hinabsehen. Es ist urweltlich frisch und grün. Um die sämmtlichen Zimmer an dieser Hinterseite des Hauses geht ein gemeinsamer Balkon, und alle öffnen sich mit thürartigen Fenstern nach demselben. Die Bibliothek enthält fünfzehn tausend auf das Eleganteste gebundene Bände, und viele Pracht-

ausgaben darunter. Lockhart, Walter Scott's Schwiegersohn, hat den Katolog dieser Sammlung publizirt.

Ueber dem Kamine steht Scott's schöne Büste von Chantrey, dieser gegenüber, am andern Ende des Zimmers, eine Büste Shakspeare's, kopirt nach dem Grabdenkmal zu Stratford am Avon. Ein lebensgroßes Portrait von Scott's ältestem Sohne, der in Indien in einem Gefechte fiel, ist in Uniform dargestellt. Der schöne junge Mann sieht ganz wie ein Franzose aus. — Die Mutter gehörte diesem Volke an. — Alles Schnitzwerk der holzgetäfelten Bibliothek ist nach den Skulpturen von Roslyn Chapel gearbeitet; die, in gleichem, gothischem Geschmacke verfertigten und ausgezeichnet schönen Meubeln des Saales, sind ein Geschenk Georg's des Vierten.

Der Bibliothek folgt der Drawing Room. Die grünen Tapeten, in China à la main gemalt, ein werthvolles Geschenk des Pabstes, schienen mir nichts weniger als hübsch. Dann kommt ein Frühstückszimmer mit Tapetenwänden; ein holzgetäfelter Speisesaal; ein kleines, ganz altgothisch gehaltenes Waffenkabinet, und man befindet sich wieder in der Eintrittshalle, unter den Hirsch- und Büffelgeweihen, und gegenüber von Figuren, die

als Inder, als Tippo Saib u. ſ. w. gekleidet, Geſchenke ſind von Potentaten und Privatleuten, aus allen Enden der Welt.

In den drei Wohnzimmern hängen viel Bilder, meiſt gute Sachen, namentlich im Dining Room einige gute Portraits. Zuerſt ein großes Bild von Eſſer, ein ſchöner, brünetter Mann; dann ein treffliches Bild von Monmouth, von Lely gemalt. Es hat ſehr ſanfte, halb verſchleierte, ſchwarze Augen, überhaupt jenen Ausdruck von Trauer, den ich in vielen engliſchen Männerköpfen jener Zeit bemerkt habe. Im Speiſezimmer von Abbotsford ſind auch die Portraits von Lucy Walters, der Mutter von Monmouth, und von der Herzoginn von Buccleugh, von der es im Verzeichniß heißt, daß ſie:

in pride of Youth, in beauty's bloom
has wept over Monmouth's bloody tomb. *)

Auch ein Bild von Nell Gwynn, eine hochblonde, tizianiſche Schönheit, und der Kopf der unglücklichen Maria Stuart, nach ihrem Tode von Amias Canrood gemalt, finden ſich dort. Es iſt ein ſchöner Kopf, ſelbſt in dieſer entſetzlichen Geſtalt,

*) In Jugend Pracht, in Schönheitsblüthe
Geweint auf Monmouth's blut'ges Grab.

und bei der furchtbar naturaliſtiſchen Behandlung. Das Haar iſt los von der Stirn zurückgeſchlagen, die Augen ſind eingeſunken, die vollen Wangen todeskalt, der blutige Hals endet ohne irgend eine Umhüllung, plötzlich. Hiſtoriſchen Werth als Portrait kann es, nach Bells life of Queen Mary kaum haben, doch iſt es nicht ſchlecht gemalt. Ein preußiſcher Edelmann, deſſen Familie es mehr als zweihundert Jahre beſeſſen, hat es Scott verehrt.

Von Familienbildern ſah ich das ſchöne Bild von Miß Scott in feuerfarber, ſpaniſcher Rittertracht, die ſie auf einem Maskenballe getragen. Sie war eine üppige Brünette, die ſich nicht verheirathete, ganz für den Vater lebte, und zwei Monate nach deſſen Tode ſtarb. — Dann ferner ein Bild von Scott ſelbſt. Er ſitzt auf einem Steine in Baumesſchatten, mitten in einer Waldlandſchaft. Das eine Knie iſt heraufgezogen, die Brieftaſche zu ſtützen, in der er ſchreiben will. Dieſe Stellung ſieht komiſch aus, weil ſie den Körper in häßlicher Weiſe verkürzt.

Uebrigens iſt Scott von allen Malern und Bildhauern in gleicher Weiſe, wenn ſchon mehr oder weniger geiſtreich, dargeſtellt. Die Züge und Formen müſſen alſo ſehr beſtimmt, und nur der geiſtige Ausdruck, eines Verkennens fähig geweſen

ſein. Dies letztere Portrait aber, ſcheint mir ſtumpf und geiſtlos aufgefaßt, wenigſtens im Vergleich zu einem andern Bilde des Dichters von Raeburn, das ich im Muſeum zu Edinburg geſehen. Ein Bild ſeines Urgroßvaters, eines alten Kavaliers mit langem Barte, den er nach dem Tode Karls des Erſten niemals wieder ſcheeren ließ, hängt in Abbotsford und ſieht Walter Scott ſprechend ähnlich. — Sehr heiter ſind ein Paar gute Aquarell Bilder, in denen Miß Scott und die nachmalige Mrs. Lockhart, als Bäuerinnen, mit nackten Füßen und großen Milchkrügen auf dem Kopfe, dargeſtellt ſind; eben ſo das Original eines, in Schottland viel verbreiteten Kupferſtichs, auf dem Walter Scott als Farmer in der Mitte ſitzt; zur Rechten befinden ſich ſein damals noch lebender jüngſter Sohn und Mr. Lockhart, daneben ein Freund des Hauſes, Scott's Pächter und ſein Jagdwart, alle in Farmerstracht; die Frauen der Familie, als Bäuerinnen, zur Linken. Es kurſirt unter dem Titel the Abbotsford family, und weder auf dieſem, noch auf einem der andern Bilder fehlen die ſchönen Hunde des Dichters. — Am wenigſten gefällt mir der Kupferſtich von Scott, auf dem er, die Zeitungen leſend, in ſeinem Studirzimmer ſitzt. Es bildet den Pendant zu dem

viel ſchöneren Bilde von Burns, in ſeiner Hütte, an dem alten Familientiſche ſchreibend. — Alles, was ſich auf das Andenken ihrer Lieblingsdichter bezieht, wird von den Engländern mit einem ſchönen Kultus hochgehalten und geehrt. Es exiſtirt, ſo viel ich weiß, kein einziges Bild, das uns Schiller oder Göthe in ihrer Häuslichkeit und ihrer Familie darſtellte.

Man zeigte uns die Pflanzungen, welche Scott, ein leidenſchaftlicher Gärtner und Förſter, ſelbſt angelegt hat, und erzählte uns, daß er auf ſeine derartigen Erfolge ſehr ſtolz geweſen ſei. Jetzt gehört der ganze, mit ſo viel Liebe gepflegte, und mit ſo ſchweren Sorgen erhaltene Beſitz, einem Mr. Lockhart, dem Tochterſohne des Dichters. Von Scott's Kindern iſt keines mehr am Leben.

Bei der Rückkehr von Melroſe nach Edinburg lernte ich das Inſtitut der Railway Passengers Assurance Company (der Paſſagier-Verſicherung auf Eiſenbahnen) kennen, das hier, wo ſehr liederlich gefahren wird, und häufig Unglücksfälle vorkommen, gewiß recht zweckmäßig iſt. Man kann ſich mit einer Totalſumme für das ganze Jahr, oder auch für einzelne Fahrten verſichern. In der erſten Klaſſe bis zu tauſend Pfund, in der zweiten zu fünfhundert, und in der

dritten mit zweihundert Pfund. Dieſe Summen werden bei Todesfällen ausgezahlt, welche ein Unglücksfall auf der Bahn veranlaßt. Für Verletzungen werden, je nach ihrer Schwere, größere oder kleinere Vergütigungen gewährt. Für tauſend Pfund zahlt man als Jahresbeitrag zwei Pfund; für zweihundert Pfund fünf Schillinge. Für eine Tagfahrt iſt die Verſicherung erſter Klaſſe drei Pence und dritter Klaſſe nur einen Penny; auch höre ich, daß dieſe Verſicherung häufig benutzt wird. Seit ich in Edinburg bin, ſind ſchon zwei Unglücksfälle auf der Bahn nach Glasgow vorgekommen, von denen der letzte ſehr bedeutend war. Die Wagen der vierten Klaſſe ſprangen aus den Gleiſen, hakten ſich los, die andern kamen darüber, und acht Menſchen büßten das Leben ein. Bei der Gelegenheit bin ich an den Engländern wieder einmal irre geworden. Hätte man des Unfalls überhaupt nicht geachtet, weil bei ſo großer Frequenz der Eiſenbahnen leicht ein Unglück geſchehen kann, hätte man geſagt: »In einer Schlacht fallen mehr Menſchen!« ſo hätte ich das wohl verſtanden. Aber man ſprach überall davon, jedoch ohne großes Bedauern, denn: »Es war Alles nur (fourthclass people) Volk aus der vierten Klaſſe, und alſo kein ſo großer Verluſt!« Und

das habe ich von Männern gehört, die ſonſt menſchlich ſind und achtungswerth, ſo weit ich ſie kenne.

Um halb neun Uhr von Melroſe nach Hauſe gekommen, wollte ich auch zu Hauſe bleiben, wurde aber von Dr. L., dem ich die Einladung zu den Meetings der Naturforſcher verdankte, und von den jungen Mädchen unſeres Hauſes überredet, bongré malgré zu dem letzten Promenade meeting mitzugehen, auf das die junge Welt nicht verzichten wollte. Es fiel denn auch bunt und glänzend genug aus, da man außer der Muſikhalle auch den großen Tanzſaal und ſämmtliche Verbindungszimmer geöffnet und trefflich erleuchtet hatte. Die große Anzahl der Gelehrten, unter denen viele anſehnliche und bedeutende Geſtalten; die Frauen und Mädchen, diesmal faſt Alle in Balltoiletten; die ſchottiſchen Offiziere mit ſeidenen, von einer ſilbernen Nadel über der rothen Uniform zuſammengehaltenen Plaids, den Dolch in ſilberverzierter Scheide an der Hüfte, die kleine Mütze mit einem Riemen am Arm hängend; daneben die Bergſchotten im kurzen Rock mit entblößten Knieen und farbigen Strümpfen; das gab ein heiteres, vielfarbiges Ganze. Zum Schluſſe fing man zu tanzen an, und es war eine Luſt zu ſehen,

wie viele der gelehrten Naturforscher, darunter mehrere bejahrte Männer, sich die hübschen Mädchen herausſuchten, um sich in die Quadrillen zu stellen. Das schönste Mädchen auf dem Balle war eine Irländerinn, eine Miß Horton, die schon durch die ganze Festwoche, so oft ich ihr an öffentlichen Orten oder in Gesellschaften begegnete, ein Gegenstand meiner staunenden Bewunderung, ja meines Entzückens gewesen war Daß solch tadellose Schönheit, wie wir sie an der Psyche des Museo Borboniko, oder an den idealsten Schöpfungen der reinen griechischen Plastik als ein Göttliches anzubeten gewohnt sind, im Leben wirklich vorhanden sei, das habe ich hier zum ersten Male gesehen. Es ist eine hohe, schlanke Gestalt, ohne große Fülle, aber doch von den edelsten Formen; der Kopf länglich, wie der von Fanny Elsler, nur noch feiner; das Haar dunkelbraun, die Augen blau, das Profil, das Ansetzen des Halses an den Nacken, des Nackens an der Schulter, vollendet schön. Es ist mir ein Genuß gewesen, mich in ihren Anblick zu versenken, den ein Ausdruck edler Trauer nur noch anziehender machte. Sie ist einem sehr begabten irischen Dichter, dem Führer der jungen Opposition verlobt gewesen, den ein früher Tod hinweggerafft hat; und dies viel beklagte Ereig-

niß ſowohl, als ihr perſönlicher Werth, machten ſie zu einem Gegenſtande allgemeiner Beachtung und Theilnahme, wohin ſie kam.

Erſt wenn man die Engländer in ihrem Lande geſehen hat, lernt man ihren Idealismus begreifen, der ſich in der Neigung offenbart, alles Große, Gute, Schöne, das ſie beſitzen, anzuerkennen und als ein Nationaleigenthum zu lieben. Seit ich geſehen habe, mit welchem Stolze, Männer und Frauen mich auf die Schönheit von Miß Horton aufmerkſam machten, haben die books of beauty und die keepsakes mit Bildern engliſcher Schönheiten, für mich auch ihre Begründung in dem Volkscharakter und in den Sitten des Landes gefunden, in dem ein und derſelbe Zug des anerkennenden Nationalgefühls durch alle Verhältniſſe des Daſeins geht.

Den 7. Auguſt.

Der Morgen iſt mir unter mancherlei Einkäufen für die Lieben in der Heimath vergangen. So angenehm ſolche kleine Beſorgungen ſind, ſo haben ſie ihr Trauriges als Vorboten des Scheidens, und ich werde Edinburg mit Schmerz verlaſſen.

Mittags traf ich in einer Geſellſchaft mit

einer geachteten Schriftstellerinn zusammen, die früh des Augenlichtes beraubt, sich dennoch geistig auszubilden, und durch Talent und Wissen so unabhängig zu machen gewußt hat, daß sie nicht nur sich selbst, sondern ihre Mutter und Schwester durch ihre litterarische Thätigkeit erhält. Sie schreibt kleinere Aufsätze, Skizzen, Essays und Verse mit großer Gewandtheit. Einige Gedichte von ihr, die man mir zeigte, verriethen eine feine Empfindung und viel Geschmack. — Eine andere junge Dame, welche an dem Journal von Mr. Chambers ungenannt betheiligt, deren Gesundheit aber sehr leidend ist, kam zur Erholung und Pflege in Mr. Chambers's gastliches Haus — und wohin ich blicke, immer finde ich dieselbe Sorglichkeit für die aufstrebenden Talente, dieselbe liebevolle Achtung vor denen, die sich bewährt haben.

In London war die Verfasserinn von Jane Eyre und Shirley, als sie sich während der Saison dort ein paar Wochen aufhielt, ein Gegenstand der allgemeinsten Verehrung. Es ist eine Miß Bronte, die Tochter eines Landgeistlichen, deren ältere Schwestern sich ebenfalls als Schriftstellerinnen versucht haben, ohne jedoch solch bedeutende Erfolge zu erringen. Man sprach überall davon, daß »Jane Eyre« in London sei; Jeder

wollte ſie ſehen, ſie kennen lernen. Ich ſelbſt bin ihr nirgend begegnet. Man hatte mir ihr Aeußeres als ſehr unſchön geſchildert, Miß J. aber meinte, ſie ſehe ſo geſcheut aus, habe ein ſo kleines, feines Figürchen, einen ſo ſanften, beſcheidenen und doch ſcharf beobachtenden Ausdruck, daß ſie ihr »hübſch und wie eine kleine, gute Fee« erſchienen ſei.

Ihre Jane Eyre kennſt Du, aber ich möchte, daß Du jetzt die Romane von zwei andern engliſchen Schriftſtellerinnen läſeſt, die ich erſt hier kennen gelernt habe. Die Werke von Miß Geraldine Jewsburry, und von Mrs. Gaskell, der Frau eines ehemaligen Landgeiſtlichen. Dieſe Letztere hat einen ganz meiſterhaften Roman, Mary Barton, geſchrieben. Er bewegt ſich in der Sphäre der Lancashirer Fabrikarbeiter, und zeigt neben der gründlichſten Vertrautheit mit den Zuſtänden und der Lebensweiſe jener Stände, viel Kenntniß des menſchlichen Herzens, viel Schärfe der Beobachtung, ein ſeltenes Talent der Erfindung, der Compoſition und der feſſelndſten Darſtellung. Nirgend in dem ganzen Romane begegnet man auch nur einem Zuge jener ſchwächlichen Sentimentalität, die wir Frauen alle, mehr oder weniger, aus unſrer Lebensſphäre in das Leben der Arbeitenden hinüberdichten. Nirgend einem Schwanken der

Hand, wo es gilt die dunkelsten Schatten aufzutragen, nirgend einer Unsicherheit in den Contouren der Gestalten, oder einer Farblosigkeit in der Ausführung, und doch ist Alles edel, rein und sauber. Es ist ein Ernst, eine Knappheit in der ganzen Erfindung und Darstellung, wie selbst Männer sie sehr selten erreichen. Es bringt sie in dieser Weise auch nur der hervor, der seinen Stoff so vollkommen beherrscht, alle Details desselben dermaßen besitzt, daß er immer Thatsachen geben, die Thatsachen für sich selbst sprechen lassen, die Motive in die Personen selbst hineinlegen kann, und also nirgend für seine Gestalten mit Erklärungen, Sentenzen und Reflexionen einzutreten braucht, welche über den Gesichtskreis der Personen und der Dichtung hinausreichen.

Einzelne Scenen des Romans, z. B. eine Feuersbrunst in einer Kattunfabrik, bei der ein junger Mann mit Lebensgefahr die in dem brennenden Gebäude Zurückgebliebenen errettet; eine andre Scene, in der Mary in einem kleinen Boote ein von Liverpool absegelndes Schiff zu ereilen strebt, dessen Steuermann allein, vor den Assisen durch seine Zeugenaussage, die Unschuld von Mary's, des Mordes angeklagten Geliebten, darthun *könnte*; die Assisensitzung selbst, sind Meisterwerke

der Darstellung. Der Roman ergreift mit der ganzen Gewalt der Wirklichkeit, und man möchte in gewissem Sinne diesen Darstellungen aus dem Volksleben den Vorzug vor Alle demjenigen geben, was selbst Sue und Georg Sand der Art geleistet haben, eben weil Mary Barton sich beständig auf dem Boden der harten, schweren Realität bewegt, unter der die Arbeitenden dulden; weil in dieser streng begränzten eisernen Wirklichkeit sich doch alle höchsten Leiden und Freuden, alle größten Empfindungen entwickeln, deren die Menschennatur fähig ist, und weil die Tendenz dermaßen in den Personen und Ereignissen aufgeht, daß nicht ein Bruchtheil davon für die reflektirende Bemerkung übrig bleibt.

Es ist für mich zwischen dieser Darstellung und den Werken der Franzosen ein Unterschied, wie zwischen Max Waldau's beiden oberschlesischen und den frühern schwäbischen Dorfgeschichten. Dort Alles strenge, ungeschminkte und darum so tief ergreifende Wahrheit, hier jenes Poliren der Zustände und Empfindungen, die im Grunde der romantischen Schule viel näher angehören, als ihre Verfasser glauben und wahrhaben möchten. Denn worin anders liegt das Wesen der Romantik, als darin, die Poesie nicht in der Wirklichkeit

zu ſehen, ſondern dieſe erſt in eine höhere Potenz — in ein Fabelreich — zu erheben, in das hinein man die Dichtung verſetzt.

Miß Jewsburry's beide Romane: Zoe, die vor ein paar Jahren erſchien, und die darauf folgenden Half-Sisters, haben weder die Straffheit, noch die energiſche Männlichkeit von Mary Barton. Man merkt ihnen überall die weibliche Hand an, indeß es iſt nicht die Schwäche, ſondern die gefühlvolle Anmuth der Dichtung, welche das Weib verräth. Zoe, die ſich in den letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts in der geiſtreichen Geſellſchaft jener Zeit bewegt, wird von den Engländern meiſt höher geſchätzt als die Halbſchweſtern, während ich die Letztern weit vorziehe. Die geiſtreiche Leichtfertigkeit des achtzehnten Jahrhunderts iſt dem ſittlichen Ernſte von Miß Jewsburry zu fremd, als daß ſie ſie darſtellen könnte, und Figuren wie Mirabeau, der in dem Romane erſcheint, ſind zu gewaltig für ſie. Dagegen hat ſie, und das iſt überhaupt ihre Kraft, die Fragen, welche damals die Zeit bewegten, mit einer Einfachheit und Klarheit, mit einem durch Gefühl und Verſtand erleuchteten Geiſte behandelt, die dem Romane eben die Gunſt des Publikums erworben *haben*. — Die Halbſchweſtern ſchildern den Lebens-

weg einer dramatiſchen Künſtlerinn, von ihrem erſten Erſcheinen in einer Kunſtreitergeſellſchaft, bis hin zu den glänzenden Triumphen von Drurylane und zu dem endlichen Landen in dem Eheglücke, das ihr an der Seite eines Grafen zu Theil wird. Alles an dieſem Romane iſt ſauber gezeichnet, fein und ſcharf beobachtet. Die Reflexionen, welche Miß Jewsburry häufig zu machen liebt, ſind feſt abgeſchloſſen und pointirt, ſo daß man von Anfang bis zu Ende, ſich nicht nur für die Figuren des Romans, ſondern auch für die Verfaſſerinn intereſſirt, und es nicht beklagt, wenn ihr die Kraft fehlt in ihrer Schöpfung unterzugehen, wie Mrs. Gaskell. Alles, was Miß Jewsburry im Leben ſo angenehm macht, die Natürlichkeit des Empfindens, die Schmuckloſigkeit der Erſcheinung, der klare Verſtand, der nie ohne eine Beimiſchung naiver Satyre beobachtet, und eine geiſtige Freiheit, eine Vorurtheilsloſigkeit, wie ſie unter den Engländerinnen ſelten ſind, das Alles ſpricht ſich in ihren Schriften aus. Dabei iſt es ein eigenthümlicher Zug in Miß Jewsburry, daß ſie bei der Neigung ſich an fremde Schöpfungen liebevoll hinzugeben, Gutes und Großes gradezu enthuſiaſtiſch anzuerkennen, doch einen ſtarken Zug hat zu ernſter, wiſſenſchaftlicher Kritik. Mehrere ihrer

kritiſchen Arbeiten in der Weſtminſter Revue, die ſich auf religiöſe Schriften bezogen, haben Aufſehen gemacht, und ich bin häufig gefragt worden, ob ſie wirklich von Miß Jewsburry wären, da man ſie ſelbſt in England, das den Frauen ſo gerecht iſt, nicht für das Werk einer Frau halten wollte. Anderſeits habe ich hier in Schottland oft Auskunft darüber geben ſollen, ob ſie wirklich ganz unkirchlich ſei? ob ſie ſich zu keiner Gemeine halte? die Grundſätze der Chartiſten billige? und was derlei Fragen mehr waren.

Beide Frauen, Mrs. Gaskell ſowohl als Miß Jewsburry ſchreiben vortrefflich und Beide ſind frei von jenem Hervorheben des Details, das für mich in der engliſchen Novelliſtik ſtörend überhand zu nehmen droht. Es iſt etwas Kerngeſundes in Beiden, ſo ſehr ſie im Uebrigen auch von einander verſchieden ſind, und Mary Barton ſowohl als die Halbſchweſtern wären des Ueberſetzens werther, als vieles Andre, das uns in den Meßkatalogen aufgetiſcht wird.

Wie mir aber bei jedem neuen Einblicke in das engliſche Leben und in die Literatur, die Nothwendigkeit drückend erſcheint, das Land in wenig Wochen zu verlaſſen, mich mit flüchtigem Verſtändniß begnügen zu ſollen, wo ich mit ſo vieler Liebe

tief einzugehen wünſchte, das wirſt Du mir nachfühlen können. Ich muß mich oft zwingen, nicht das Erreichbare von mir zu weiſen, weil ich eben nicht Alles erreichen kann, was ich erreichen möchte.

Den 9. Auguſt.

Geſtern Abend ſind Mr. Hunt und Signor Parlatori nach Edinburg abgereiſt, dadurch iſt es ſchon einſamer im Hauſe geworden; und auch heute hat es Abſchiedsbeſuche gegeben, da die Naturforſcher-Geſellſchaft auseinandergeht. Das geſellige Leben kommt dadurch zu mehr Ruhe, die Kreiſe werden kleiner. So war ich geſtern zu einem Mittagbrote bei Mrs. L. in Maggetland, am Fuße der Pentlandhills, eine deutſche Meile von der Stadt. Der Weg durch das aufſteigende Land, die ganze Gegend und das ſtattliche Manorhouſe mit ſeinen Eichen und Wieſentriften, mit ſeinem Vogelſang und Blumenduft, waren ſehr lieblich. Es wird von einer alten Dame und ihrer unverheiratheten Tochter bewohnt, die eine ernſte, wiſſenſchaftliche Richtung verfolgt, und ſich tüchtige geologiſche Kenntniſſe erworben haben ſoll. Das Bibliothekzimmer mit den mineralogiſchen Sammlungen war ein lieblicher Aufenthalt. Kloſterſtille

mitten in einer, der Welt angehörenden Lebensweise. Das Spiel des Blätterschattens an den Wänden des durchsonnten Raumes, die Frische der Luft, und dabei all die Schränke voll Bücher — es muß eine Lust sein in solchem Raume zu arbeiten, und von seinen Büchern gleich hinaustreten zu können in einen englischen Park.

Die Gesellschaft bestand aus Edinburgern, mit Ausnahme eines Landedelmannes aus Dorsetshire und ein Paar Anderer aus der Umgegend. Es waren Alles sehr freisinnige Leute, die den Continent bereist hatten, Deutschland und deutsche Litteratur kannten, und der deutschen Philosophie eine nicht zu ferne Zukunft in England voraussagten. Sie werde darum wirksam in England werden, meinte der Dorsetshireman, weil sie praktisch den Boden für sich vorbereitet finde. »Das Gas sei da, man dürfe es nur anzünden, um Licht zu erhalten!» während man in Deutschland wisse, »daß Gas brennbar sei, ohne es vorräthig zu haben oder erzeugen zu können!» — Später am Abende wurde Musik gemacht. Man begann mit einer italienischen Arie, ging aber bald zu den National-Melodien und Liedern über. Wir kamen erst nach zwölf Uhr nach Edinburg zurück. Die Nacht war fast taghell. Zur Zeit des längsten Tages

ſollen die Nächte hier ſchon faſt unmerklich werden und in warmen Sommern ſo zauberhaft ſchön ſein, daß ſie alle Phantaſien des Sommernachtstraumes rechtfertigen.

Auf dem Wege nach Maggetland hat man mir ein wunderliches Enſemble von Baulichkeiten gezeigt, aus dem ein alter Thurm hervorragt. Dieſen Thurm hat zu Maria Stuarts Zeiten ein berühmter Mathematiker, Napier, bewohnt, und er ſoll innerlich wie äußerlich vollkommen erhalten ſein.

Heute früh war ich mit Miß Eb. in Roslin Caſtle, Roslin Abtey und in den Parks von Hawthornden, etwa zwei deutſche Meilen von Edinburg. Wir fuhren mit einem Omnibus hinaus, und brachten es, trotz der ſorgfältigſt für uns aufgeſchriebenen Direktion unſerer Freunde, glücklich zu Stande, beim Verlaſſen des Wagens eine falſche Straße einzuſchlagen. Dadurch machten wir einen Umweg von anderthalb Stunden. Aber die Gegend iſt ſo ſchön, daß man dies nicht zu bedauern hat.

Das Thal, oder eigentlich die Schlucht von Roslin, iſt eng zwiſchen Felſen eingeklemmt, durch die ſich ein Flüßchen im raſchen Laufe hinſchlängelt. Man hatte uns angewieſen, nicht über Haw-

thornden zu gehen, weil der Beſuch dieſes Schloſ-
ſes und der Weg durch die Parks nur Donner-
ſtag's geſtattet ſei. Durch unſer Verfehlen der
rechten Straße befanden wir uns aber urplötzlich
vor dem ſaubern Hauſe eines Portiers und erfuh-
ren auf unſere Frage, wo wir denn eigentlich wä-
ren? — »In Hawthornden!« — Der Rückweg
würde ſehr weit geworden ſein. Die gute alte
Portierfrau mit hochhinaufgehender Schürze, und
ihre noch ältere Mutter, deren Haut wie eine
knorrige, von Stürmen und Jahren gezeichnete Ei-
chenrinde ausſah, nöthigten uns in das kühle cot-
tage einzutreten, lebhaft bedauernd, daß wir in der
Hitze eine ſo weite Tour vergebens gemacht ha-
ben ſollten. Sie boten uns Waſſer, Milch, Oat-
mealcake an, (das ſchottiſche Haferbrod, das, wenn
es eben friſch gebacken, ſehr wohlſchmeckend iſt) be-
riethen ſich dann leiſe mit einander, und endlich
meinte die Jüngere der beiden Greiſinnen, ſie
wolle in das Schloß hinaufgehen, um zu erlangen,
daß ſie eine Ausnahme machen und uns durch den
Park führen dürfe. »Ich höre an Ihrer Sprache,
ſagte ſie, daß Sie eine Fremde ſind! Bei Leuten
aus Edinburg muß man darauf ſehen, daß ſie den
Donnerſtag einhalten; Sie werden aber nicht ge-
wußt haben, daß Sie nur Donnerſtag herkommen

können. Es iſt Unrecht, daß man Ihnen dies nicht geſagt hat; Sie können nun aber doch nicht unverrichteter Sache fortgehen!« Dabei ſuchte ſie umher in dem kleinen Nebenzimmer, in dem ſich das Bett befand, brachte ein verſtaubtes Schreibzeug und ein noch verſtaubteres Stückchen Papier zum Vorſchein, und ſagte: »Schreiben Sie auf, daß Sie eine Fremde und woher Sie ſind, dann will ich's hinauftragen und ausrichten!« Ich ſchrieb die Bitte, uns den Beſuch des Parks zu geſtatten, auf meine Karte, die Alte ging fort, und nun fing die zurückgebliebene Greiſinn, die einen langen grauen Bart hatte, mit uns zu plaudern an, von Sir James Drummond, dem Beſitzer des Schloſſes, und wie ſie und ihre Familie ſchon lange auf »dem Platze« wäre, und wie die Fremden von allen Weltgegenden herkämen, und wie leid es ihr thun würde, wenn man uns nicht einließe, weil wir ſo Etwas nicht wieder zu ſehen bekämen.» Gar gutes, freundliches Geſchwätz.

Nach einer Weile kam die andere Frau mit dem Gärtner zurück, und wir traten die Wanderung durch den Park an, lehnten es aber ab, das Schloß zu beſehen, das einſt einem Freunde Shakespeares, dem Dichter Drummond, gehört hat. Der Gärtner erzählte uns, daß der berühmte Ben

Jonson zu Fuß von London nach Hawthornden gekommen sei, um den ihm befreundeten Poeten zu besuchen, bei dem er mehrere Wochen zugebracht habe. — Wo irgend ein bedeutender Mann Englands geweilt hat, wird das Andenken daran als eine Ehre für den Platz heilig gehalten. Dadurch bleibt die Erinnerung an die großen Männer des Vaterlandes wach, sie leben fort im Volke, während schon jetzt in Deutschland die Stelle unbekannt ist, an der Schiller eigentlich begraben worden, und das Volk nicht zu sagen weiß, wo er, wo Fichte, Schlegel und die Humboldt's einst in Jena wohnten.

Der Park von Hawthornden ist sehr pitoresk, das Schloß selbst, vor dem eine prächtige Equipage, von mehreren Reitern begleitet, abfuhr, auf einem Felsvorsprunge gelegen. Ueberall hat man die schönsten Felspartien, und ein besonders hervorragender Stein, der sich weit hinausbeugt über eine Thalschlucht, ward als ein Punkt bezeichnet, von dem einst John Knox, zu einer großen Volksversammlung gesprochen hat.

Begleitet von der gastlichen Alten aus dem Portier-Hause, gelangten wir an das Ende des Parks, ihr herzlich für ihre Vermittlung dankend, und gingen nach Roslin, immer dem Wasser in

der Thalſchlucht folgend, Berg auf und ab, wie der gebahnte Weg es bot. Einmal begegneten wir einer Gruppe von Spazierengehenden, und ſahen einzelne Perſonen, Männer und Frauen, mit Zeichnen beſchäftigt. Dennoch war es recht einſam und ſtill in der grünen Wildniß, in der die Tannen und Eichen leiſe unter dem Winde rauſchten, der die ſchweren Gewitterwolken aufzuſteigen hinderte.

So erreichten wir Roslincaſtle, von dem nur wenig trümmerhaftes Gemäuer ſich auf dem Berge erhalten hat. Aber die Ausſicht, wenn man durch das alte Thor in's Freie tritt, iſt lohnend für die Mühe des Weges. Da wir dem Wetter nicht vertrauen durften, wendeten wir uns gleich zur Roslinkapelle, die ziemlich fern vom Schloſſe, auf einem beſondern Hügel ſteht.

Sie iſt im fünfzehnten Jahrhundert von dem damaligen Beſitzer des Roslincaſtle, dem Earl von Orkney, Lord von Roslin gegründet, und nachdem ſie in den Revolutionskämpfen des ſiebzehnten Jahrhunderts zum Theil zerſtört worden, hat man ſie in ſpäterer Zeit faſt ganz reſtaurirt. Es iſt ein ſchönes, eigenthümliches Gebäude, mit einer Art von Krypte, wie ich ſie in Schottland noch nicht geſehen. Auch die Architektur und die Ver-

zierungen derselben scheinen mir nicht sowohl im anglogothischen, als in dem Normannenstyle gehalten, den wir in den Palermitanischen Kirchen oder im Rogersaale zu Palermo kennen gelernt.

Unter den cannelirten Säulen, die das Gewölbe tragen, befindet sich eine, deren Cannelirung mit Gewinden von Laub arabeskenartig umgeben, und oben mit allerlei Emblemen und Symbolen verziert ist. Der Custos erzählte lange von den Merkwürdigkeiten der Kirche und namentlich von dieser Säule, sprach aber so schottisch, daß ich kein Wort verstehen konnte, und selbst meine Gefährtinn, obschon eine geborene Schottin, nicht besser daran war als ich. Das Handbuch berichtet von der reich verzierten Säule eine jener Anekdoten, die sich in fast gleicher Form auch an andere architektonische Kunstwerke knüpfen. Es heißt, der Werkmeister, unfähig den Pfeiler nach den ihm vorgelegten Zeichnungen auszuführen, sei nach Italien gewandert, um dort zu sehen, wie man es zu machen habe. Bei seiner Rückkehr jedoch sei der Pfeiler von einem seiner Schüler bereits auf das Glücklichste vollendet gewesen, und der Meister darüber, von Neid entbrannt, in solche Wuth gerathen, daß er den Jüngling mit einem gewaltigen Hammerschlage getödtet, um sich des Nebenbuhlers

zu entledigen. Auf dem Architrav zwiſchen dem »Lehrlings-Pfeiler« wie er genannt wird, und der zunächſt ſtehenden Säule, befindet ſich die Inſchrift:

> Forte est vinum, fortior est rex, fortiores sunt mulieres; super omnia vincit veritas! *)

eine gute Inſchrift für eine Kirche.

Wir langten, von Wind und Regen bedroht, bei dem Fallen der erſten ſchweren Tropfen in dem Gaſthofe an, in dem wir unſer luncheon einnehmen wollten, und konnten danach das Haus nicht mehr verlaſſen, weil der Regen in Strömen herabzurauſchen begann. So warteten wir denn bis zum Abgehen des Omnibus und fuhren um fünf Uhr wieder nach Edinburg zurück, während der Himmel ſich aufhellte, und nun aus all den Landhäuſern, an denen wir vorüberkamen, Reiter und Reiterinnen ſich aufmachten, die erfriſchte Luft zu genießen.

*) Der Wein iſt ſtark, der König iſt ſtärker, die Frauen am ſtärkſten; aber über das Alles ſiegt die Wahrheit.

Siebenundzwanzigste Sendung.

Vom 10. Auguſt.

Ich benutze ein Paar einſame Abendſtunden, Dir meinen heutigen Ausflug nach Stirling zu beſchreiben. Er iſt weiter geweſen, als der neuliche nach Roslin, denn bis Stirling hat man von Edinburg ein Paar Stunden mit der Eiſenbahn zu fahren. Ich verließ am Vormittag die Stadt ohne Geſellſchaft, weil ich unterwegs mit einem der Naturforſcher, einem Freunde der Familie Ch., zuſammentreffen ſollte, welcher mir ſeine Begleitung für die Partie angeboten hatte.

Durch bewaldetes, hügliges Land führt die Eiſenbahn nach Linlithgow, dem Geburtsorte und

Lieblingsaufenthalte Maria Stuarts. Das große, feste Schloß, und die über Baumgruppen ſtattlich hervorragende Kirche liegen auf einem niedrigen Felſen mitten in einem klaren See, und ohne daß ich eine Aehnlichkeit in der Architektur finden konnte, hat dies Schloß, mit ſeinen langen, ein Viereck bildenden Flügeln, wie es ſich über dem Waſſer erhebt, mich lebhaft an den Sitz der deutſchen Hochmeiſter, an das Schloß von Marienburg in Oſtpreußen erinnert.

Eine ältliche Quäkerinn, die mit mir im Wagen ſaß, nannte mir, da ſie ſah, daß ich ab und zu im Guide blätterte, mit großer Freundlichkeit alle Plätze, an denen wir vorüberkamen, die Namen der Höhenzüge am Horizonte, die hervorragendſten Spitzen der Berge, und fügte noch eine Menge kleiner hiſtoriſcher Bemerkungen hinzu, von denen ſie annehmen konnte, daß ſie für den Fremden Intereſſe hätten.

Bei Linlithgowbridge kamen wir über den Avon, den ich einſt weiterhin gen Süden wiederzuſehen hoffe, und befanden uns bald darauf in Stirlingſhire, wo der Zug in Falkirk eine Weile anhielt. Unweit Falkirk liegt das Dorf Bannockburn. Meine Reiſegefährtinn erzählte mir, daß bei demſelben im Jahre dreizehnhundertvierzehn

die berühmte Schlacht zwischen Eduard dem Zweiten und Robert Bruce gefochten worden, in welcher dieser mit seinen tapfern Schotten das mehr als drei Mal so starke Heer der Engländer besiegte. Sie nannte mir noch drei, vier andre Schlachten, welche in dieser Gegend zu verschiedenen Zeiten geliefert worden; ihre Namen sind jedoch meinem Gedächtnisse vollständig entschwunden.

Gegen ein Uhr etwa erreichten wir Stirling. Es ist an dem Flusse Forth auf einem Felsen gelegen, von dem das mächtige Schloß majestätisch in das weite Thal hinabsieht. Ich fand Herrn Sp. meiner schon wartend, und nachdem wir in einem der Eisenbahn nahe gelegenen Hotel ein sehr gutes luncheon gemacht, fuhren wir gemeinsam zu dem Castel hinauf. Der Weg ist steil genug, gewährt aber dafür überall malerische Blicke und hübsche architektonische Ansichten, da sich zwischen der leuchtenden Sauberkeit der neuen Gebäude doch noch genug graues, winkliges Stein- und Mauerwerk erhalten hat.

Wann das Schloß gegründet, weiß man nicht genau, doch muß es in den ältesten Zeiten geschehen sein, da es schon sehr früh als bedeutende Festung, als Gegenstand des Kampfes aufgeführt wird. Die Gebäude auf der Südseite des Hof-

raumes ſind die älteſten. Später, als die Stuarts Stirling Caſtle zur königlichen Reſidenz erwählten, entſtanden ganze Flügel neu; namentlich hat Jakob der Fünfte, Maria Stuarts Vater, einen Pallaſt für ſeine Hofhaltung errichten laſſen, deſſen Zierrathen ſehr merkwürdig ſind. Sie beſtehen aus Säulen, welche, aus der Wand auf halber Höhe der Mauer hervorſpringend, das obere Stockwerk umgeben, ohne eigentlich das Dach zu tragen. Sind nun Säulen, die nicht vom Boden aus emporſteigen, und Nichts ſtützen oder tragen, an und für ſich geſchmacklos, wie alles Unbegründete in der Architektur, ſo ſind es dieſe doppelt. Sie ruhen auf frazzenhaften, weit vorgeſtreckten, liegenden Menſchengeſtalten, ſteigen ein Ende aufwärts, brechen dann plötzlich ab, und es folgt als Fortſetzung eine zweite vaſenförmig geſtaltete, kleinere Säule, auf der eine ſtehende Menſchenfigur den Schluß macht. — Das Ganze iſt ſo wunderlich, daß man glauben muß, der Architekt habe damit das Gebilde eines wüſten Traumes in Stein verewigt; denn Abgeſchmacktes iſt durch Ueberlegung ſchwerer zu erfinden als man denken ſollte.

Ob der Aufſeher des Schloſſes nicht den rechten Willen, oder wir nicht die rechte Luſt hatten, das ganze Innere des Gebäudes zu ſehen,

lasse ich unentschieden. Jedenfalls war der Eifer von beiden Seiten mäßig und wir begnügten uns mit ein Paar Gemächern, die nichts Merkwürdiges boten, um desto mehr Zeit auf den Wällen zubringen und uns um so länger an dem Anblick der Gegend erfreuen zu können.

Man gelangt zu den Wällen durch die Gärten. Sie werden als die Spielplätze Jakobs des Ersten von England bezeichnet, der hier unter Aufsicht des Grafen und der Gräfinn Mar seine ersten Lebensjahre zugebracht hat. Der alte Invalide, der uns führte, versicherte, daß sie noch ganz in der Eintheilung der alten Zeit erhalten würden, was wohl möglich sein kann, da sie von der jetzigen englischen Gartenanlage sehr abweichend sind. Indeß vergißt man die nächste Umgebung bald, weil die schöne Ferne den Blick und die Theilnahme fesselt.

Durch das weite Thal, das sich gen Norden vor dem Felsen ausbreitet, schlängelt sich in mäandrischen Windungen der Forth, auf dem ein Dampfschiff, so schnell es hinflog, uns doch sehr lange sichtbar blieb, eben weil die Biegungen des Flusses es in dem Thale festhielten. Das Thal ist trefflich angebaut. Ueberall Dörfer und Landhäuser so weit man blickt, bis sich endlich das frische

glänzende Grün des Vorgrundes in das Blau der Ferne verliert, und die Ochilhills das Thal gegen Osten und Norden begrenzen. Im Süden liegen die Campsiehills, während sich nach Westen das Thal von Menteith öffnet, das die stattlichen Berge des Hochlandes begrenzen. Einzelne Felsenspitzen von besonders schöner Form sind der Ben Lady, Ben Valek, Ben Crochin und Andre mehr. Es ist eine eben so weite als liebliche Rundschau, und die am Fuße des Schlosses sich ausbreitende Stadt, so wie die Ruinen der Abtey von Cambuskenneth tragen, indem sie den Vordergrund beleben, dazu bei, die weitere Landschaft um so stiller, die Ferne um so träumerischer erscheinen zu lassen.

Wir konnten uns nur schwer von dem Anblick trennen, indeß die Nothwendigkeit zur rechten Zeit die Eisenbahn zu erreichen, machte der stillen Naturbetrachtung gebieterisch ein Ende. Wir verließen das Schloß und fuhren durch die schmalen, alten Straßen unterhalb desselben nach der, von Jakob dem Vierten gegründeten Franziskaner-Kirche, in der kurze, aus Quadern aufgebaute, aber sehr dicke Säulen die Wölbung tragen. Was einst von Verzierungen in dieser Kirche gewesen sein mag, in der der Earl von Arran, Regent von Schottland, den Katholizismus abschwor,

das hat der schönheitsfeindliche Eifer der Protestanten zerstört. Auch läßt sich nichts Oederes denken, als eine solche, von puritanischer Strenge gesäuberte Kirche. Weder ein staatliches, noch ein religiöses Symbol, weder das Wappen des Königs, noch das Kreuz des Heilandes. Diese kirchliche Welt der Puritaner ist öde und leer — möglich daß auch hier, wie über der Oede und Leere der Gewässer, einst der Geist Gottes geschwebt hat. Für Menschen mit unserm Bewußtsein, denen die Verehrung des Schönen Religion ist, hat diese Schönheitslosigkeit etwas Trostloses. Ich verlor die Lust die Kanzel von Knor zu betrachten, welche man uns in einem Saale neben der Kirche zeigte, und war froh, als ich mich wieder unter blauem Himmel befand. In solchen kalten leeren Räumen kann nur der Glaube beten, der die Welt als ein Jammerthal, als das Zuchthaus ansieht, in dem die ganze Menschheit die Erbsünde unter lauter martervollen Entsagungen abzubüßen hat, um zuletzt noch nach dem Tode mit ewig währenden Qualen für augenblickliche Irrthümer bestraft zu werden. Eine wunderbare Art von himmlischer Gerechtigkeit! Es überliefen mich fröstelnde Schauer, als mir in der Kirche das Bild dieser unnatürlichen Weltanschauung vor die Augen trat. Man wun-

dert ſich nur zuletzt, daß eine ſolche Askeſe nicht auch das Gras der Wieſen abzubrennen, die Blumen zu zertreten, das Laub von den Bäumen zu reißen und die Luft mit Moderdüften zu erfüllen geſucht hat, um ſich, wie von der Freude an der Kunſt, ſo auch von der Freude an der Natur abzuwenden, zu der jeder Augenaufſchlag, jeder Athemzug uns zwingt. Im Bereich religiöſer Uebertreibungen giebt es keine Grenze. Wenn man von Menſchen, die ihre Religion, ihre Begeiſterung aus einer Offenbarung, nicht aus eigenem Urtheil ziehen, das Unwahrſcheinlichſte als ihren Grundſatz, als Form ihres Kultus erzählen hörte, man dürfte es glauben. Wo das Urtheil des Verſtandes endet, beginnt die Herrſchaft unbeſtimmter Empfindungen und Phantaſien, und dem Unverſtande, dem Wahnſinn, die eben ſo leicht einziehen als ſie ſchwer zu vertreiben ſind, wird Thür und Thor geöffnet.

Dicht an der Kirche ſtehet Mar's Work, die letzten Reſte eines Pallaſtes, die der Earl von Mar zum großen Aerger ſeiner Zeitgenoſſen aus den Ruinen einer Abtey erbaut hatte, wie der Protektor Sommerſet ſeinen Pallaſt im Strand zu London. Einige Inſchriften an Mar's Work, die ich jedoch nur mit Hilfe des Handbuches leſen konnte,

bieten dem öffentlichen Urtheil Trotz oder ſuchen es zu beſänftigen. Sie lauten:

Speik forth and spair nocht;
Consider weel, and cair nocht.

The moir J stand in oppin hitht,
My faultis more subject ar to sitht.

J pray all luikars on this luging,
With gentle e to gif their juging. *)

Weiter hinab auf unſerm Wege in die Stadt ſahen wir noch hie und da manch altes Bauwerk, unter denen Argyle's Lodging mit hübſcher Steinarbeit das Bedeutendſte iſt. Im Ganzen aber liegt das Intereſſe, das man daran nimmt, wohl mehr in dem Beſtehen dieſer alten Gebäude, als in ihrer Schönheit, da ſie nichts architektoniſch Bedeutendes bieten.

Zu den Merkwürdigkeiten Stirlings, die ich nicht geſehen, gehört the Stirling Jug, das Maß

*) Sprich' grad 'raus und ſchone nicht!
Ueberleg' wohl und kümm're Dich nicht!

Je mehr ich ſteh' in offner Sicht,
So mehr fällt auf mein' Schwachheit Licht.

Ich bitt' All, ſo dies Haus beſehen,
Nicht zu ſtreng in's Gericht zu gehen.

für trockene Dinge, nach dem alle Maße des ganzen Landes gerichtet, und das durch eine schottische Parlamentsakte im fünfzehnten Jahrhundert der Stadt Stirling anvertraut wurde. In gleicher Weise erhielten, damit die Städte nicht neidisch sein möchten über die Auszeichnung, Linlithgow die Ruthe, Edinburg die Elle, Perth die Garnhaspel und Lanark das Pfund. Solch kleine Züge geben das Bild und das Wesen des Mittelalters oft deutlicher wieder, als manche lange Beschreibungen und Charakteristiken, wie ein einzelner Zug in der Handlungsweise eines Menschen, eine einzelne Bewegung seiner Gesichtsmuskeln uns oft Aufschlüsse über ihn liefern, die eine lange Bekanntschaft uns nicht zu bieten vermochte. Diese plötzlichen und vereinzelten Erscheinungen sind wie der Stein von Rosette. Sie geben den Schlüssel für die oft gesehene und doch nicht zu enträthselnde Chifferschrift.

---

den 11. August.

Es fügt sich gut, daß der Tag vor meiner Abreise grade ein Sonntag ist, und daß ich ihn also in Ruhe verlebe. Nur am Morgen habe ich noch einen Abschiedsbesuch bei Lady D. gemacht

und bin mit ihrer Familie in dem Hause eines eben verstorbenen Malers, Sir William Allan, gewesen, dessen hinterlassene Werke man mich sehen lassen wollte. Es waren große Schlachtgemälde mit vielen Figuren.

Bei diesem Besuche der Bilder von Allan erlebte ich wieder einen auffallenden Beweis von puritanischer Strenge. Man hatte bei Lady D. gefrühstückt, und ihre Tochter forderte außer mir noch zwei andere Damen zu dem Besuche der Bilder auf; aber der Gedanke, am Sonntage, während des Gottesdienstes, sich einen Kunstgenuß zu bereiten, rief bei diesen ein solches Entsetzen hervor, daß sie uns förmlich versteinert und lautlos ansahen, mit angstvoll fragendem Blicke forschend, ob solche Gräuelthat denn wirklich möglich sei? Erst eine Minute später rang sich ein kaltes: oh no! thank you! aus ihrer Brust hervor, aber die gute englische Erziehung hielt sie ab, auszusprechen, daß sie in die Kirche gehen wollten, weil darin ein Tadel für uns gelegen haben würde. Sie strebten nur ihr Seelenheil zu bewahren, ohne die Andern zu gleicher Handlungsweise zwingen zu wollen.

Trotz solch einzelner Züge scheint es mir, als ob man im Allgemeinen in Edinburg in kirchlichen

und ſtaatlichen Dingen doch freiſinniger wäre, als in London. Man urtheilt häufiger und ſtrenger über die Mängel der ſtaatlichen Einrichtungen, was vielleicht auch davon herrühren kann, daß man in Edinburg der glänzenden Seite der engliſchen Zuſtände nicht ſo nahe iſt als in London, während man das Elend Irlands dicht vor Augen hat. Ueberhaupt iſt meiſt in den Monarchien die Freiſinnigkeit und das unbefangene kritiſche Urtheil der wohlhabenden Stände in den Provinzen größer, als in der Reſidenz; während die Bildung und mit ihr der Freiheitsbegriff der Arbeitenden in den Provinzen geringer iſt, als in der Hauptſtadt; ſofern dort nicht die, durch Fabriken erzeugte Noth den Lehrmeiſter und Aufklärer der Armen gemacht hat.

Morgen früh nun geht es weiter fort, abermals ſchweren Herzens, denn Stadt und Menſchen ſind mir lieb geworden, und ich glaube zuverſichtlich, daß Deutſche ſich noch ſchneller in Edinburg, als in London heimiſch fühlen, daß vielleicht manche unſerer exilirten Freunde hier noch leichter feſten Grund und Boden gewinnen würden, als in dem von Deutſchen überfüllten London.

Dazu hat hier die Highſchool, die ſich, weil die Stadt kleiner iſt, mehr in den Vorgrund ſtellt,

als die einzelnen derartigen Anſtalten es in London vermögen, für den deutſchen Gelehrten ſicher etwas Anheimelndes. Es ſollen ſich ſehr ausgezeichnete Männer an der Highſchool befinden und der Verkehr unter ihnen belebt und förderſam ſein. Unter den Studenten Edinburgs iſt auch eine junge Dame, die ſich den Wiſſenſchaften widmen will. Ob ſie mit ihren, dem gewöhnlichen weiblichen Bildungsgrade angehörenden Vorkenntniſſen zu einem Reſultate kommen werde, laſſe ich unerörtert, obſchon die Kluft von der weiblichen Schulbildung zum Studium abſtracter Wiſſenſchaften eine ſehr weite iſt; mich intereſſirte nur die freundliche Förderung, welche man ihr von allen Seiten angedeihen läßt. Die angeſehenſten Familien haben ſie bei ſich aufgenommen, die Profeſſoren ihr einen beſondern Platz neben dem Catheder angewieſen, man hilft ihr mit Unterricht nach und hütet ſich ſie durch ein voreiliges Urtheil über ihr Unternehmen zu beirren; man wartet das Ende ab und läßt ſie gewähren. Fördernde Duldſamkeit iſt aber Alles, was die Ausnahme bedarf, um ſich entwikkeln zu können.

Ich ſende den Brief fort und werde den nächſten kaum folgen laſſen können, ehe ich meinen Ausflug nach Norden, der über Glasgow und

Oban nach den hebridischen Inseln gehen soll, beendet habe. So könnte eine Pause in der Correspondenz entstehen. Damit Dir diese aber nicht zu lange werde, sende ich Dir heute die schon mehrmals erwähnten Notizen mit, welche ich mir nach dem »life of Queen Mary« von Henry Glasford Bell gemacht habe.

Du hast mich manchmal mit meinem »Magdalenen-Cultus«, mit meinem Eifer geneckt, der Vertheidiger aller der Frauen zu werden, die man schuldlos anklagte und verdammte, und die sich nicht selbst dagegen rechtfertigen konnten. Dies Bestreben zu vertheidigen, hat jene vortrefflich geschriebene und mit zahlreichen Citaten und Quellenangaben versehene Biographie in mir wieder einmal auf das Lebhafteste erregt. Wie das Unrecht, welches einer lebenden Person widerfahren, hat mich die Ungerechtigkeit betroffen, welche an Maria Stuart während ihres Lebens und nach ihrem Tode verübt worden ist.

Fragt man, wie das ganze Dasein einer hochgestellten Frau in allen ihren Handlungen gänzlich entstellt werden konnte, so liegt in diesem Falle eine leichte Erklärung vor. Der Erste, welcher eine Biographie Maria's, eine Geschichtsschreibung ihrer Regierung lieferte, war ihr Lektor,

der gelehrte Buchanan, ein Freund Lord Burleighs, ein Mann der, auch während er in Maria's Diensten stand, eine Pension von Elisabeth erhielt — und der nach Maria's Tode nur im Interesse seines Freundes Burleigh und seiner königlichen Beschützerinn geschrieben hat. Da er in Maria's Nähe gelebt, galten seine Aussagen den spätern Historikern viel, und Maria's Freunde hatten nicht die Gaben, wenn auch den Willen, ein ähnlich gewichtiges Werk über ihr Leben zu veröffentlichen. Erst den spätern und den letzten Nachforschungen in Aktenstücken, Briefschaften u. s. w., welche alle von Bell gewissenhaft angegeben worden sind, ist es gelungen die Rechtfertigung der Königinn zu bewerkstelligen, die mir solche Genugthuung gewährt.

Ich habe mich bei den Notizen, die ich Dir machte, natürlich sehr beschränken, mich hauptsächlich an die Punkte des Lebens halten müssen, die wir am meisten verdammen gehört haben, und nur ab und zu den Hintergrund durchscheinen lassen können, so weit er zum Verständniß jener Thatsachen nöthig war. Dennoch bringt Dir der Entwurf wohl manche neue Fakta, und Du hast Freude daran, bis Du einmal das ziemlich starke Werk selbst in die Hand bekommst, das in jedem

Betrachte anziehend, und wie Mr. Chambers mir ſagte, die beſte Biographie der Königinn iſt. Laß Dir alſo die Extraſendung lieb ſein und lebewohl bis zum nächſten Briefe.

Achtundzwanzigste Sendung.

Iſt auf irgend ein Weſen das ſchöne Wort der Stael anwendbar: tout comprendre serait tout pardonner, ſo iſt es auf Maria Stuart. Ja man könnte ſagen: »Alles wiſſen, heißt einſehen, daß man Nichts zu verzeihen, ſondern nur zu beklagen habe.« Nicht um Herzensverirrungen, nicht um elende Liebesverhältniſſe handelt es ſich in ihrem Leben, ſondern um Revolutionen eines herrſchſüchtigen Adels, um Religionskämpfe, um den ſchwerſten Verrath, der je verübt ward an einer Königinn und an einem Weibe.

Maria Stuart beſaß zu ihrem Verderben das weiche Herz, die ganze Selbſtloſigkeit eines hingebenden Frauencharakters, in einer Zeit, in

der das Weib den energiſchen Egoismus einer Eliſabeth haben mußte, um ſich auf dem Throne und den Männern gegenüber zu behaupten. Man braucht nur einen Blick zu werfen auf Shakespear's in England handelnde Dramen, um ſich zu überzeugen, wie in jenen Tagen das Weib der Spielball männlicher Launen, das Ziel eines ſchrankenloſen ſinnlichen Verlangens oder der Sklave der roheſten Gewalt geweſen iſt. Diejenigen Dichtungen, in denen der Frau eine edlere Stellung angewieſen, in denen ihr eine tiefere Liebe geweiht wird, hat Shakespear meiſt, bezeichnend genug, außerhalb Englands verlegt, und England war in ſeiner Civiliſation Schottland um ein Bedeutendes voraus.

Trotz ſeiner conſtitutionellen Verfaſſung, trotz ſeiner Parlamente herrſchte in Schottland faſt nur das Recht des Stärkern. Das Volk war roh, die Katholiken unter demſelben eben ſo blind in Aberglauben befangen, als die Proteſtanten unduldſam und fanatiſch in ihrem Aufklärungseifer. Der niedere Adel war unwiſſend, und als Werkzeug in den Kämpfen des höhern Adels verwildert; der höhere Adel herrſchſüchtig und ehrgeizig, der Kampf zwiſchen der Krone und dem Adel keineswegs beendet, und die ſich ſchnell verbreitende

Reformation hatte vollends mit ihrem Parteiwesen die Sicherheit der Zustände so tief untergraben, daß selbst die kraftvolle Hand König Jakobs des Fünften das Scepter als eine schwere Last empfand und es nur mit Aufbietung ihrer ganzen Stärke zu halten vermochte. Zu Maria's Unglück starb ihr Vater, in der vollsten Blüthe jugendlicher Männlichkeit wenige Tage nach ihrer Geburt, und der Streit um die Vormundschaft, der Streit um die Regentschaft während ihrer Minderjährigkeit entbrannten schon neben der königlichen Leiche.

Maria's natürlicher Vormund wäre ihre Mutter, Maria von Guise, gewesen, durch ihre Stellung, wie durch Charakter, Geist und Wissen zu diesem Amte gleich befähigt. Aber die protestantische Partei war abgeneigt, einer Tochter der Guisen, einer eifrigen Katholikinn, die Herrschaft zu überlassen, und selbst von Seiten der Katholiken fand sie keine Unterstützung, weil das Haupt derselben, der Cardinal von Beaton, die Regentschaft für sich selbst in Anspruch nahm.

Diesen beiden katholischen Prätendenten standen von Seiten der Protestanten die Earls von Arran und von Lenox entgegen (die nächsten Erben des Thrones, falls Maria starb), und James Stuart, der älteste von König Jakobs drei natür-

lichen, mit einer Lady Douglas von Lochleven erzeugten Kindern; ſo daß nicht leicht ein Ende der Regentſchaftsfrage abzuſehen war.

Die Königinn Mutter mußte das Kind aus einem feſten Schloſſe in das andere flüchten, um es vor den Händen der verſchiedenen Prätendenten zu bewahren, bis endlich die Forderungen Heinrichs des VIII. für den Augenblick eine ausgleichende und beruhigende Entſcheidung der ſchottiſchen Verhältniſſe zu Wege brachten.

Begierig, Schottland und England unter der engliſchen Krone vereinigt zu ſehen, verlangte er die Hand der jungen Königinn für ſeinen Sohn Eduard, und als Maria's Großonkel, die Vormundſchaft über ſie, ihre Erziehung in England, und bis zu ihrer Großjährigkeit die Regentſchaft über Schottland. Dieſem Anſinnen nicht zu willfahren, fühlten ſich alle Parteihäupter gedrungen, mit Ausnahme von Lenox, der mit Entſchiedenheit die Anſprüche des Königes vertrat, nachdem er die Hoffnung aufgegeben hatte, die ſeinen durchſetzen zu können. Die übrigen Prätendenten vereinigten ſich dem Haupte der Proteſtanten, dem Earl von Arran die Regentſchaft von Schottland, Maria von Guiſe aber die Vormundſchaft über ihre Tochter anzuvertrauen, und um ſich gegen Heinrichs

drohende Forderungen noch wirksamer zu schützen, schloß auf Vermittlung der Königinn Wittwe der Earl von Arran ein Bündniß mit Frankreich. In Folge desselben ward Maria Stuart dem Dauphin verlobt, ihre Erziehung in Frankreich beschlossen, wogegen Heinrich der II. den Schotten Hilfstruppen und Beistand gegen England zusagte und den Earl von Arran zum Herzog von Chatelheraut ernannte. Lenox aber verließ nach dieser Wendung der Dinge Schottland, wanderte nach England aus, ward von Heinrich reich mit Gütern belehnt und mit einer Nichte desselben verheirathet. — Das war die Lage des Landes zur Zeit von Maria Stuarts erster Jugend, der Hintergrund des aufzustellenden Tableaus.

Kaum fünf Jahre alt, ward dem Traktate gemäß, Maria Stuart von ihrer Mutter getrennt, und mit einer Flotte, welche Hilfstruppen nach Schottland gebracht hatte, in Begleitung ihrer Bastardbrüder und ihrer Spielgefährtinnen nach Frankreich gesendet. Diese Letztern, vier der Königinn gleichaltrige Edelfräulein, welche Alle den Namen Maria trugen, waren ihr von der vorsorglichen Mutter früh als Gefährten zugesellt worden, um die junge Fürstinn zeitig an duld-

ſamen Verkehr mit Menſchen, an gütige Theilnahme für Andere zu gewöhnen.

In Frankreich angekommen, wurde Maria mit ihren Namensſchweſtern dem Kloſter anvertraut, in dem die Töchter Heinrichs des II. ihre Erziehung genoſſen. Ihre ſchnelle Faſſungsgabe, ihr ſcharfer Verſtand ſetzten ihre Lehrer in Erſtaunen, wie ihre großmüthige Seele, ihr Bedürfniß ſich liebevoll an Menſchen anzuſchließen, ihr die Herzen der Kloſterfrauen und aller ihrer Genoſſen gewann. Von Natur einfach in ihren Wünſchen und bei einem tiefen Gefühle leicht zur Schwärmerei geneigt, ward ihr das Leben im Kloſter mit jedem Jahre lieber. Je älter ſie wurde, um ſo mehr verwuchs ihr Herz mit den Gegenſtänden und Perſonen ihrer Umgebung, um ſo weniger mochte ſie davon ſprechen hören, daß ſie dieſen Aufenthalt des Friedens verlaſſen, daß ſie in eine Welt eintreten ſollte, mit der kein Band der Neigung ſie verknüpfte, und immer lebhafter trat in ihr der Wunſch hervor, ihr Leben in dieſer ſanften Gleichförmigkeit zu verbringen, es Gott zu weihen, die Krone, welche man einſt dem einjährigen Kinde auf das Haupt gedrückt hatte, gegen den Schleier zu vertauſchen. Kaum aber bekam man am Hofe Nachricht von dieſer Nei-

gung, als man die dreizehnjährige Maria an den Hof und in die Welt berief.

Der Hof von Frankreich war der gebildetste und glänzendste jener Tage. Künste und Wissenschaften wurden dort mit ernstem Eifer getrieben, mit Vorliebe gepflegt. Schon unter der Regierung Franz des Ersten waren Meisterwerke der antiken Plastik und der in Italien blühenden Malerei durch Primaticcio's Vermittlung nach Frankreich gekommen. Die Universität von Paris war die bedeutendste jener Zeit, und aus allen Theilen Europa's sendete man die Fürstensöhne und den jungen Adel an den Hof von Frankreich, an den alle Verfeinerung des Lebens, wie sie Catharina von Medici, alle Anmuth ritterlicher Galanterie, wie Franz der Erste und Diana von Poitiers sie eingeführt, das Leben verschönten.

An einem solchen Hofe, unter einem lebhaften, civilisirten Volke mußte die schöne, durch Geist und Herzensgüte gleich ausgezeichnete Maria der Mittelpunkt der allgemeinen Huldigungen werden. Der König gewann die größte Vorliebe für die künftige Gattin seines Sohnes, die ersten Staatsmänner sagten ihrem klaren Verstande, ihrer maßvollen Natur die glücklichsten Erfolge als Herrscherinn voraus; der Dauphin, kränklich und

in keinem Betrachte ſeiner Verlobten ebenbürtig, liebte Maria um der herzlichen Fürſorge willen, die ſie dem Leidenden, Schwachen mit ausdauernder und freudiger Güte bewies. Sie war der Gegenſtand aller Feſte, aller Dichtungen, und wirklich wie dazu geſchaffen, über das Volk der phantaſievollen, enthuſiaſtiſchen Franzoſen zu herrſchen. Als ſie nach ihrer Verheirathung einen Theil des Landes mit dem Dauphin durchreiſte, erregte ſie einen förmlichen Fanatismus für ſich; und nie beſtieg eine Fürſtinn geliebter, bewunderter und glücksgewiſſer den Königsthron, als die ſiebenzehnjährige Maria Stuart an der Hand des Königs Franz des Zweiten, nachdem Heinrich der Zweite an einer Verwundung geſtorben war, die er in einem Turniere erhalten hatte.

Indeß dies Glück war nur von kurzer Dauer. Ein Todesfall warf ſeinen Schatten über daſſelbe. Maria's Mutter ſtarb, und kaum hatte Maria ſich von dieſem Schmerze aufgerichtet, als auch ihr junger Gatte ihr durch den Tod entriſſen wurde.

Dadurch hörte für die Königinn die Verpflichtung, ja ſelbſt die Entſchuldigung auf, noch länger in Frankreich zu verweilen, noch länger von ihrem Erbreich fern zu bleiben. Die harten Schickſalsſchläge, welche ihr ganzes Leben umgeſtaltet und

in dem ihr theuern Frankreich die Sympathie des Volkes für sie nur noch reger gemacht hatten, wurden in Schottland als glückliche Ereigniſſe betrachtet. Man ſah es gern, daß Maria fortan weder durch den Einfluß ihrer katholiſchen Mutter, noch durch den Willen ihres katholiſchen Gatten geleitet werden könne, und gleich nach dem Tode Franz des Zweiten ging eine Geſandtſchaft, James Stuart an ihrer Spitze, von Schottland nach Frankreich, Maria zur Rückkehr nach Schottland aufzufordern.

Mit ſchwerem Herzen entſchloß ſie ſich dazu. Das Geburtsland ihrer Mutter, ihres Gatten war die Heimath ihrer Seele geworden; ihre glücklichſten Erinnerungen, wie ihre Schmerzen, ihre Anſchauungs- und Empfindungsweiſe, ihre Gewohnheiten und Neigungen verbanden ſie demſelben, während das Land ihr fremd war, über das zu herrſchen ſie berufen ward. Indeß Maria hegte bei großem Stolze auf das Geſchlecht, dem ſie entſproſſen, zugleich ein volles Gefühl der Pflichten, welche die Abſtammung von einem ſolchen Königshauſe ihr auferlegten, und den Willen, dieſen Pflichten zu genügen. Nichtsdeſtoweniger brach die Kraft des neunzehnjährigen Weibes zuſammen unter der Laſt des Trennungsſchmerzes.

Mit heißen Thränen war sie, nach einem dreizehnjährigen Aufenthalte in Frankreich, von den Ihren, von dem Volke, das sie liebte, von der Sprache und von der Luft des ihr so theuren Landes geschieden. Ihre Stimmung noch düsterer zu machen, strandete, bald nachdem sie das Ufer verlassen hatte, dicht vor ihren Augen eine stattliche Fregatte. Die Königinn, deren Empfindungen sehr schnell und lebhaft waren, fühlte sich, als von einer bösen Vorbedeutung, schwer davon getroffen. Tag über schaute sie mit nassen Augen vom Verdeck des Schiffes hinüber nach der Küste Frankreichs, und als man sie am Abend nöthigen wollte, in die Kajüte zu gehen, weil die Dunkelheit eingebrochen war, barg sie das Gesicht in ihre Hände, mit dem Ausruf: »Ach die Dunkelheit, die über Frankreich brütet, ist nicht tiefer, als die Nacht in meinem Herzen! denn wie Dido in das Meer hinausschaute, den entflohenen Äneas zu suchen, suchen meine Augen nun das geliebte Land!« So ließ sie auch ihr Lager auf dem Deck aufschlagen, um bei Tagesanbruch womöglich noch einmal die Küste zu erschauen, und ihre Gefühle fanden in dem folgenden, anmuthigen Gedichte ihren Ausdruck, das auf dieser Seereise von ihr niedergeschrieben wurde:

Adieu plaisant pays de France!
O ma patrie
La plus chérie
Qui a nourri ma jeune enfance!
Adieu France! adieu mes beaux jours!
La nef qui déjoint mes amours,
Na c'y de moi que la moitié;
Une parte te reste; elle est tienne,
Je la fie à ton amitié,
Pour que de l'autre il te souvienne!

In trüben Ahnungen durchſchiffte ſie das Meer, ſich der Küſte von Schottland zu nähern, an der gleich das Klima ſie traurig empfing. Obſchon man ſich im hohen Sommer, in der Mitte des Auguſtmonates befand, lagerten ſchwere Nebel über dem Lande, ſo daß man zwei Tage umherkreuzen mußte, ehe man im Hafen von Leith die Anker werfen und Edinburg erreichen konnte. Unheimlich berührt von dieſem Eindruck, mußten gleich die Empfangsfeierlichkeiten dazu dienen, ihr deutlich zu machen, daß ſie in eine fremde und ihr nicht günſtige Welt gekommen ſei.

John Knox, der proteſtantiſche Reformator, unerbittlich in ſeinem Haſſe des Katholizismus, beſorgt dem Einfluſſe vorzubeugen, den Maria auf die Herzen ihrer proteſtantiſchen Unterthanen ge[illegible] konnte, hatte noch ehe Maria gelandet und [illegible]reits von der Kanzel Propaganda gegen ſie

gemacht. Warnend und Unheil drohend, hatte er ſogar das zufällige Nebelwetter als ein Zeichen der Noth und Finſterniß gedeutet, die mit der katholiſchen Königinn über das Land hereinbrechen würden. Selbſt die Feſtzüge und Schauſpiele, mit denen man Maria hie und da empfing, trugen den feindſeligen Anſtrich dieſes Mißtrauens gegen ſie. Statt der liebevollen Huldigungen, die man ihr bei ſolchen Anläſſen in Frankreich dargebracht, enthielten die ſchottiſchen Aufzüge herbe religiöſe Allegorien, die für ſie als Königinn eben ſo kränkend, als ſchmerzlich für die Katholikinn ſein mußten. Dennoch gab ihr eine große Volksmenge vom Meere hinauf das bewillkommnende Geleit nach Holyrood, aber auch dieſe Freudenbezeigung verleugnete den roheren, ſchottiſchen Volkscharakter nicht. Statt der harmoniſchen Muſik, an die ſie gewöhnt war, klangen die wilden, gellenden Töne der Sackpfeife an ihr Ohr; ſtatt der preiſenden Lieder der Minſtreels, ſtatt der heiteren Chanſons und Noels, rauhe, ernſte Pſalmen aus den ungebildeten Kehlen fanatiſcher Proteſtanten, diſſonirend untereinander, wie diſſonirend mit dem religiöſen Glauben der Frau, zu deren Ehre man ſie ſang. Die ganze Nacht brannten wilde Feuer in der

Stadt und auf den Bergen und ein wüstes Lärmen dauerte bis zum hellen Morgen fort.

Es gehört wenig Phantasie dazu, sich die Stimmung der jungen Königinn in dieser plötzlichen Isolirung vorzustellen, in einem Lande, in dem schon ihre bloße Ankunft den kaum beruhigten Parteihaß der Katholiken und Protestanten aufzuregen und neuen Zwiespalt zu erzeugen geeignet war. Denn die Erstern, auf den Beistand der Königinn hoffend, waren nur zu geneigt sich Anmaßungen zu erlauben, und die Letztern, überall bereit eine Beeinträchtigung der errungenen Freiheiten zu ahnen und zu rächen.

Indeß wie die Sonne ein düsteres Gewölk, so zerstreuten der Anblick von Maria's Schönheit und ihre gütevolle Anmuth die Besorgnisse aller derjenigen, die nicht wie Knox und seines Gleichen entschlossen waren, die Königinn um ihres bloßen Glaubens willen hassend zu verfolgen. Maria stand in der vollsten Blüthe jugendlicher Schöne. Ihre Gestalt war hoch, ihr Anstand sehr edel, die Züge ihres Gesichtes mehr griechisch als römisch, ohne die Kälte, welche der vollkommenen Regelmäßigkeit eigen zu sein pflegt. Die Nase war etwas länger, als das griechische Profil es zuläßt, die Brauen hoch, offen, weithervorspringend über

die dunkelbraunen Augen, die Lippen ſo üppig und ausdrucksvoll, als die der meiſten Stuarts und das runde Kinn mit einem tiefen Grübchen geſchmückt. Sie hatte einen hellen und geſunden Teint, aber wenig Farbe, und ein reiches Haar von gelblichem Kaſtanienbraun, lichter als ihre Augen, das ſich in glänzenden Locken natürlich ringelte. — Dieſer Schilderung ihrer Zeitgenoſſen gleicht das in Holyrood befindliche Portrait, wenn es nicht nach derſelben ausgeführt iſt.

Den äußern Vorzügen der Königinn entſprachen ihr Geiſt und ihre Bildung. Ihre Kenntniſſe waren ausgedehnt und gründlich, beſonders in der Geſchichte und den alten Klaſſikern, deren Lektüre ſie unter des gelehrten Buchanan Leitung täglich nach der Mittagsmahlzeit eine Stunde widmete. Für ihre aſtronomiſchen und geographiſchen Studien hatte ſie zwei Globen des Himmels und der Erde von Frankreich mitgebracht, welche damals noch als Wunderwerke in Schottland angeſehen wurden. Den größten Genuß aber fand die Königinn in Muſik und Poeſie. Ihr Geſchmack dafür war von jeher ausgebildet worden. Schon als Kind hatten in Schottland Minſtrels zu ihrem Hofſtaate gehört, ſie ſelbſt ſpielte die Laute und die Harfe, und beſaß ein anmuthi-

ges poetisches Talent, das ihr bis zu ihrem Tode treu blieb.

Von kräftiger Gesundheit und voll Jugendfrische liebte sie alle starken körperlichen Bewegungen, weite Spaziergänge, bei denen sie häufig die Gesandten in ihren Gärten empfing, Reiten, Bogenschießen, Falkenjagd und Tanz. Nur den in jener Zeit allgemein üblichen und von Elisabeth so sehr begünstigten Tournieren war Maria abgeneigt, weil der Gedanke der Gefahr sie zurückschreckte, welcher die Männer grundlos dabei preis gegeben waren; und der durch einen Unglücksfall im Tourniere herbeigeführte Tod ihres Schwiegervaters mochte ihre natürliche Abneigung dagegen noch gesteigert haben.

Der Haushalt und die Garderobe der Königinn scheinen nicht übermäßig prächtig und ihre Vorliebe für den Reichthum der Toilette, auf den Elisabeth so großen Werth legte, sehr mäßig gewesen zu sein. Ihre gewöhnliche Tracht, so lange sie um ihren ersten Gatten trauerte, d. h. bis zum Tage ihrer Vermählung mit Darnley, bestand aus einem Kleide von Kamlot oder von florentinischem Serge mit schwarzem Sammet verbrämt; ihre Reitkleider aus demselben Stoffe, waren steif in Rücken und Brust, vielfach mit Spitzen und Bän-

dern geziert. Nur für Schuhe und gewebte Strümpfe, welche Letztere damals in England und Schottland noch zu den Seltenheiten gehörten, liebte ſie den Luxus, denn die noch vorhandenen Garderobe-Regiſter berichten von ſechsunddreißig Paar Sammetſchuhen mit Silber und Gold geſchnürt, und von dreizehn Paar Strümpfen aus Seide, Gold und Silber gewebt.

Gütig für ihre ganze Umgebung, liebevoll vorſorglich für ihre weiblichen Gefährtinnen und Diener, beſonders für die vier Marien, die Genoſſen ihres Lebens, von denen zwei ihr bis zu ihrem Tode dienten, liebte die Königinn es, ſich in ihrem engeren Kreiſe zu erheitern, jedoch nicht eher, als bis den Pflichten jedes Tages ein volles Genüge geſchehen war. Jeden Morgen brachte ſie, eine Näharbeit in den Händen, mehrere Stunden im Staatsrathe zu, wo ſie den lebhafteſten und überſichtlichſten Antheil an den Verhandlungen zu nehmen vermochte. Dann kam, nach dem Beiſpiel ihrer Mutter, die Armenpflege an die Reihe. Sie ſelbſt überwachte die Erziehung einer Anzahl armer Kinder; beſoldete einen Advokaten für die Armen, wohnte, ſich ſeines Eifers zu verſichern, häufig den Sitzungen bei, in denen er das Recht der Armen vertrat, und ihre beiden Almoſeniere

konnten in allen Fällen wirklicher Noth auf ihren freigebigsten Beistand sich verlassen.

Waren diese Pflichten der Königinn erfüllt, so machten bisweilen Tänze und Maskenfeste, alltäglich aber Musik die Erholung von der Arbeit. Maria hatte zwölf Sänger und Musiker aus Frankreich mitgebracht, von denen fünf, welche die Violine spielten, Schotten waren. Drei Andre spielten die Laute, zwei die Orgel; aber die Reformirten hatten in ganz Schottland die Orgeln zerstört und nur die in Holyrood und Stirling unversehrt gelassen. Daß eine so gebildete Frau in dem damaligen Schottland ziemlich einsam dastehen mochte, daß geistreiche Fremde und Künstler ihr willkommen sein mußten, war nur zu natürlich.

Als auf einen gebildeten, der Musik verständigen Fremden ward denn auch Maria bald nach ihrer Rückkehr auf den Italiener David Rizzio aufmerksam gemacht, der nebst seinem Bruder im Gefolge des piemontesischen Gesandten nach Edinburg gekommen war. Rizzio hatte eine gute Erziehung genossen, geachtet am Hofe zu Nizza gelebt, aber weit davon entfernt, ein schöner Jüngling zu sein, war er ein Mann über die mittlere Lebenshöhe hinaus, von dem alle Zeit-

genoſſen, die ſeiner erwähnen, ein würdiges Bild entwerfen. Seine muſikaliſchen Talente waren nur eine ſchöne Zugabe zu einem gebildeten Geiſte, zu ſchnellem Witz, lebhafter Phantaſie, gewinnenden Manieren, ungewöhnlichem Muthe und großer Selbſtbeherrſchung. Daneben wird er aber als »außerordentlich häßlich« (abundantly ugly) und als kränklich dargeſtellt. Als Rizzio am Hofe der Königinn erſchien, fehlte ihr zu einem Quartett von Männern die Baßſtimme, und als Baßſänger trat er in Maria's Dienſte. Da er aber der franzöſiſchen und italieniſchen Sprache in gleicher Weiſe mächtig war, wußte er ſich ihr im Allgemeinen nützlich zu machen, ſo daß er nach drei Jahren zum franzöſiſchen Sekretair der Königinn ernannt wurde, in welchem Amte er bis zu ſeinem Tode Maria's treuſter und einzig zuverläſſiger Diener blieb.

Schon als Ausländer, mehr noch als Katholik und Muſiker, war er den Proteſtanten ein Gegenſtand der Abneigung, die gegen alle Künſte, alle Luſtbarkeiten eingenommen, mit Unwillen auch auf die Erheiterungen ihrer Königinn ſahen, ſo ſehr Maria, Jenen zu gefallen, ſich in ihrer Neigung dafür beherrſchte. Sie geſtattete ſich die Bälle und Maskenfeſte nur als ſeltene Ausnahmen,

ließ sie nie zu Schwärmereien werden und endete sie früh am Abende, was um so natürlicher war, da sie selbst sich zeitig am Morgen zu erheben pflegte. Sie speiste schon um sieben Uhr zu Nacht und wachte in den ersten Jahren nach ihrer Rückkehr selten länger als bis um die zehnte Stunde.

So, stets bemüht sich den Sitten ihres Volkes anzupassen, mußte doch grade die Nothwendigkeit dieses Bestrebens es ihr in jedem Augenblicke in's Gedächtniß rufen, daß sie eine Fremde sei auf diesem Boden, daß sie keinen geistigen Zusammenhang habe mit dem größern Theile dieser Nation. Und dieser größere Theil der Schotten, die herrschende Partei der Protestanten, war nur zu eifrig bemüht, es in jedem Augenblicke hervorzuheben, daß eine katholische Königinn nicht zu ihnen, den Gerechten, Heiligen gehören könne.

Maria's Lage war daher nach ihrer Ankunft eine im hohen Grade schwierige. Kaum war sie in Holyrood heimisch geworden, als der schottische Adel, gewohnt, den höchsten Einfluß auf seine Fürsten auszuüben, doppelt schnell herbeieilte, da doppelt großer Einfluß während der Herrschaft einer jungen Königinn zu erwarten schien. Jeder von ihnen machte ein Anrecht geltend, hatte einen besondern Zweck, den er für sich verfolgte. Der

Herzog von Chatelherault dachte ſeinen Sohn, den faſt ſtumpfſinnigen Earl von Arran, mit der Königinn zu verheirathen. James Stuart, ihr natürlicher Bruder, wünſchte daß ſie unvermählt bleiben ſollte, um ſeinen Einfluß auf ſie zu behalten. Das Volk anderſeits verlangte, Maria ſolle ſich ſchnell zu einer zweiten Ehe entſchließen, damit die Erbfolge durch ihre Kinder geſichert und den vernichtenden Kämpfen des Adels wenigſtens von dieſer Seite ein Ende gemacht werde. Die Katholiken begehrten einen katholiſchen Gatten für Maria, und würden eine neue Verbindung mit Frankreich, Spanien oder Oeſterreich gern geſehen haben. Die Proteſtanten hingegen beſtanden auf der Wahl eines proteſtantiſchen Gemahls, wo möglich eines Schotten, während Eliſabeth von England jede Ehe Marias zu hindern ſuchte, um durch das Ausſterben der Stuarts die ſchottiſche Krone mit der engliſchen zu vereinen und das proteſtantiſche England für immer vor den Erbanſprüchen einer katholiſchen Herrſcherfamilie ſicher zu ſtellen.

Die Schwierigkeit zu erhöhen, in der unter ſo widerſprechenden Anforderungen ſich Maria Stuart befand, hatte der proteſtantiſche Adel Schottlands ſchon ſeit Heinrich's VIII. Zeiten in fortdauerndem Verkehr mit England geſtanden, und

Elisabeths Politik es nicht versäumt, diese Verbindung nur noch fester zu knüpfen. Man wußte dem protestantischen Adel stets in's Gedächtniß zu rufen, wie bedenklich im Allgemeinen seine Lage unter einer katholischen Regierung, wie wünschenswerth in gewissen Fällen für den Einzelnen eine Zuflucht in England werden könne, obschon in diesem Augenblick der Einfluß der protestantischen Partei in Schottland bei Weitem der überwiegende war. Die gewichtigsten Mitglieder, welche in Maria's Staatsrath saßen, James Stuart, der Herzog von Chatelherault, Lord Morton, ihr Sekretair Lord Maitland und viele Andre, waren Protestanten; auch Buchanan, der ihr von James Stuart empfohlene und reich besoldete Lector Maria's, gehörte dieser Kirche an, und empfing während er in Maria's Diensten stand, ein Jahrgehalt von Elisabeth, in Form einer Belohnung für seine früheren wissenschaftlichen Arbeiten. So geschah es, daß, wenn Maria auch nicht durchweg Rathschläge erhielt, die ihrem eigenen Interesse entgegen waren, doch Keiner ihrer Räthe seine Zustimmung zu einem Schritte gegeben haben würde, der Elisabeths Ansichten zuwider sein konnte.

Diese Unzuverlässigkeit machte sich wie überall, so auch in der Heirathsangelegenheit Maria's

geltend. Nachdem Eliſabeth ſich entſchieden gegen eine Heirath der Königinn von Schottland mit einem Fürſten des Feſtlandes ausgeſprochen, ſich aber im Voraus einverſtanden erklärt hatte mit jeder Wahl, welche Maria innerhalb der drei Königreiche treffen würde, vergingen dennoch faſt drei Jahre, ehe Maria ſich zu einer ſolchen entſchloß, und auch nicht der Schatten eines Vorwurfs iſt ſelbſt von ihren Gegnern auf dieſe Zeit ihres Lebens geworfen worden.

Endlich, von den Wünſchen ihres Volkes gedrängt, begann ſie an eine Ehe mit ihrem Vetter Henry Stuart, Lord Darnley, zu denken, da, wie ſie ſelbſt ſchrieb, »nicht zu heirathen ihr nicht erlaubt war, und es lange hinauszuſchieben vielfache Ungelegenheiten für das Land verurſachen könne.«

Henry Darnley war der Sohn des in England lebenden Lord Lenox, durch ſeine Mutter dem Hauſe Tudor, wie durch ſeinen Vater den Stuarts verwandt, ſo daß, wenn in ſeinen und Maria's Kindern die Sproſſen beider Geſchlechter den Thron beſtiegen, das Intereſſe der Engländer und Schotten vereinigt ſeine Befriedigung erhalten konnte. Auch erklärte Eliſabeth ſich mit der Wahl Maria's einverſtanden und verabſchiedete Lenox und Darnley auf das Freundlichſte, als ſie im Winter 1565

London verließen, um sich der Königinn von Schottland vorzustellen.

Maria empfing ihren Vetter wie »einen jungen Mann, von dem sie wünschte, daß er ihr gefallen möge,« und schien angenehm überrascht in dem neunzehnjährigen Bewerber einen der hübschesten, wissenschaftlich gebildetsten Jünglinge des englischen Adels zu erblicken, dessen Witz schnell, dessen körperliche Gewandtheit in allen ritterlichen Uebungen ausgezeichnet und anmuthig war. Obschon vier Jahre jünger als Maria, glich seine männlich reife Erscheinung diesen Unterschied des Alters zwischen ihnen aus, und die ganze Art seiner Bildung, welche sie an die Weise des französischen Hofes erinnerte, mußte ihn ihr in den Verhältnissen ihres jetzigen Lebenskreises doppelt angenehm erscheinen lassen. Kaum aber bemerkte James Stuart, den Maria zum Earl von Murray ernannt und mit Gnadenbezeugungen jeder Art überhäuft hatte, ihr wachsendes Wohlgefallen an Darnley, als er die Ehe mit einem schottischen Edelmanne für eine die Ruhe des Landes gefährdende erklärte. Maria, immer geneigt sich den Ansichten derer, die sich liebte, zu fügen, zögerte auf diese Vorstellungen ihres Bruders sich zu entscheiden, bis eine plötzliche Erkrankung Darnleys die Entschließung herbeiführte. Die Königinn

ward in der Sorge um den Geliebten zum liebenden Weibe, dem Kranken gegenüber ſchwanden ihre Bedenken, ſie beſuchte ihn, verlobte ſich ihm, und ſchon nach wenig Tagen ward die Verlobung dem Volke bekannt gemacht und der Königinn von England notifizirt. Als Antwort erfolgte der Befehl an Darnley und ſeinen Vater, Augenblicks nach England zurückzukehren, wo man Lady Lenox als Geißel für den Gehorſam ihres Gatten und ihres Sohnes in den Tower geſperrt hatte; zugleich aber die Erklärung gegen Maria, daß Eliſabeth großes Mißfallen »an den übereilten Schritten mit Lord Darnley habe« und ihr dieſe Heirath verbiete, weil der ſchottiſche Adel ſie nicht in ſeinem Intereſſe fände. Mit ruhiger Würde antwortete Maria, »es thäte ihr Leid, wenn ihre Heirath der Königinn von England nicht gefalle; was aber Eliſabeths Verbot beträfe, ſo habe ſie niemals die Erlaubniß der Königinn von England für ihre Handlung erbeten oder zu erbitten nöthig gehabt. Es befremde ſie zwar, daß Eliſabeth ſich jetzt gegen ein Ehebündniß erkläre, für welches ſie ſich früher ausgeſprochen; ihr eigener Entſchluß könne jedoch dadurch nicht wankend gemacht werden.

Trotz dieſer Machinationen Englands und der Lords, trotz dem, daß man im Volke den

Glauben zu verbreiten ſuchte, Darnley neige ſich dem Katholizismus zu, erklärte ſich aber die Generalaſſemblee, die im Jahre 1565 zuſammentrat, für Darnley. Indeß Murray beruhigte ſich dabei nicht. Seit dem Rücktritt des Herzogs von Chatelherault war er der Führer der proteſtantiſchen Partei geworden, und er war nicht der Mann, vor Hinderniſſen zurückzuſchrecken, ſo lange er die Möglichkeit vor Augen ſah, ſein Ziel zu erreichen. Treulos gegen ſeine vertrauensvolle Schweſter, und ſich vor ſich ſelbſt damit entſchuldigend, daß ihm die Sache des Proteſtantismus heiliger ſein müſſe, als jedes Band der Liebe und der Treue, ſtand er von jetzt ab in dauernden Verhandlungen mit dem engliſchen Kabinet, und ſchrieb demſelben in dieſer Zeit, daß, »betrübt wie der Adel wäre durch die außerordentliche Thorheit ſeiner Herrſcherinn, demſelben Nichts übrig bleiben könne, als ſich dagegen zu vereinen und Maßregeln zu treffen, damit der Staat nicht untergehe.« Zugleich berichtete Randolph, Eliſabeth's Geſandter in Schottland: Perſonen die ſehr zufrieden ſind mit der Gefangenſchaft der Lady Lenox, haben mich gefragt, ob wir Vater und Sohn empfangen würden, wenn man ſie uns in Berwick ausliefern ſollte; und ich habe geantwortet, daß wir die Unſern

weder ausweiſen könnten noch dürften, auf welche Weiſe ſie auch zu uns kämen«.

Damit war die Verſchwörung gegen Maria's Ehe mit Darnley feſtgeſetzt und von England ſanctionirt. Ein Plan, ſich der beiden Grafen unter dem Vorgeben zu bemächtigen, daß ſie Murray nach dem Leben getrachtet, ſchlug fehl, weil nicht der leiſeſte Beweis dafür vorhanden war. Es blieb alſo, Maria zum Nachgeben zu bewegen, nur die oft geübte Gewalt des Adels gegen die Herrſcher übrig. Indeß auch der Plan, ſich der Königinn während einer Reiſe zu bemächtigen, welche ſie zu einer Taufe im Schloß des Lord Livingſton machte, mißlang, weil Maria, gewarnt, zeitiger aufbrach als man es erwartet hatte, und wohlbehalten nach Edinburg zurückkehrte, wo, von Murray angeſtiftet, Knox gegen den Papiſten Darnley predigte, während zu gleicher Zeit, am 17. Juli, die vereinigten Lords die offne Fahne der Revolution in Stirling erhoben.

Tief getroffen von Murray's Verrath, an dem auch ihr Schwager Argyle Theil hatte, ward dennoch Marias Entſchluß, ſich mit Darnley zu verbinden, dadurch nicht erſchüttert. Nachgebend wo ſie liebte, hielt das Gefühl ihres Rechtes ſie überall muthig empor, wo dieſes Recht gekränkt ward; und mit

den Hinderniſſen, welche ihr in Schottland überall entgegentraten, entwickelten ſich in dem Charakter der Königinn Kraft und Entſchloſſenheit mit jedem Tage mehr. Das Vertrauen des Volkes zu bewahren, das an ihr hing, erklärte ſie in verſchiedenen Proclamationen, daß ſie auch ferner jeder Einmiſchung in das religiöſe Leben der Schotten ſich enthalten werde; ſchrieb eigenhändig die Briefe, in denen ſie den treugebliebenen Adel zu ihrem Beiſtand aufbot, und berief den Earl von Bothwell als Heerführer nach Schottland, der ſeit drei Jahren in England im Exile gelebt hatte. Damit hatte ſie, einer augenblicklichen Gefahr zu entgehen, das Unglück ihres Lebens an ihren Horizont heraufgerufen, ihr eigenes Todesurtheil unterzeichnet. James Heppurn, Earl von Bothwell, war ein Mann von 35 Jahren, und mit Ausnahme des Herzogs von Chatelherault, der mächtigſte Edelmann Südſchottlands. Erblicher Großadmiral und ebenſo erblicher Gouverneur verſchiedener Städte, hatte Maria von Guiſe ihn zum Statthalter der Grenzen ernannt, und auch Maria Stuart ihn mit Ehrenämtern und mit der Ausführung verſchiedener Regierungsmaßregeln betraut, als ſie nach Schottland zurückgekehrt war.

Murray und Bothwell, einander Feind, ſchie-

nen schon durch ihre Naturanlagen zu unversöhnlichen Gegnern bestimmt zu sein. Murray besaß die größte Selbstbeherrschung, eine hohe Vorsicht, und seine Sittenreinheit war tadellos, weil er als Führer der protestantischen Partei einen strengen Lebenswandel für sich angemessen glaubte. Bothwell war kühn, rastlos und schrankenlos. In der Jugend ausschweifend, war er auch im reifen Mannesalter dem Vergnügen übermäßig ergeben geblieben. Murray hatte die schleichende Vorsicht des indischen Jägers; Bothwell war heftig, halsstarrig, roh und cynisch in seinem Benehmen, wo die anerzogene Gewohnheit des Edelmanns ihn nicht in Schranken hielt. Unter dem Anschein leichtsinniger Sorglosigkeit verbarg er die Pläne eines ungemessenen Ehrgeizes. Sein Aeußeres war, nach dem Urtheil aller Geschichtsschreiber, häßlich, seine Haltung ungeschickt, seine Manieren übertrieben wenn er höflich sein wollte, seine Ausdrucksweise hart und roh. Seine politischen und religiösen Ansichten hatten keine bestimmte Farbe; er schwankte zwischen den Parteien, verachtete den Katholicismus und den Protestantismus gleichmäßig und wendete sich dem einen oder dem andern zu, je nachdem es sein Vortheil erheischte.

Und für einen solchen Mann sollte Maria später den von ihr geliebten Darnley aufgeopfert haben!

Kaum ein Jahr hatte Bothwell nach Maria's Regierungsantritt im Staatsrathe gesessen, als ein Liebeshandel mit der Tochter eines angesehenen Edinburger Kaufmanns, welcher zu einer Emeute Veranlassung gegeben, Maria genöthigt hatte, ihn für zehn Tage in das Gefängniß zu setzen. Bald darauf hatte eine wirkliche, oder von Murray fingirte Verschwörung gegen Murray's Leben, für deren Urheber Bothwell galt, seine abermalige Gefangenschaft herbeigeführt, aus der er sich nach England geflüchtet. Dennoch fühlte Maria Zutrauen zu ihm. Von Verräthern umgeben, wie sie sich befand, schien ihr Bothwell, dessen Vergehen sich niemals gegen sie selbst gewendet hatten, verläßlich zu sein, und dies um so mehr, als Niemand in ihrem ganzen Reiche lebte, auf dessen größere Treue als Heerführer sie zu rechnen gehabt hätte.

Daß unter solchen Umständen die Sehnsucht, sich einem Manne zu verbinden, dessen fester Beistand ihr gewiß war, weil seine Interessen und die ihrigen zusammenfielen, immer lebhafter in ihr werden mußte, war nur zu natürlich. Sie hätte zudem kein Charakter sein müssen, sollte der unge-

rechte Widerſtand gegen ihre Eheplane ſie nicht zum Feſthalten an denſelben bewegen; kein Weib, ſollte ihre Liebe für Darnley ſich nicht zur Leidenſchaft entzünden an den Hinderniſſen, welche dieſe Liebe fand. Dazu kam der Gedanke, daß den rebelliſchen Lords der Vorwand genommen werde, die Ehe durch die Rebellion verhindern zu wollen, wenn dieſe Ehe bereits vollzogen war, und ſo entſchloß ſich Maria, von Darnley's Wünſchen beſtürmt, während die Rebelleu unter Waffen ſtanden, am 29. Juli 1565, fünf Monate nach Darnley's Ankunft in Schottland, ihre Trauung mit Darnley vollziehen zu laſſen.

Früh Morgens zwiſchen 5 und 6 Uhr erſchien das junge Paar vor dem Altar in der Kapelle von Holyrood, ſchön wie kaum ein zweites jemals vor einem Altar geſtanden. Maria, welche die Witwentrauer um ihren erſten Gatten niemals abgelegt hatte, erſchien in ſchwarzen, weit herabfließenden Gewändern, eine große Trauerhaube auf dem Kopfe, in Begleitung der Earls von Lenox und Athol, welche, nachdem ſie die Königinn vor den Altar geführt, ſich entfernten, um den Bräutigam herbeizuholen. Nachdem der Biſchof von Brechin ſie in Gegenwart ihres großen Gefolges getraut hatte, ſteckte er drei Ringe

an den Finger der Königinn, deren mittelſter ein koſtbarer Diamant war. Dann kniete das junge Paar nieder, die Gebete wurden über demſelben geſprochen, Darnley umarmte ſeine junge Gattinn und zog ſich, da er nicht katholiſch war, mit den übrigen nicht katholiſchen Lords zurück, damit die Königinn die Meſſe höre. Darauf ward ſie von dem größten Theile der Anweſenden in ihre Gemächer begleitet, ihre Trauerkleidung abzulegen; wobei nach einem alten Gebrauche alle Lords, die ſich ihr nähern konnten, die Erlaubniß hatten, ihr beim Auskleiden behilflich zu ſein, indem ſie eine Nadel aus ihren Gewändern zogen. Dann überließ man ſie ihren Kammerfrauen. Sie legte Gallakleider an und erſchien im Ballſaale, wo man bis zum Mittag tanzte. Bei der Tafel trug Darnley, der nach der Verlobung zum Herzog von Albany und jetzt zum Könige ernannt worden war, die königlichen Gewänder. Unter großer Muſik wurde Geld unter das Volk ausgetheilt und nach der Mahlzeit bis zum Abende getanzt.

So gering und ſchönheitslos dieſe Feierlichkeiten Maria erſcheinen mußten, wenn ſie ſie mit der phantaſtiſchen Pracht verglich, von der ihr erſter Hochzeitstag umgeben geweſen war, ſo ließ die doppelte Rückſicht auf die nahe Kriegsgefahr

und die Ansichten ihres protestantischen Volkes kaum andre Feierlichkeiten zu, und schon die ersten Tage der Ehe wurden durch die Nothwendigkeit, den Rebellen gegenüber einen Entschluß zu fassen, in Tage der Sorge und Arbeit verwandelt.

Noch sehnsüchtiger nach Ruhe und mehr noch zum Vergeben geneigt als je, versuchte Maria es eine Versöhnung mit Murray einzuleiten. Zu diesem Zwecke sendeten Lenox und Darnley einen Botschafter an Murray, ihn zu benachrichtigen, wie sie keine Art von Uebelwollen gegen ihn hegten, und Maria erbot sich, die strengste Untersuchung einleiten zu lassen gegen Jeden, den Murray einer Verschwörung gegen sich schuldig glauben sollte. Murray aber war zu weit gegangen und bereits zu sehr in Elisabeths Händen, um so leicht zurückkehren zu können. Die nächste Folge von Maria's Verheirathung und Darnley's Ernennung zum Könige war eine neue Beschwerde der rebellischen Lords bei Elisabeth, und ein darauf folgender zweiter Befehl Elisabeth's, der Lenox und Darnley zu augenblicklicher Rückkehr aufforderte.

Dieser Befehl fand natürlich kein Gehör. Lenox antwortete, da man sein Weib noch immer im Tower gefangen halte, so müsse er glauben, daß auch ihm das Klima von England nicht vor-

theilhaft sein werde; Darnley hingegen nannte sich von jetzt an nur der Königinn von Schottland zu Treue und Gehorsam verpflichtet, und Maria selbst entgegnete auf die hinterlistige Frage des englischen Gesandten: ob sie gewillet sei, die Lords zur Rückkehr nach England anzuhalten; sie könne nicht glauben, daß diese Frage ihr im Ernste vorgelegt werde, da die Lords sicherlich nicht geneigt sein würden, Schottland zu verlassen, auch wenn sie selbst ihnen den Vorschlag machen sollte.

Es ist auffallend, wie in jeder Aeußerung Elisabeth's sich ein doppelsinniges Wesen ausspricht, wie alle ihre Verhandlungen und Vorschläge darauf berechnet sind, einen Ausweg nach beiden Seiten frei zu lassen, während alle Briefe, alle Worte Maria's das Gepräge einer festen, offenen Freimüthigkeit und alle ihre politischen Handlungen den Stempel der Gradheit tragen. So entschloß sich Maria denn auch bald nach ihrer Verheirathung mit Darnley einen neuen Versuch zu einer friedlichen Ausgleichung der Verhältnisse zwischen England und Schottland zu machen; und in Folge eines von Entstellungen und falschen Anklagen wimmelnden Beschwerdeschreibens, das Elisabeth der Königinn überreichen ließ, sendete Maria mit der einfachsten und würdigsten Widerlegung dessel-

ben den Entwurf eines Friedenstractates nach England. Es hieß in demſelben: Der König und die Königinn von Schottland, zufrieden mit der Freundſchaft ihrer königlichen Schweſter von England, erklären feierlich, daß ſie während Eliſabeths und deren rechtmäßigen Erben Leben, niemals einen Verſuch machen werden, ſie irgendwie in ihren Anſprüchen auf die engliſche Krone zu verletzen, oder die Ruhe des Königsreiches auf irgend eine Weiſe zu ſtören; ſie verſprechen mit keinem Unterthanen Englands jemals in eine Verbindung zu treten, welche den Rechten der Herrſcher entgegen ſein könne, auch mit keinem ausländiſchen Fürſten ein Bündniß zum Nachtheile Englands einzugehen, vielmehr ein Bündniß mit England zu ſchließen zum Nutzen und zur Förderung der Herrſcher und der Unterthanen beider Länder; und endlich geloben ſie, falls Maria Stuart jemals auf den Thron von England berufen werden ſollte, niemals eine Aenderung oder Neuerung in den religiöſen und politiſchen Freiheiten des Landes vornehmen zu wollen. Dahingegen ſolle, für den Fall, daß Eliſabeth ohne rechtmäßige Erben ſtürbe, durch eine Parlamentsakte die Krone England's dem Hauſe Stuart zugeſichert werden, und die Königinn von England ſich ver-

pflichten, weder mit schottischen Unterthanen, noch mit auswärtigen Fürsten ein Bündniß gegen Schottland einzugehen. — Diese Vorschläge Maria's wurden niemals beantwortet, und trotz der Sehnsucht nach Frieden, welche aus jeder Zeile derselben hervorleuchtet, sah Maria sich genöthigt, einen Monat nach ihrer Hochzeit gegen Murray in's Feld zu ziehen, dessen Unternehmung von Elisabeth mit Rath und Hilfsgeldern unterstützt wurde.

Um sich ihrem aufständigen Adel gegenüber, wenigstens einen festen Halt im Lande zu begründen, ging Maria's ganzes Bestreben darauf hinaus, die günstige Stimmung und die Liebe, welche das Volk für sie hegte, auf jede Weise zu erhalten. Obgleich für ihre Person dem Katholizismus fest und streng ergeben, hatte sie sich dennoch stets achtungsvoll für den Protestantismus gezeigt, und sich nie geweigert, dem protestantischen Gottesdienste beizuwohnen, so oft ihre Anwesenheit bei einer Tauffeierlichkeit oder einer Trauung im Hause des Adels gefordert worden war. Sie hatte selbst in ihrer Gegenwart Discussionen über Gegenstände der protestantischen Doctrin veranstalten lassen, und auch Darnley, um alle Zweifel des Volkes an seiner Treue für die Reformation zu entkräften, überredet, gleich am Sonntage nach seiner Trau-

ung dem Gottesdienſte beizuwohnen, den John Knox in der Hauptkirche abhielt. Aber auch dort, an der Stätte des Friedens, empfing ihn der unerbittliche Parteihaß des Reformators. Sobald Knox erfahren, daß der König die Kirche beſuchen werde, hatte er den Bibelvers »Ich will Weiber zu Deinen Fürſten machen und Knaben ſollen über Dir herrſchen« zum Texte gewählt; und die ganze Predigt gegen Darnley wendend, ſie zum Tone höchſter perſönlicher Beleidigung geſteigert, bis er zum Schluſſe in die Worte ausbrach: »Gott hat mit Recht den Ahab beſtraft, weil er ſein heidniſches Weib, die Hure Jeſabel nicht bekehrte!

Einer ſolchen Beſchimpfung gegenüber zu ſchweigen war unmöglich, dagegen zu handeln gefährlich; aber Maria hatte keine Wahl. Sie enthob Knox für's Erſte ſeines Amtes, entſetzte den von ihm und Murray ganz abhängigen Prevoſt von Edinburg, und brach an der Spitze des ihr treuen Heeres am 25. Auguſt von Edinburg auf, den Rebellen zu begegnen, den Haß des allmächtigen John Knox und ſeiner fanatiſchen Anhänger in der Hauptſtadt hinter ſich laſſend. Während ſie ſich nach Glasgow wendete, wo Murray ſein Lager aufgeſchlagen hatte, verließ dieſer daſſelbe, einen offenen Kampf ſcheuend, erreichte Edinburg auf

entgegengesetztem Wege und überrumpelte die Stadt, in der Knox für ihn beständig öffentliche Gebete hatte halten lassen. Das Volk aber schlug ihn zurück, die Königinn folgte ihm augenblicklich, und Murray trachtete nun die südliche Grenze zu erreichen, um sich einen schnellen Rückzug nach England zu ermöglichen, oder, wenn es thunlich wäre, Maria zum Ueberschreiten der englischen Grenze zu verlocken; denn schon damals waren alle Maßregeln für einen solchen Fall getroffen, und der englische Gesandte hatte an Lord Burleigh geschrieben: »er hoffe, daß vielleicht bald ein Land beide Königinnen umfassen werde.«

Indeß glücklicherweise war Maria in diesem Augenblicke nicht zu täuschen. In leichter Bewaffnung, Pistolen an ihrem Sattelknopfe, folgte sie inmitten ihrer Offiziere dem Heere, wie selbst John Knox sich zu sagen gezwungen sah, »mit männlichem und immer wachsendem Muthe«. Eine Proclamation, welche sie aus dem Felde, hauptsächlich gegen Murray gerichtet, erließ, trägt das Gepräge dieser männlichen Entschiedenheit. Es heißt darin: »In ihren eigenen Briefen sprechen die Rebellen es offen aus, daß die größte Sicherstellung der Religionsfreiheit ihnen nicht genügt, sondern daß wir mit Gewalt durch den Staatsrath beherrscht

werden ſollen, den es ihnen gefallen wird, für uns zu ernennen. Das iſt keinem unſerer königlichen Vorgänger, ja nicht einmal einem Regenten zugemuthet worden. Der Fürſt oder wer ihn vertrat, wählte den Staatsrath ſelbſt aus denen, die er für die Geeignetſten hielt. Als wir ſelbſt noch jünger waren, bei unſerer Ankunft in dieſem Reiche, hatten wir die Wahl des Staatsraths nach unſerm Wohlgefallen, und ſollen jetzt, da wir großjährig ſind, zurückgebracht werden in die Lage eines Minderjährigen und unter Vormundſchaft geſetzt? So lange als die Rebellen den Rath mit uns theilten, war auch nie die Rede davon; jetzt aber, da es ihnen nicht länger geſtattet werden kann, Alles nach ihren Gelüſten zu thun, möchten ſie uns einen Zaum in den Mund legen und uns einen Staatsrath nach ihrem Geſchmacke geben; gerade herausgeſagt, ſie ſelbſt möchten König ſein, uns den leeren Titel laſſen und den Gebrauch und die Verwaltung des Königreiches für ſich ſelbſt behalten.«

Dieſe Proclamation wirkte. Die Waffenfähigen ſammelten ſich immer zahlreicher um Maria; ſie konnte es wagen, ſich den Grenzen zu nähern, und Murray, hart verfolgt, ſah ſeine Truppen ſich zerſtreuen. Mit einigen ſeiner Freunde flüch-

tete er nach England, wo Elisabeth, untreu auch gegen ihn, ihm zwar ein Asyl eröffnete, aber nur nach vielfachen Verhandlungen sich dazu entschloß, ihn vor sich zu lassen, und ihn nöthigte, in ihrer Gegenwart vor dem französischen und spanischen Gesandten zu erklären, daß weder sie selbst, noch sonst Jemand in ihrem Namen, ihn jemals gegen die Königinn von Schottland aufgereizt oder ihm den geringsten Beistand geleistet habe.

Während dessen hatte Maria, als Aufseher der Grenze im Süden Bothwell zurückgelassen und sich nach Edinburg gewendet, wo neue, schwerere Kämpfe sich ihr vorbereiteten, nachdem sie der Empörung Herr geworden. Darnley war nämlich nur wenige Wochen Maria's Gatte gewesen, als sie es einsehen mußte, daß ihre Wahl mindestens für ihr persönliches Glück keine heilsame gewesen sei. Darnley's Schönheit und Anmuth, sein Geist und seine Bildung verbargen unter ihrer blendenden Hülle eine Herrschsucht, die sich bis auf Kleinigkeiten erstreckte und durch keine Rücksicht auf die gefährliche Lage des Landes und der Königinn in Schranken zu halten war. Dabei zeigte er sich ausschweifend in allen Genüssen, und so maßlos im Trinken, daß er berauscht einst die Königinn, bei einem Bankett der Bürgerschaft, in

ſo gröblicher Weiſe beleidigte, daß ſie in Thränen den Feſtſaal verließ. Indeß dieſe Kränkungen des Weibes und der Gattinn würde Maria's Liebe vielleicht ertragen, vielleicht zu überwinden verſucht haben; anders war es mit ſeinem Streben nach der abſoluten Herrſchaft. Maria hatte in der Wärme ihrer Zuneigung für Darnley ihn zum Könige ernannt und ihm den weſentlichſten Einfluß auf ihre Handlungen zugeſtanden. Sein Name ward mit dem ihren, bald vor bald nach demſelben, unter alle Actenſtücke unterzeichnet; das aber genügte Darnley nicht und er beſtürmte Maria, ihm die matrimonial-crown zu verleihen. Mit dieſer Krone wären ihm während ihrer Lebzeit ihr Rang, ihre Rechte und der ganze Beſitz ihrer Macht übertragen worden, wie eine Frau höheren Ranges ſie auf einen Edelmann geringeren Ranges nach dem Geſetze übertragen konnte. Darnley jedoch verlangte außerdem, daß ihm auch nach Maria's Tode die Herrſchaft zugeſichert werden ſollte, falls Maria ohne Kinder ſtürbe. Zu allen dieſen Schritten hätte es jedenfalls der Zuſtimmung des Parlaments bedurft, aber wie konnte Maria daran denken, dieſe Zuſtimmung zu fordern, ſeit ſie Darnley's Charakter kannte? Wie hätte ſie das Loos des Reiches oder ihr eigenes ſeinen Händen anvertrauen dürfen?

Je entschiedener Maria sich also Darnley's Ansprüchen widersetzte, um so heftiger ward sein Streben, und er versuchte durch den Beistand des Adels zu erlangen, was die Königinn ihm verweigerte, indem er die Edelleute und Rizzio, die ihm bei seiner Vermählung förderlich gewesen waren, in sein Interesse zu ziehen versuchte. Bei dem Adel hatte er ein leichtes Spiel.

Unter einander in beständigem Kampfe, fanden die schottischen Parteihäupter sich augenblicks zusammen, sobald es galt, die Macht der Krone zu schwächen, und auch jetzt, wo sie Murray und seine Anhänger aus England zurückzuhaben wünschten, um eine starke Majorität in dem bevorstehenden Parlamente für sich zu gewinnen, sagten sie Darnley ihren Beistand zu, wenn er dafür die Begnadigung und Zurückberufung der Rebellen erwirken wolle. Rizzio allein, der Königinn zu treu ergeben, um Darnley als ihren Herrn sehen zu wollen, war weder durch des Königs Drohungen, noch durch Morton's Einflüsterungen oder Murray's versuchte Bestechung für Darnley zu bestimmen und in seiner Treue gegen Maria wankend zu machen. Das legte den Grund zu seinem Tode. Darnley aber ging mit den Lords einen Tractat ein, nach welchem sie Jeden entfernen, bestrafen

und verfolgen wollten, der sich der Rückberufung der Lords widersetzte, der eine Untersuchung oder Strafe für sie beanspruchte, wie sie auch Jeden verbannen, gefangen nehmen oder tödten wollten, der sich Darnley's Absichten auf die matrimonial-crown entgegenstellte. Dieser Tractat enthielt den entschiedensten Hochverrath und war in seinem zweiten Theile wesentlich gegen die unglückliche Königinn selbst, oder gegen Rizzio gerichtet. Daß Maria freiwillig niemals ihre Einwilligung dazu geben würde, die Untersuchung gegen die Rebellen niederzuschlagen, über welche das bevorstehende Parlament zu entscheiden hatte, davon waren alle Verschworenen überzeugt; ebenso sehr, daß sie das Parlament nicht freiwillig prorogiren werde. Es blieb also nur die Möglichkeit, unter dem Vorwande, daß man für die Sicherheit der Königinn besorgt sei, sich ihrer zu bemächtigen, Darnley mit der höchsten Gewalt zu belehnen und das Parlament zu prorogiren, oder zu Gunsten der Verbannten einzuschüchtern. Aber selbst für diese Gewaltmaßregel bedurfte man den Anschein eines vernünftigen Grundes, eines Grundes, weshalb man für die Königinn besorgt erscheinen konnte. Man kam also überein, Rizzio als einen Günstling des Papstes zu bezeichnen, seinen Einfluß auf

die Königinn als dem Wohl des Landes entgegen darzustellen, die Königinn gefangen zu nehmen, um sie von Rizzio zu trennen, und diesen, der bei den Protestanten unbeliebt war, nöthigen Falls zu opfern. So ward die Katastrophe vorbereitet, die am 9. März, drei Tage, ehe der Prozeß der Verbannten vor dem Parlamente beginnen sollte, zur Ausführung kam.

An dem Abend dieses Tages versammelten die Verschworenen sich wohl bewaffnet, mit einem Gefolge von mehreren hundert Mann in der Nähe von Holyrood. Lord Morton, der das Unternehmen anführte und Lordgroßkanzler des Königreichs war, ließ ihnen ohne Schwierigkeit die Thore des in der Ebene gelegenen Schlosses öffnen, deren Bewachung er versprach. Durch die Kirche nahmen sie auf den Seitentreppen, die noch vorhanden sind, ihren Weg nach den Zimmern der Königinn.

Maria war sorglos mit ihrer natürlichen Schwester, der Gräfin von Argyle, deren Mann zu den Verschworenen gehörte, mit ihrem Bruder Robert Stuart und mit Rizzio bei Tisch, während ihr Haushofmeister Beaton und ein Paar andere Diener die Aufwartung besorgten. Sie befanden sich in dem kleinen Cabinet hinter dem Schlafgemach der Königinn, das kaum zwölf Quadratfuß groß,

nur eine Ausgangsthür in das Schlafgemach selbst hatte. Gegen acht Uhr kam Darnley durch eine kleine Tapetenthür, welche mittelst einer verborgenen Treppe aus seinem Zimmer in das Schlafgemach der Königinn führte, in das Cabinet, um sich zu überzeugen, ob irgend Etwas das Vorhaben hindere. Er fand Alles ruhig, und zu seiner Zufriedenheit Rizzio bei der Königinn, der, in hohem Grade kränklich, den Pallast überhaupt nur selten verließ. Er hatte ein loses Hauskleid von Damast mit Pelz verbrämt an, ein Atlaswamms, eine Hose von Sammet und ein reiches Juwel am Halse, das nach seinem Tode nicht wiedergefunden wurde.

Nachdem der König lange genug in den Zimmern geblieben war, um die Verschworenen über die Forträumung aller möglichen Hindernisse zu beruhigen, folgten sie ihm auf dem Wege den er selbst gekommen war; an ihrer Spitze Georges Douglas, der Bastardbruder von Murray's Mutter, ein Mensch von den ausschweifendsten Sitten. Neben ihm der 46jährige rohe und wüste Lord Ruthven, der, bleich und mager wie ein Gespenst, eben erst von schwerem Krankenlager erstanden war. Da er es übernommen hatte, die Bewegungen der Verschworenen zu leiten und den An-

griff zu machen, trug er eine völlige Rüstung unter seinem Hofkleide.

Diese Männer, gefolgt von so Vielen, als das Cabinet fassen konnte, stürmten plötzlich hinein, während etwa vierzig Andre in der Schlafstube zurückblieben. Ruthven mit seiner schweren, klappernden Rüstung auf der langen, erschöpften Gestalt, bleich und entsetzlich anzuschauen wie eine wandelnde Leiche, warf sich ohne Umstände in einen Sessel. Die Königinn, mit empörtem Erstaunen auffahrend, fragte ihn: »Was bedeutet diese Unverschämtheit? Ihr seht aus, als führtet Ihr Böses im Schilde?« Ruthven wendete seine hohlen Augen auf Rizzio und antwortete, »daß er es nur mit dem Schurken zu thun habe, der neben ihm stände.« Rizzio verlor darüber seine Fassung, aber Maria nicht. Mit der ihr eignen Selbstbeherrschung forderte sie von Darnley, sie gegen diese Beleidigung zu schützen. Als sie jedoch bemerkte, daß ihr Gatte ein theilnamloser Zuschauer zu bleiben beabsichtigte, befahl sie Ruthven bei Strafe des Hochverraths die Gemächer zu verlassen, und verhieß, wenn wirklich ein Grund zu einer Klage gegen Rizzio vorhanden sei, so solle das Parlament sie untersuchen. Indeß noch während sie sprach, ward Rizzio mit den beleidigendsten Schmähungen

von Ruthven überhäuft, so daß er fast besinnungslos seinen Dolch zog, und »Gerechtigkeit, Gerechtigkeit« rufend, sich hinter Maria flüchtete, deren Gewänder er mit seiner Hand erfaßt hielt. In diesem Augenblicke warfen die Verschworenen sich über ihn. Maria's Leben selbst war gefährdet, Ruthven rief Darnley zu, die Königinn in die Arme zu nehmen und zu entfernen, Maria's Dienerschaft versuchte den Lord hinauszubringen, sein Gefolge stürzte herein, der Eßtisch ward umgeworfen, die Speisen und Teller fielen klappernd zur Erde, und hätte nicht die Gräfinn Argyle eine der Kerzen ergriffen und in die Höhe gehalten, so würde in der Dunkelheit und in dem engen Raume, in welchem die Kämpfenden aufeinander gekeilt waren, wahrscheinlich die Königinn selbst das Opfer dieses Attentates geworden sein. Schwerter und Dolche waren bereits aus den Scheiden und die Pistolen gegen Rizzio und die Königinn gerichtet gewesen, aber noch kein Stoß geschehen, als Douglas Darnley's Dolch von dessen Seite riß und über Maria's Schulter, die es nicht bemerkte, nach Rizzio stach. Dann ward der Unglückliche durch das Schlafzimmer in den Empfangsaal geschleppt, wo er aus sechsundfünfzig Wunden blutend, sterbend zurückgelassen wurde.

Während dieſes in den Gemächern der Königinn vorging, verſuchte Morton ſich der in Holyrood wohnenden Anhänger der Königinn zu bemächtigen, welche ſich der Zurückberufung der Verbannten widerſetzt hatten. Aber es gelang dieſen in die Wohnung des Provoſt von Edinburg zu entkommen, den ſie von dem Vorfalle in Kenntniß ſetzten. Augenblicklich wurden die Sturmglocken in der Stadt geläutet, und der Provoſt mit ſechshundert Bürgern begab ſich nach Holyrood, wo er die Königinn zu ſehen und durch ſie ſelbſt über ihre Sicherheit beruhigt zu werden verlangte. Indeß nur Darnley erſchien am Fenſter. Er erklärte, daß er und die Königinn wohl wären, daß ſie keines Beiſtandes bedürften, und befahl den Bürgern ſich zurückzuziehen. Nachdem dies geſchehen und eine momentane Stille eingetreten war, erfolgte eine heftige Scene zwiſchen den Gatten, deren Bitterkeit durch Ruthven's Rohheit noch geſteigert wurde. Mit Händen, die er in Rizzio's Blut getaucht, war Ruthven in das Zimmer der Königinn zurückgekehrt, hatte ſich auf einen Stuhl geworfen, einen Becher Wein verlangt und ihn bis auf die Neige ausgetrunken, während die Königinn neben ihm ſtand. Erſt als er bemerkte, daß Maria, die ihrer Entbindung nahe

war, ohnmächtig zusammenbrach, schlug er dem König vor, das Zimmer zu verlassen und nur die Ausgänge mit Wachen zu besetzen. Maria schrieb später ihrem Gesandten in Frankreich: »Wir wurden von den Verräthern furchtbar bedroht, die uns ins Gesicht erklärten, daß sie uns in Stücke hauen und von den Wällen hinabwerfen würden, wenn wir es wagten, zu dem Stadtvolke zu sprechen. Die ganze Nacht wurden wir in unserm Cabinet gefangen gehalten, und es ward uns kaum der Verkehr mit unserer Kammerfrau gestattet.«

Am nächsten Morgen, obschon es ein Sonntag war, prorogirte man ohne Zustimmung der Königinn das Parlament, ertheilte allen weltlichen und geistlichen Lords, die bereits dazu angekommen waren, den Befehl, Edinburg zu verlassen, und schon am Abende trafen die Verbannten aus England ein. Nun entstand die Frage, was man mit der Königinn beginnen solle? Sie freizugeben trug man Bedenken aus Furcht vor ihrer Rache; sie dauernd gefangen zu halten, gab es keinen Grund vor dem Volke, abgesehen davon, daß Darnley das Geschehene bereute und sich von Mitleid und Liebe für sein schönes Weib, für die Mutter seines Kindes ergriffen fühlte. Er selbst forderte also Maria's Freiheit und versprach, von

ihr eine schriftliche Verzeihung für das eben Geschehene, sowie für die heimgekehrten Lords zu erwirken. Dieser Vorschlag wurde, obschon widerstrebend, angenommen. Montag Abend schloß man den neuen Pact und die Mörder Rizzio's, sowie Murray und seine Anhänger, verließen Holyrood.

Sobald Maria sich mit Darnley allein sah, hielt sie ihm das schwere Unrecht vor, sich mit ihren Gegnern zu vereinen. Was die Kraft und Würde einer beleidigten Königinn, was die gekränkte Liebe des Weibes Schmerzliches und Zärtliches zu sagen wußten, ward von ihr aufgeboten. Darnley ward erschüttert; er bat um ihre Vergebung. Er leugnete es ab, daß er sich gegen sie verbunden, und da sie von seinem Antheil an Rizzio's Tode nicht unterrichtet sein konnte, gelang es ihm, ihr den Glauben zu geben, daß er diesen Mord weder verschuldet, noch gewollt, oder nur die Absicht der Andern geahnt habe, Rizzio zu tödten. Leicht zum Glauben an fremde Wahrhaftigkeit, noch leichter geneigt einem geliebten Manne zu verzeihen, ließ Maria sich gern beruhigen. Im Vertrauen auf Darnley sagte sie ihm, daß Huntley, Bothwell und ihre übrigen Getreuen bereit wären, für sie die Waffen zu ergreifen,

und noch in derſelben Nacht willigte Darnley ein, mit der Königinn nach Dunbar zu fliehen.

In wenigen Tagen ſah ſich Maria, zu der mehr als die Hälfte ihres Adels geſtoßen war, abermals an der Spitze eines Heeres. Die Verſchwörer, von Darnley verlaſſen, vom Volke nicht unterſtützt, von Maria's Verſprechen, der Partei Murray's zu verzeihen und nur die Mörder Rizzio's zu beſtrafen, untereinander geſpalten, waren nicht fähig, ihr Widerſtand zu leiſten, und zerſtreueten ſich bald. Nach einem fünftägigen Verweilen in Dunbar, kehrte die Königinn, von Murray und ihren alten Anhängern gefolgt, nach Edinburg zurück, wo das Volk ſie mit freudiger Liebe empfing, während Morton, Ruthven und die andern Mörder Rizzio's nach England flohen.

Indeß, trotz der augenblicklichen Beruhigung, kehrte kein voller Friede mehr in das Herz Maria's ein. Der Verrath ihres Bruders Murray und ihres Schwagers Argyle fingen an, ihr das Zutrauen zu den Menſchen zu nehmen. Ungeachtet Darnley's in einer Proclamation ausgeſprochenen Verſicherungen des Gegentheils, beängſtigte der immer wiederkehrende Gedanke, Darnley müſſe ein Theilnehmer an Rizzio's Ermordung geweſen ſein, ſie fort und fort. Auch war die Wahrheit

dieſer Thatſache zu Vielen bekannt, als daß ſie der Königinn lange verborgen bleiben konnte. Schon am 4. April ſchrieb Randolph an Lord Burleigh: »die Königinn hat alle Schriftſtücke und Verträge zwiſchen dem König und den Lords geſehen, und findet nun, daß ſeine Erklärung, unſchuldig zu ſein an Rizzio's Tode, eine Lüge geweſen iſt. Sie ſcheint ſchmerzlich beleidigt zu ſein, daß er durch ſolche Mittel die crown-matrimonial zu erlangen getrachtet hat.« — Zu gleicher Zeit ſagte Maria in einem Briefe an eine ihrer weiblichen Verwandten in Frankreich: »Es wird Sie ſchmerzen zu hören, wie gänzlich mein Charakter ſich in ſehr kurzer Zeit verändert hat. Aus einer leicht befriedigten, die Sorgen verſcheuchenden Sterblichen, bin ich zu einer von beſtändigen Beunruhigungen und Widerſprüchen gequälten Natur geworden,« und der ihr ergebene James Melvill bemerkt: »Sie iſt traurig und ſchwermüthig ſeit der letzten elenden, in ihrer Gegenwart verübten That; man hört ſie oft ſo tief ſeufzen, daß es ein Jammer zu hören iſt, und nur zu Wenige denken daran, ſie zu tröſten.«

Ihr Unglück noch zu ſteigern, hatte Darnley's Charakter ſich nach dem Scheitern ſeiner ehrgeizigen Plane zu einer krankhaften Reizbarkeit

ausgebildet. Er hörte nicht auf, ſich gegen Maria darüber zu beklagen, daß ihm am Hofe nicht die nöthige Rückſicht bewieſen werde, daß er ſich mißachtet und gehaßt fühle. So wenig ſein Empfinden ihn in dieſem Punkte täuſchte, ſo lag der Grund ſeiner Unbeliebtheit nicht in der Königinn, ſondern in ihm ſelbſt. Zwiſchen Darnley und Murray hatte immer ein Haß beſtanden, weil Murray ſich Darnley's Verheirathung widerſetzt hatte; indem Darnley ſich mit Morton gegen Huntley und Bothwell, die Anhänger der Königinn, verbunden, waren die Letztern ſeine Feinde geworden; und durch die Leichtigkeit, mit der er Morton und deſſen Partei fallen laſſen, hatte er das Zutrauen derjenigen eingebüßt, die bis dahin geneigt geweſen waren, ſich mit ihm zu geſellen. So von allen Seiten mit Mißtrauen behandelt, drang er in die Königinn ihren Staatsrath und ihren Hofhalt zu entlaſſen, und ſie mit andern Perſonen zu beſetzen, ohne daß ſie bei der Lage des Landes im Stande geweſen wäre, dieſem ſeinem Verlangen zu willfahren. Sie ſelbſt aber bewies ihm fortwährend die größte Rückſicht, ſie hörte nicht auf, ihn mit Beweiſen ihrer Liebe zu überhäufen, um dadurch wo möglich ein beſſeres Verhältniß zwiſchen ihm und ihrer Umgebung her-

zuſtellen, indeß ihre Bemühungen blieben ohne Erfolg.

Unter ſolchen Verhältniſſen kam die Zeit ihrer Entbindung heran, die ſie auf den Wunſch des Staatsraths in Edingburgh Caſtle erwarten ſollte, wo ſie in Geſellſchaft von Darnley, Murray, Bothwell und Andern, den April und Mai verlebte. Aber ſelbſt dieſe Zeit wurde durch Streitigkeiten zwiſchen den Parteien beunruhigt. Huntley und Bothwell konnten ſich nicht mit dem Gedanken von Murray's Zurückberufung ausſöhnen, weniger noch mit dem Einfluß, den er bald wieder über die Handlungen ſeiner königlichen Schweſter gewonnen hatte. Sie mißbilligten ſeine und Argyle's Anweſenheit im Schloſſe, und man ging ſo weit, Maria vor einer Verſchwörung zu warnen, in der man ſich ihrer und des Kindes zu bemächtigen und Murray als den Vormund des Letztern zum Regenten auszurufen gedenke. Dennoch behielt Maria's Glaube an die Ihrigen auch jetzt wieder den Sieg, und am 19. Juni 1566 ward ſie in Gegenwart ihrer ganzen Familie von einem Sohne entbunden, welches Ereigniß mit der größten Freude begrüßt ward. Der ganze Adel und die Bürgerſchaft der Stadt begaben ſich in Proceſſion nach der Hauptkirche, Gott dafür zu danken, daß

dem Lande ein Erbe geboren und ſomit dem Ehrgeiz der kämpfenden Großen anſcheinend ein Ziel geſetzt ſei.

Sobald Maria geneſen war, beſchloß ſie, zu ihrer Erholung ein Landgut des Earl's von Mar zu beſuchen, unter deſſen Obhut der junge Prinz in Edinburg zurückbleiben ſollte. Noch vor ihrer Abreiſe trafen Abgeordnete der Generalaſſembly ein, die Königinn zur Erziehung des Prinzen im proteſtantiſchen Glauben zu beſtimmen, welche dieſer Bitte eine unbeſtimmte Antwort entgegnete. Aber immer bemüht, ausgleichend und verſöhnend zu wirken, legte ſie ſelbſt das Kind mehreren proteſtantiſchen Geiſtlichen in die Arme und ließ es geſchehen, daß proteſtantiſche Gebete über den Prinzen ausgeſprochen wurden. Danach begann ſie ihre Reiſe und ging, zum Reiten noch zu ſchwach, von Murray, Bothwell und anderen Edelleuten begleitet, in Newhaven bei Edinburg zu Schiff, um den Landſitz des Earl von Mar zu Waſſer zu erreichen, während Darnley ihr zu Lande folgte. So lange ſie in dem Schloſſe verweilte, verließen ſie weder Darnley noch Murray, und Beide kehrten mit ihr am 20. Auguſt nach Edinburg zurück, während Bothwell als Gouverneur der Grenze auf ſeinen Poſten abgegangen war.

Alle diese Thatsachen verdienen Erwähnung, weil sie Licht über die Unwahrscheinlichkeit der Behauptung verbreiten, daß Maria, die eine strafbare Liebe für Rizzio gehegt haben soll, schon drei Monate nach dessem Tode eine ebenso heftige Leidenschaft für Bothwell empfunden, während sie doch gerade in dieser Zeit ihrem ersten Kinde, dem Kinde eines Mannes das Leben gegeben hatte, den sie zehn Monate früher aus wirklicher Liebe geheirathet. Es liegt darin etwas Unnatürliches, dem ganzen Wesen einer Frau Widersprechendes, die Keiner ihrer Zeitgenossen der Rohheit zu beschuldigen gewagt hat. Auch die Behauptung, daß Maria sowohl vor ihrer Entbindung, als zwei oder drei Monate nach derselben beständig mit Bothwell allein zusammen gewesen sei, fällt in ein Nichts zusammen, da thatsächlich auf den Wunsch der Königinn, Murray und Darnley, Bothwell's entschiedenste Gegner, in dieser Zeit ihre beständigen Gefährten gewesen sind, und Bothwell selbst gleich nach ihrer Entbindung in einen entfernten Theil des Reichs gehen mußte. Dazu hatte Bothwell sich im Februar desselben Jahres mit einer Schwester seines Freundes Huntley, Lady Jane Gordon, in Maria's Gegenwart in Holyrood verheirathet, und es spricht in keinem der glaubwür-

digen Documente irgend Etwas, weder für ein Liebesverhältniß zwiſchen Bothwell und der Königinn, noch für perſönliche Mißhelligkeiten zwiſchen ihr und ihrem Gemahle grade in dieſer Zeit.

Vom Schloſſe des Grafen Mar hatten Maria und Darnley ſich nach Stirling, dem Aufenthalt des jungen Prinzen begeben, wo ſie bis zum 11. September verweilten, an welchem Tage Maria ſich durch ihre Geſchäfte genöthigt ſah, nach Edinburg zurückzukehren. Da aber Darnley nicht mit den ihm verhaßten Perſonen des Staatsraths zuſammen zu kommen wünſchte, ließ ſie den ihr ſehr ergebenen franzöſiſchen Geſandten Le Croq bei ihrem Gatten zurück. Sie beſuchte ihn mehrmals in Stirling, und erhielt dann, nachdem ſie im beſten Einvernehmen von einander geſchieden waren, ganz plötzlich einen Brief des Earl von Lenox, der ihr meldete, daß Darnley, der ſich dem Adel und dem Staatsrath gegenüber unbehaglich im Vaterlande fühle, auf den Kontinent zu gehen wünſche. Lenox ſelbſt und Le Croq hätten verſucht ihn von dieſem Vorhaben abzubringen, aber Darnley beſtehe auf ſeinem Entſchluß.

Die Königinn befand ſich im Staatsrathe als der Brief in ihre Hände kam. Tief betroffen legte ſie ihn augenblicklich den verſammelten Räthen

vor, als wider alles Erwarten Darnley plötzlich in Holyrood eintraf, sich jedoch weigerte, den Palast zu betreten, ehe der Staatsrath ihn verlassen haben würde. Darnley zu besänftigen, verließ die Königinn den Sitzungssaal und ging selbst hinab, ihren Gatten in ihre Gemächer zu führen, in welchen er, ohne mit den Personen zusammenzukommen, die er vermeiden wollte, bis zum folgenden Abende verweilte. Alles, was die liebevollste Theilnahme thun, die Vernunft aufbieten konnte, Darnley zum Bleiben in Schottland zu bewegen, ward von der Königinn versucht. »Sie bat ihn um Gotteswillen, ihr zu sagen, ob sie selbst ihm jemals Anlaß zur Unzufriedenheit gegeben habe? Sollte es gegen ihre Absicht geschehen sein, so sei sie bereit, es abzubitten; und wenn er sich über einen Unterthan des Reiches, über wen es auch sei, mit Recht zu beschweren hätte, so solle ihm augenblicklich Genugthuung zu Theil werden.«

Diese Vorstellungen blieben fruchtlos. Obschon Darnley auf das Bestimmteste erklärte, daß er der Königinn selbst keinen Vorwurf irgend einer Art zu machen habe, verweigerte er ebenso bestimmt, sich über den andern Punkt auszusprechen, und verließ, wahrscheinlich in der Hoffnung sie dadurch zum Nachgeben zu bewegen, Maria mit

den drohenden Worten: »Leben Sie wohl, Sie ſollen mein Geſicht ſobald nicht wieder ſehen.« Dieſer Trennung folgten mehrere Briefe, in denen Darnley ſich wiederholt bei der Königinn über den Adel beſchwerte; andere in denen ſie ihn mit Gründen der Liebe und der Vernunft zu beruhigen ſuchte. Die Hauptſache aber war, daß er, wenn auch fern vom Hofe lebend, Schottland nicht verließ. Die Königinn ſah das mit Freuden, weil ſie die Hoffnung einer Ausgleichung darauf baute; Darnley aber verfolgte tiefere Zwecke. Charakterlos und ſchwach, wie er es war, bewies er nur in dem einen Entſchluſſe, ſich die Herrſchaft anzueignen, eine feſte Ausdauer. Er hatte ſchon ſeit längerer Zeit ſich mit dem Papſte und den Königen von Frankreich und Spanien in Verbindung geſetzt, ihnen Schilderungen über den gefährlichen Zuſtand des Landes gemacht, die Nothwendigkeit einer anderen Regierungsweiſe dargethan und ſich erboten, das Land wieder für die katholiſche Kirche zu gewinnen, wenn ſie ihm in der Erreichung ſeiner Pläne förderlich ſein wollten. Der letzte dieſer Briefe fiel in die Hände der Königinn, die ſeine Abſendung zu verhindern wußte, aber das Leid nicht verſchmerzen konnte, das ihr damit geſchah.

Gleich nachdem Darnley Edinburg verlaſſen

hatte, um zu seinem Vater nach Glasgow zu gehen, sah die Königinn sich genöthigt, sich nach Südschottland zu begeben, um in Jedburg und Liddesdale die Assisen abhalten zu lassen. In Jedburg am 10. October angelangt, erfuhr sie, daß Bothwell, der die Anordnungen für die Sitzungen zu machen hatte, in einem Aufstand der Grenzbewohner gefährlich verwundet worden war. Die Assisen währten bis zum 15., und am 16. machte Maria von einem großen Theil ihres Gefolges begleitet, einen Ritt nach dem achtzehn englische Meilen von Jedburg gelegenen Schlosse Hermitage, wo Bothwell noch an seiner Wunde daniederlag. Dort verweilte sie eine Stunde, ihm ihre Theilnahme zu bezeigen, und kehrte noch an demselben Abende nach Jedburg zurück. — Auch diese Thatsachen werden in jener Biographie genau detaillirt, weil sie das Verhältniß Maria's zu Bothwell betreffen.

Den Tag nach ihrer Rückkehr nach Jedburg erkrankte Maria an einem heftigen Fieber, das mit Ohnmachten und Starrkrämpfen abwechselte, welche oftmals mehr als drei Stunden dauerten. Zehn Tage blieb sie in dieser Lebensgefahr, und da sie ihren Zustand selbst als gefährlich beurtheilte, hatte sie Murray, Huntley, Rothes, die

mit ihr waren, und den am 24. eingetroffenen Bothwell vor ihr Lager rufen lassen, ihnen das Schicksal ihres Sohnes ans Herz zu legen. Sie beschwor sie, »alle Personen von ihm fern zu halten, die seine Sitten oder seinen Charakter verderben könnten,« empfahl ihnen Eintracht, die strengste Aufrechterhaltung der Religionsfreiheit, eine liebevolle Fürsorge für ihre Dienerschaft, und bat schließlich mit großer Ruhe, daß man für sie beten und ihrer im Guten gedenken möge.

Von der gefährlichen Krankheit der Königinn unterrichtet, langte Darnley den 28. October bei ihr an, ihr selbst erwünscht, ihren Räthen im höchsten Grade unwillkommen. Starb Maria in Darnley's Anwesenheit, so hatte er die nächsten Anrechte, im Namen seines Sohnes die Regentschaft zu begehren; war Darnley beim Tode der Königinn nicht zugegen, so konnte man mit Leichtigkeit behaupten, daß der mündlich ausgesprochene Wille der Königinn ihm die Regentschaft entzogen und dem Staatsrathe anvertraut habe. Darnley ward daher mit einer auffallenden Kälte von den Lords empfangen und alles Mögliche gethan, ihn gegen Maria einzunehmen, wie man sich auf der andern Seite bemühte, der Königinn seine Ankunft zu verdächtigen. Entschlossen, sich Darn-

ley's auf jede Weise zu entledigen, war bei der Kenntniß, welche sie von seinem Charakter hatten, ein rücksichtsloses Betragen, das die noch immer kranke Königinn nicht zu hindern vermochte, das sicherste Mittel dazu, und wirklich verließ Darnley schon nach vierundzwanzig Stunden die Stadt, in der die Königinn bis zum 9. November verweilen mußte. In kleinen Tagereisen traf sie am 20. in Craigmillar ein, wo ein Rückfall sie abermals drei Wochen festhielt, während welcher Zeit der ganze Staatsrath beständig in ihrer Nähe blieb.

Mit dem vollen Gefühl ihrer Freundlosigkeit erstand die Königinn von dieser Krankheit. Weder ihr Gatte noch ihre Brüder, noch irgend Einer der Räthe flößten ihr das geringste Zutrauen ein. Der Staatsrath entbehrte eines Premierministers, und Bothwell, der gegen die Königinn persönlich wenigstens keine Untreue begangen hatte, mochte fühlen, daß der Augenblick für seine kühnen und unternehmenden Pläne gekommen sei. Obschon er der Königinn durch sein ganzes Wesen nicht zusagend war, wußte er ihre gänzliche Hilf- und Rathlosigkeit für sich zu nutzen und als Staatsmann ihr Zutrauen zu gewinnen, während er seine früheren Streitigkeiten mit Murray auszugleichen suchte, um mit ihm und den andern Edelleuten ein Schutz-

und Trutzbündniß gegen Darnley einzugehen. Er fand Murray sehr bereit dazu, und als erste gemeinsame Handlung verabredete man, der Königinn eine Scheidung von Darnley anzurathen.

Maria's tiefe Niedergeschlagenheit bot den erwünschtesten Anknüpfungspunkt für diesen Vorschlag. Le Croq schrieb Ende November: »Die Königinn ist noch immer in der Behandlung der Aerzte und keineswegs wohl; ich glaube, der Hauptgrund ihres Leidens sind Kummer und Sorgen, die man sie nicht vergessen machen kann. Man hat sie mehrmals aussprechen hören: Ich wollte, ich wäre todt.« Und Melvill berichtete gleichzeitig: »Man hört die Königinn oft tief seufzen, und ich sah, daß weder Mylord Murray, noch Mylord Mar sie bewegen konnten, Speise zu sich zu nehmen. Dazu hat sie mehr als schlimme Gesellschaft in dieser Zeit, denn der Earl von Bothwell hat sein eigenes Ziel, auf das er losgeht.«

Noch in Craigmillar unternahm es Lord Lethington, einer der Bündler, der vortrefflich sprach, in Gegenwart der andern Lords der Königinn den Rath zur Scheidung zu ertheilen, weil »Mylord Darnley durch den Kummer und die Beleidigung, welche er der Königinn zugefügt, sich der Ehre unwürdig zeige, die sie ihm erwiesen

habe, weil er alle Edelleute quäle und weil er nicht eher rasten werde, bis er der Königinn irgend einen schlimmen Dienst geleistet, den ungeschehen zu machen, sie leicht unmöglich finden würde.« Die Zustimmung des Parlaments zu dieser Scheidung erbot man sich zu verschaffen, wenn die Königinn sich zur Zurückberufung Morton's und der übrigen Mörder Rizzio's entschließen wolle, um sich die Majorität im Parlament zu versichern.

Aber wider ihr Erwarten fanden die Lords in Maria eine entschiedene Abneigung gegen diesen Rath. Sie erklärte, »daß für sie eine gesetzliche Scheidung bei ihren Religionsbegriffen nicht möglich sei, ohne daß sie ihre Ehe mit Darnley für null und nichtig erklären lasse, daß sie durch einen solchen Schritt aber ihren Sohn benachtheiligen würde, und daß sie fest entschlossen sei, lieber jede Qual zu erdulden, als ihren Sohn zu beeinträchtigen.« Bothwell's Einwendung, daß auch seine Eltern geschieden gewesen wären, ohne daß es ihm einen Nachtheil zugezogen, fand ebensowenig Anklang. »Ich will nicht, daß Ihr Etwas thut,« entgegnete die Königinn, »wodurch ein Fleck auf meine Ehre oder mein Gewissen geworfen würde; und so bitte ich Euch, laßt die Sache, wie sie ist, bis Gott uns Hilfe sendet.

Wovon Ihr glaubt, daß es mir dienen könnte, das würde leicht möglich zu meinem Schaden und Mißvergnügen ausfallen.« Sie fühle ſich aber ſo krank, fuhr ſie danach fort, daß ſie daran denke, zu ihrer Herſtellung ſich eine Zeitlang in den Kreis ihrer Familie nach Frankreich zu begeben und dort zu verweilen, bis ihr Gatte ſeinen Irrthum eingeſehen, und ſich mit den Verhältniſſen ausgeſöhnt haben würde.

Mit dieſem Beſcheide wurden die Lords entlaſſen, und die Königinn verfügte ſich nach Edinburg. Am 11. December ging ſie von dort nach Stirling, wohin ſämmtliche fremde Geſandten zur Taufe ihres Sohnes geladen waren. Darnley, der die Königinn in Craigmillar beſucht und ſich mit ihr zuſammen nach Edinburg begeben hatte, war zwei Tage vor ihr in Stirling angelangt, um aber das Zuſammentreffen mit dem Staatsrathe zu vermeiden, in einem Privathauſe abgeſtiegen. Erſt Maria's perſönliche Vorſtellung, die Geſandten nicht zu Zeugen dieſer Mißhelligkeiten zu machen, konnte ihn bewegen, in das Schloß zu ziehen. Indeß die Beharrlichkeit, mit der auf Eliſabeth's ausdrücklichen Befehl der engliſche Geſandte und die anweſenden Engländer Darnley fortdauernd den Königstitel verweigerten, machten

Maria's Beſtrebungen ihn zufrieden zu ſtellen, ſcheitern, und erbitterten ihn ſo ſehr, daß er außer Le Croq und Maria Niemand ſehen wollte. Er verließ ſeine Zimmer nicht und konnte nicht einmal bewogen werden, der Taufe ſeines Sohnes beizuwohnen. Auch die proteſtantiſchen Lords weigerten ſich zur Taufe zu kommen, ſo daß nur die Katholiken und die fremden Geſandten bei derſelben gegenwärtig waren. Dennoch »zeigte« nach einem Briefe Le Croq's »die Königinn ſo viel Beſtreben, die Taufgeſellſchaft in beſter Weiſe zu unterhalten, daß ſie ihre Krankheit und Schwäche vergeſſen machte. Trotzdem,« fügte er hinzu, »fürchte ich, wird ſie uns noch Kummer bereiten, wenn ſie ſo ſorgenvoll und melancholiſch bleibt.' Als ich geſtern zu ihr kam, fand ich ſie auf dem Bette liegend und bitterlich weinend. Ich bin ſelbſt ſehr bekümmert wegen aller der Unruhen und Hinderniſſe, mit denen ſie zu kämpfen hat.«

Keiner der kleinſten Schmerzen für Maria war es, daß die Verbündeten ſie durch ihre Vorſtellungen zwangen, ſämmtliche Mitſchuldige des Rizzio'ſchen Attentats zurückzurufen, mit Ausnahme von Douglas, der zuerſt nach Rizzio geſtochen, und von Carr, welcher der Königinn mit der Piſtole gedroht hatte. Sobald am Weihnachtsabend dieſer

Gnadenakt unterzeichnet ward, begab ſich Darnley von Stirling nach Glasgow, und kaum dort angelangt, verbreitete ſich, begründet oder nicht, das Gerücht, Darnley wolle ſich des jungen Prinzen bemächtigen, ihn krönen laſſen und als ſein Vater die Regentſchaft übernehmen. Dies Gerücht, von den Verbündeten natürlich eifrig genährt, gab ihnen einen Vorwand gegen Darnley und diente dazu Bothwell's Pläne mehr und mehr zu reifen.

Eine Regentſchaft, welche ihm leicht wieder entzogen werden konnte, reizte Bothwell nicht. Ihn verlangte nach dauernder Macht, nach der Krone ſelbſt, und ſchon in dieſer Zeit ward nicht nur Darnley's Tod von ihm beſchloſſen, ſondern auch die Vorbereitung für die Schritte gemacht, welche nach Darnley's Tode Bothwell die Erlangung der Krone möglich werden ließen. Wollte man nicht Maria und den jungen Prinzen opfern, ſo war für ihn die Krone nur durch eine Heirath mit Maria zu gewinnen, dieſer aber ſtand ſeine Ehe mit Lady Gordon entgegen, und er dachte an die Mittel, dieſelbe trennen zu laſſen, ſobald ein ſolcher Schritt ihm nöthig ſcheinen werde. Mit Rückſicht darauf überredete Bothwell, der proteſtantiſche Lord, die Königinn zur Wiedereinſetzung der katholiſchen Conſiſtorialhöfe, welche im Jahre 1560 abgeſchafft

worden, und seit deren Aufhebung die Ehescheidungen den gewöhnlichen Gerichten anheimgefallen waren.

Von ihrer Anhänglichkeit für den Katholicismus verleitet, ging Maria zum ersten Male inconsequent, in die ihr arglistig gelegte Falle. Sie führte die Consistorialhöfe wieder ein, ernannte den Erzbischof von St. Andrews, den Primas von Schottland, zum Chef des Consistoriums und sicherte damit Bothwell die Gunst der katholischen Partei, den Beistand des Bischofs, während sie selbst in ein Zerwürfniß mit der protestantischen Kirche gerieth, als deren Chef Murray augenblicklich Einspruch gegen diese Gesetzwidrigkeit that. Maria, schnell zur Besinnung gekommen, befahl die Einführung der Consistorialhöfe auszusetzen; die Verordnung selbst aber ward nicht widerrufen, später von Bothwell für rechtskräftig erklärt, und zu seinem Vortheil, wie zu Maria's Untergang benutzt.

Gleichzeitig mit diesen Vorgängen war Darnley in Glasgow an den Blattern erkrankt, und der englische Gesandte schrieb an Burleigh; »daß die Königinn ihm ihren eigenen Arzt gesendet habe, sobald sie von seinem Erkranken Nachricht erhalten.« Sie selbst ging, ohne an die Gefahr

der Ansteckung für sich zu denken, augenblicklich nach Glasgow, als die Krankheit eine bedrohliche Wendung zu nehmen begann, und schrieb vor ihrer Abreise ihrem Gesandten nach Paris: »Was den König, Unsern Gatten, betrifft, so weiß Gott, wie Wir gegen ihn gesinnt sind; und so Gott will, soll Unser ganzes Verhalten immer der Art sein, daß Niemand Grund hat, sich davon gekränkt zu fühlen, oder Unser anders als ehrenvoll zu gedenken.«

In Glasgow angekommen fand sie Darnley in der Besserung, aber so schwach und leidend, daß ihre liebevolle Theilnahme dadurch erweckt ward. Auch Darnley bewies sich zärtlich gegen Maria, und da sie persönlich seine ganze Pflege übernahm, verlangte er, sobald seine Gesundheit es erlauben würde, sie nach Edinburg zu begleiten, was ihm freudig zugestanden wurde. Die Königinn verließ ihn während seiner Krankheit wenig, schlief aber in einem besondern Zimmer, sich nicht unnöthig der Ansteckung auszusetzen. Eben diese Furcht vor der Krankheit, welche doppelt gefährlich für den in Holyrood befindlichen kleinen Prinzen werden konnte, wie auch der Wunsch, Darnley an einem höher gelegenen Orte in reine Luft zu bringen, bewog die Aerzte zu dem Vorschlag, Darnley nicht

in Holyrood wohnen zu lassen, und die Königinn ging um so leichter auf diesen Rath ein, als es ihr dadurch möglich wurde, ihrem Gatten jede Berührung mit den ihm mißliebigen Edelleuten zu ersparen. Sie selbst beauftragte von Glasgow aus ihren Sekretair Lord Maitland, sich in Edinburg nach einer schicklichen Wohnung für ihren Gatten umzusehen, und Jener, Einer der gegen Darnley Verschworenen, kam mit Bothwell dahin überein, ein Haus im Kirk of Field für ihn zu wählen, das ziemlich isolirt auf einem luftigen Platze am südlichen Ende Edinburgs gelegen war.

Am 27. Januar verließen Darnley und Maria Glasgow, und trafen den 30sten in der für Darnley bestimmten Wohnung ein. Sie enthielt im obern Stockwerk vier Gemächer, welche für Darnley schicklich eingerichtet waren; parterre war das Wirthschaftsgelaß und unter des Königs Schlafzimmer eine Schlafstube für die Königinn, in der sie die Nächte zubrachte, wenn sie nicht nach Holyrood zurückzukehren wünschte. Auch hier war Maria seine tägliche Gefährtinn; sie brachte ihre Sänger und Musiker von Holyrood zu Darnley, trug die größte Sorgfalt für den sich nur langsam Erholenden, und verließ ihn so wenig, daß sie sich nur dann und wann einen Spaziergang in

dem benachbarten Garten des Dominikanerkloſters geſtattete. Während ſo das beſte Verhältniß zwiſchen den Gatten waltete, hatte Bothwell unterſucht, wie weit er auf Morton und Murray für die Ausführung ſeiner Pläne rechnen könne. Murray, der ſich bereit erklärt, als man der Königinn in Craigmillar die Scheidung vorgeſchlagen, bei allen dazu nöthigen Schritten durch die Finger zu ſehen, und ſich gegen Darnley verbündet hatte, zog ſich, als er Bothwell's eigentliche Abſichten erkannte und der Moment ihrer Ausführung näher rückte, von Edinburg zurück. Morton hingegen, dem Bothwell verſicherte, daß die Königinn ſelbſt den Tod ihres Gatten wünſche, verlangte darüber eine Handſchrift von ihr ſelbſt zu ſehen, wenn er ſich in dieſe Sache einlaſſen ſollte. Beide Lords, wenn ſchon ſie es ablehnten einen Antheil an dem Morde zu nehmen, thaten Nichts ihn zu verhindern, und Bothwell hoffte, ſie würden bereit ſein, ſich mit ihm zu vereinigen, ſobald der Mord geſchehen war. Nur Robert Stuart, der jüngere Bruder der Königinn, gab Darnley eine Warnung drei Tage vor ſeiner Ermordung, und dieſer ſäumte nicht Maria augenblicklich davon in Kenntniß zu ſetzen. Man ließ Lord Robert und Murray rufen, Maria verlangte in Gegenwart ihres

Gatten, daß Robert Stuart seine Angaben wiederholen und detailliren solle. Er leugnete aber, irgend eine solche Behauptung ausgesprochen zu haben. Es kam zu einem heftigen Streite zwischen ihm und Darnley. Auch Murray behauptete Nichts zu wissen und verließ den Abend vor dem zum Morde bestimmten Tage, unter dem Vorwande eines Familienereignisses die Stadt, unterwegs gegen einen seiner Diener aussprechend: »Lord Darnley wird den nächsten Morgen nicht erleben.«

So brach der 9. Februar 1567 heran. Noch acht und vierzig Stunden vorher war Bothwell nicht entschlossen gewesen, auf welche Weise er sich des Königs entledigen solle, hatte aber acht Männer niederen Standes zusammengebracht, auf deren Beistand er in jedem Falle rechnen konnte. Einen derselben, einen Franzosen, bekannt unter dem Spottnamen French Paris, der lange in seinen Diensten gewesen war, hatte er einige Zeit vorher der Königinn zum Kammerdiener zu empfehlen gewußt, um durch ihn Nachschlüssel zu dem Hause in Kirk of Field und zu den Zimmern der königlichen Gatten zu erhalten. Außerdem waren vier Lairds, Ormiston und sein Onkel, John Hepburn, und John Hay, alle Vier ruinirt in ihren Vermögensverhältnissen und gänzlich in Bothwells

Händen, ihm als Gehilfen verkauft. So lange er noch daran gedacht, den König durch Waffen um's Leben zu bringen, hatte er verlangt, daß Morton und Maitland ihm einige von ihren Leuten zur Hilfe geben sollten; indeß sie hatten es verweigert und Bothwell selbst den Plan aufgegeben, da beständig ein Diener in den Zimmern des Königs schlief und der Ausgang eines solchen Angriffs durch irgend einen Zufall fehl schlagen konnte. So hatte er sich endlich um sicher zu gehen, entschlossen, das ganze Haus in die Luft zu sprengen und auf diese Weise jede Spur der Thäter unter den Ruinen zu begraben. Da es aber nicht seine Absicht sein konnte, die Königinn zugleich mit Darnley das Opfer seines Ehrgeizes werden zu lassen, kam es darauf an, eine Nacht für die That zu wählen, welche die Königinn außer dem Hause ihres Gatten zubrachte. Bothwell erfuhr, daß Maria am Sonntag Abend der Hochzeit einer ihrer Kammerfrauen mit ihrem französischen Kammerdiener Sebastian, bei der man eine Maskerade in Holyrood aufzuführen vorhatte, beizuwohnen versprochen habe. Diese Nacht bestimmte er zu seinem Unternehmen. In der Dämmerung versammelte er seine Spiesgesellen und sagte ihnen, daß die Stunde gekommen sei. Er befahl

ihnen sich gleich bereit zu halten, obschon er selbst genöthigt war, zwischen sieben und acht Uhr an einem Abendbrode Theil zu nehmen, zu dem der Bischof von Argyle die Königinn geladen hatte. Sie verließ das Fest gegen neun Uhr, begleitet von den Earls von Argyle, Huntley und Cassilis, ihrem Gatten noch einen Besuch abzustatten. Während sie sich bei Darnley befand, ließ Bothwell kleine Säcke voll Pulver in die Nähe des Hauses bringen, die man vor demselben in eine Tonne zu packen und so in das Haus zu schaffen gedachte. Indeß fand sich, wie die spätern Verhöre auswiesen, daß das Faß für die Thüre zu breit war, und man war genöthigt, die Säcke einzeln in das Schlafzimmer der Königinn zu tragen, wobei Bothwell in die Theilnehmer drang, »sich bei der Arbeit zu beeilen, damit man fertig wäre, ehe die Königinn ihren Gatten verließe, und damit sie beim Herabsteigen keinen fremden Personen im Hause begegnen möchte.« Als sämmtliches Pulver an Ort und Stelle war, schloß man Heppurn und Hay in Maria's Schlafzimmer ein, Bothwell und Paris aber verfügten sich zu ihr, sie an den Besuch des Maskenballes zu erinnern.

Die Königinn und Darnley trennten sich auf das Freundlichste, und von Bothwell und den an-

dern Edelleuten begleitet, verfügte sie sich durch das Canongate nach ihrem Pallaste. In dem Augenblick, in welchem sie in Holyrood eintrat, begegnete ihr Einer von Darnley's Gesellen, den sie fragte, woher es komme, daß er so stark nach Pulver rieche? Sie erhielt darauf eine ausweichende Antwort und begab sich gerades Weges in den Festsaal, in welchen Bothwell ihr folgte. Paris, welcher die Schlüssel zu dem Hause Darnley's bei sich hatte, fühlte sich in seinem Empfinden von der Luft um ihn her so furchtbar widersprechend berührt, daß er bei dem Gedanken an das bevorstehende Verbrechen in tiefes Brüten versank. Sobald Bothwell das bemerkte, trat er an ihn heran und sagte in drohendem Tone: »Wenn Ihr dies Trauergesicht vor der Königinn macht, so sollt Ihr es mir büßen;« und da er sah, daß der Franzose nicht aus seiner Versunkenheit herauszureißen war, entfernte sich Bothwell mit dem Befehle, daß Paris ihm augenblicklich folgen solle.

In seinen Zimmern angelangt, vertauschte Bothwell sein Hofkleid mit einem weißen Tuchrocke, schlug seinen Reitermantel über sich und machte sich mit seinen Leuten auf den Weg. Als die Schildwachen ihr »Wer da« riefen, antwortete man: »Freunde von Lord Bothwell!« und kam mit

demſelben Loſungsworte durch das Thor des Canongate. So gelangten ſie endlich zu Darnley's Wohnung, ließen Hay und Heppurn aus dem Zimmer der Königinn heraus, und leiteten eine lange Lunte von der Straße in daſſelbe, deren äußerſtes Ende bereits angezündet war. Mehr als eine Viertelſtunde verging, ohne daß man das geringſte Geräuſch hörte. Bothwell, der ſich mit ſeinen Gefährten nach dem Kloſtergarten zurückgezogen hatte, ging in heftiger Ungeduld auf und nieder. Ein grauenvolles Entſetzen hatte ſich Aller bemächtigt; die Minuten ſchienen ſich zu Jahren auszudehnen, und nur mit Gewalt konnte man Bothweil zurückhalten, nach dem Hauſe zu gehen, um ſich von der Sachlage zu unterrichten. Plötzlich aber ward aller Zweifel gehoben. Mit einer ſo furchtbaren Exploſion, daß die ganze Stadt davon erbebte und alle Einwohner derſelben aus dem Schlafe geweckt wurden, flog das ganze Haus in Millionen Trümmern in die Luft. Paris fiel ſinnlos zur Erde nieder und ſelbſt der kalte, kühne Bothwell konnte den Ausruf nicht unterdrücken: »Ich habe Manches mitgemacht, aber ſo war mir nie zu Muthe.«

Ohne ſich weiter um das Geſchehene zu kümmern, verließen ſie den Ort ihres Verbrechens und

ſuchten auf verſchiedenen Wegen ihre Wohnung zu erreichen. Als Bothwell nach Hauſe kam, verlangte er Wein, warf ſeine Kleider ab und ging zu Bett. Kaum aber hatte er ſich niedergelegt, als ihm die Meldung gebracht ward, daß das Haus in Kirk of Field in die Luft geſprengt, der König ermordet ſei. Mit dem Anſchein höchſter Empörung, mit dem Ausruf, daß hier Verrath im Spiel ſein müſſe, legte er die Kleidung an, welche er auf dem Feſte getragen, um ſich zur Königinn zu verfügen. Die ganze Stadt war in Bewegung, Huntley und andre Lords trafen mit ihm zugleich bei der Königinn ein, die ebenfalls erwacht und ſehr beunruhigt war, zu erfahren, was vorgegangen ſei. Mit großer Behutſamkeit brachte man ihr die Nachricht von Darnley's Tode bei, den man einer zufälligen Exploſion von Schießpulver in der Nachbarſchaft, oder dem Einſchlagen eines Blitzes zuſchrieb. Die Königinn war ſtarr vor Schrecken; ihr Schmerz grenzenlos. Sie fand keine Faſſung, und da die Lords ſahen, daß es in dieſem Augenblicke unmöglich ſei, ſie zu irgend einer Beſprechung zu vermögen, entfernten ſie ſich bei Tagesanbruch von Holyrood.

Die Gräßlichkeit ſeines Todes gewann für Darnley eine Theilnahme in dem Herzen des Vol-

kes, welche sein Ableben sonst nicht erregt haben würde; aber Niemand bedauerte ihn tiefer, als Maria. Sie hatte ihn einst sehr geliebt, und unfähig lange zu zürnen oder zu hassen, treu in ihren Neigungen, ward plötzlich alles Ueble vergessen, das Darnley ihr zugefügt, und nur die Erinnerung an ihre Liebe blieb in ihr lebendig.

Während des ganzen Tages, der dem Tode ihres Gatten folgte, hielt Maria sich in ihren Gemächern verschlossen und verweigerte es, irgend Jemand vor sich zu lassen. Die ganze Bürgerschaft war in großer Aufregung; die Einen vermutheten dies, die Anderen jenes, Maria selbst wußte nicht, was sie davon denken sollte. Am 11. schrieb sie ihrem Gesandten, dem Erzbischof von Glasgow, nach Paris: »Der Vorgang ist so gräßlich und so befremdlich, wie man es sicher niemals in irgend einem Lande erlebt hat. Bald nach 2 Uhr in der Nacht des 9. Februar ist das Haus, in dem der König wohnte und in dem er schlafend in seinem Bett lag, mit solcher Vehemenz in die Luft geflogen, daß von dem ganzen Gebäude nichts übrig geblieben ist — nicht ein Stein ist auf dem andern geblieben, Alles bis auf Grund und Boden in Trümmer zerstäubt. Es muß durch Gewalt, durch eine Mine geschehen sein; durch

wen oder auf welche Weise sie gelegt worden, ist noch nicht abzusehen. Bei dem Eifer, mit dem Unser Staatsrath die Untersuchung begonnen, zweifeln Wir nicht, daß die Sache bald aufgeklärt werden wird; und da Gott es nicht zulassen kann, daß dergleichen verborgen bleibt, hoffen Wir das Verbrechen mit solcher Strenge zu bestrafen, daß es zur Warnung vor solcher Grausamkeit für alle Jahrhunderte dienen soll. So viel steht fest, daß, wer auch der Thäter gewesen ist, seine Absicht sowohl auf Uns, als auf den König angelegt war; denn Wir schliefen fast die ganze letzte Woche in demselben Hause, waren noch an dem nämlichen Abend, begleitet von mehreren Lords, bis gegen Mitternacht bei dem Könige und wurden nur durch eine zufällige Maskerade im Schlosse abgehalten, die Nacht in jenem Hause zuzubringen. Aber es war kein Zufall, sondern Gott, der Uns den Gedanken eingab, das Haus zu verlassen.«

Ihrem Entschlusse getreu, den Tod ihres Gatten auf das Schwerste zu bestrafen, erließ Maria, nachdem eine Voruntersuchung Statt gefunden hatte, an dem darauf folgenden Tage eine Proclamation, in der zweitausend Pfund und eine anständige Jahresrente demjenigen versprochen wurden, der die geringste Auskunft über das be-

gangene Verbrechen geben könne, und in der zugleich dem Angeber, falls er ein Theilnehmer der That gewesen wäre, für seine Person Vergebung zugesagt wurde. Da der Gedanke nur zu nahe lag, daß man beabsichtigt hatte, die Königinn mit Darnley zugleich zu ermorden, verließ Maria Holyrood und begab sich nach Edinburgh-Castle, wo sie bis zu dem Begräbniß Darnley's in dunklen Zimmern in tiefer Abgeschiedenheit verweilte.

Während der Zeit verhielt Bothwell sich ganz ruhig und Nichts in der äußern Umgebung der Königinn schien verändert. Murray und Morton lebten zurückgezogen in der Grafschaft Fife auf ihren Gütern, Bothwell und die andern Edelleute erschienen nach wie vor am Hofe, und es war unmöglich einen bestimmten Verdacht auf irgend Einen derselben zu werfen, da sie Alle ohne Ausnahme Darnley's Gegner gewesen waren und der Königinn zur Scheidung von ihm gerathen hatten. Ganz Schottland blieb in leidenschaftlicher Bewegung, die Königinn selbst von Zweifeln und Mißtrauen erschüttert. Plötzlich erschien ein Anschlag an dem Rathhause, der, während der Nacht angebracht, Lord Bothwell, einen Mr. James Balfour, David Chalmers und John Spence als die Thäter nannte, mit dem Zusatz, daß die

Königinn um das Verbrechen gewußt habe. Bei der großen Anzahl von Personen, die Bothwell in das Geheimniß gezogen und denen er selbst eine handschriftliche Zustimmung der Königinn vorzuzeigen sich erboten hatte, konnte eine solche Anschuldigung leicht gemacht werden, und es wäre ander Seits natürlich gewesen, daß man auf eine derartige anonyme Verdächtigung gar keine Rücksicht genommen hätte. Eifrig aber wie Maria es war, nur irgend ein Licht über die Sache zu erhalten, ließ sie ohne Rücksicht darauf, daß man sie selbst verdächtigt hatte, ohne auch nur die Meinung des Staatsraths darüber einzuholen, einen zweiten Aufruf ergehen, in welchem sie den Autor jenes Plakates aufforderte sich zu nennen, und ihm zusicherte, daß, wenn auch nur in irgend einem Theile seiner Aussage Wahrheit gewesen wäre, er die volle Belohnung erhalten sollte. Als Antwort darauf erschien die Aufforderung, das Geld in honette Hände niederzulegen und drei Diener der Königinn, die namhaft gemacht worden, verhaften zu lassen; denn erst, wenn diese Bedingungen erfüllt wären, könne der Autor sich nennen. Dies war eine so sichtliche Ausrede, und das Ganze hatte einen so unzuverlässigen Anstrich, daß man weiter keine Rücksicht darauf nahm.

Dazu mußte der Umstand, daß man die Königinn, welche sich selbst schuldlos wußte, mit Bothwell zugleich genannt hatte, sie natürlich auch gegen den auf ihn geworfenen Verdacht mißtrauisch machen und zu Bothwell's Gunsten bei ihr wirken.

Niedergebeugt von Kummer, beängstigt von bösen Ahnungen und Befürchtungen, fing Maria's Gesundheit an zu wanken, so daß ihre Aerzte und ihre ganze Umgebung darauf drangen, sie möge Edinburg verlassen und ein nahe bei der Stadt gelegenes Landhaus beziehen, das sie liebte. Von ihrem Hofstaat gefolgt, begab sie sich am 16. Februar nach Seaton, von wo ein häufiger Briefwechsel mit dem Earl von Lenox Statt fand. Nachdem dieser ihr für ihre Thätigkeit zur Entdeckung der Mörder gedankt, verlangte er, daß sie Bothwell und seine Mitangeschuldigten verhaften, zur Untersuchung ziehen und augenblicklich Gericht über sie halten lassen sollte. Einen so unconstitutionellen Schritt zu wagen, war Maria's Lage nicht geeignet. Sie antwortete ihrem Schwiegervater also, daß die Pairskammer, der einzig gültige Gerichtshof eines Lords, gleich nach dem Tode ihres Gatten zusammenberufen worden wäre, daß inzwischen der Staatsrath seine Untersuchung unausgesetzt fortführe, daß aber Gericht nicht gehalten

werden könne, bis das Parlament zuſammen ſei, und daß ſie Nichts ſehnlicher wünſche, als Lord Lenox ſelbſt als Ankläger gegen Bothwell auftreten zu ſehen.

So kam der Tag der Gerichtsſitzung heran. Keine Stimme in ganz Schottland, mit Ausnahme jenes anonymen Anklägers, hatte auch nur im Entfernteſten Maria ſelbſt irgend einer Theilnahme an dem Verbrechen zu zeihen gewagt. Nur Eliſabeth von England ſchrieb in einem eigenhändigen Briefe an die Königinn: »Um Gotteswillen Madame, betragt Euch in dieſem Falle, der Euch ſo nahe angeht, mit ſolcher Aufrichtigkeit und Klugheit, daß die ganze Welt Euch ſchuldlos von einem ſo furchtbaren Verbrechen glauben muß; denn wenn ſie das nicht thun könnte, würdet Ihr ja verdienen, aus dem Range der Fürſtinnen ausgeſtoßen, und ſelbſt dem Pöbel ein Entſetzen zu werden. Ehe ich das aber erleben möchte, wünſchte ich Euch ein ehrliches Begräbniß.« — Die Böswilligkeit dieſes Briefes wird um ſo einleuchtender, wenn man erfährt, daß er am achten April geſchrieben, erſt nach den Gerichtsſitzungen ankommen konnte, und daß Eliſabeth, bemüht, Maria's Stellung im Volke von allen Seiten zu untergraben, mit die Erſte war, welche ſie in dieſer

Weise als Theilnehmerinn des Mordes zu verdächtigen wagte.

Das Gericht sollte am 12. April gehalten werden. Indeß zu ihrem großen Erstaunen erhielt Maria vierundzwanzig Stunden vorher einen Brief ihres Schwiegervaters, der ihr meldete, daß er mit seinen Vorbereitungen zur Anklage nicht fertig, daß er unwohl sei und daß die Sitzung also aufgeschoben werden müsse. Je mehr Maria, sich selbst und Lord Lenox zu genügen, die Zusammenkunft des Parlamentes beschleunigt hatte, um so unthunlicher war es, den eben versammelten Adel auseinander gehen zu lassen, und vor Allem konnte eine Aussetzung des Termines nicht ohne Zustimmung des Angeklagten geschehen, der sich gegen dieselbe erklärte. So erschien am 12. April, nachdem alle Präliminarien vollzogen waren, Bothwell, des Königsmordes angeklagt, vor den Schranken des Parlaments. Der Earl von Morton und zwei andere Edelleute, die als seine Vertheidiger auftreten sollten, begleiteten ihn, während der Aufruf an Lord Lenox, daß er oder einer seiner Stellvertreter erscheinen möge, mehrmals vergeblich gemacht wurde, bis endlich ein Diener der Lenox'schen Familie sich meldete, und einen Protest seines Herrn vorlegte, um Aufschub zu begehren;

r Gerichtshof entſchied ſich aber dafür, daß othwell ein Recht habe, die augenblickliche nterſuchung zu verlangen. Eine Jury, die cht aus Bothwell's Freunden beſtand, ward ge= ählt, Bothwell behauptete ſein Nichtſchuldig, konnte kein Beweis gegen ihn gefunden wer= n, und nachdem die Jury ihre Berathung ge= loſſen, ward Bothwell einſtimmig als nichtſchuldig klärt und in aller Form von dem Verdachte des önigsmordes freigeſprochen. Gleich nach dieſer reiſprechung erließ er, wie es damals Sitte war, ne Erklärung, daß er ſich Jedem im Zweikampf llen wolle, der noch irgend einen Zweifel gegen n und ſeine Ehre hege. Aber auch jetzt meldete h Niemand, und ſo erſchien Bothwell in der am 1. April eröffneten Sitzung des Parlaments mit egenden Fahnen, von einem großen Gefolge von delleuten begleitet, mit dem Anſtand eines ſchuld= s gekränkten Mannes, ſtolzer und mächtiger als mals in dem Kreiſe ſeiner Standesgenoſſen. uch ward noch von demſelben Parlamente ein eſetz erlaſſen, in Folge deſſen alle anonymen lacate, »durch welche es ſogar gelungen war, cht nur einen Edlen des Reichs, ſondern ſelbſt e Königinn zu beleidigen,« bei ſchweren Strafen rboten wurden.

Auffallend genug hatte Murray, der ſich ſonſt nicht leicht in einer Kriſis wie die jetzige, von ſeinem Vaterlande zu entfernen pflegte, Schottland zu Anfang des Aprilmonates verlaſſen und ſich nach einem längern Aufenthalte bei Eliſabeth, nach Frankreich begeben. — Bothwells Angelegenheiten nahmen dadurch für den Augenblick die glücklichſte Wendung. Er war ſeinem Ziele um ein Bedeutendes näher gekommen; aber die Krone Schottlands, die er erſtrebte, konnte ihm, wenn er nicht einen zweiten Mord begehen wollte, doch immer nur durch die Hand der Königinn zu Theil werden, und dieſe zu erlangen, ihm nur Liſt und Gewalt verhelfen.

Noch während der Sitzung des Parlamentes, das nur fünf Tage beiſammen blieb, hatte er in dem Hauſe eines Gaſtwirths Ainsley ein Abendbrod veranſtaltet, zu dem er faſt den ganzen ſchottiſchen Adel geladen hatte. Als nach reichlichem Weingenuſſe die Geſellſchaft in einer überreizten Stimmung war, legte er ihr einen Pact zur Unterzeichnung vor. In der Einleitung deſſelben forderte er die Edlen auf, ihm, dem gröblich Beleidigten und fälſchlich Angeklagten, feſt zur Seite zu ſtehen, und »ſich im Namen Gottes zu verpflichten, Jeden auf das Aeußerſte zu verfolgen,

der es jemals wieder wagen ſollte, in dieſer Sache einen Zweifel gegen ihn zu erheben.« Nach dieſer Vorrede hieß es: »Da aber nun, wenn wir der jetzigen Zeitumſtände gedenken, unſer Souverain, Ihre Majeſtät die Königinn, eines Gatten ermangelt, und es ihr des Gemeinwohls wegen nicht geſtattet werden kann, unvermählt zu bleiben; da Ihre königliche Majeſtät ferner einſt auch geneigt ſein könnten, in eine neue Heirath zu willigen, ſo bitten wir, daß Ihre Majeſtät in Betracht der treuen und liebevollen Dienſte des Lord Bothwell und ſeiner andern guten Eigenſchaften und Vorzüge, ſich ſo weit herablaſſen möge, Einen ihrer Unterthanen den fremden Prinzen vorzuziehen, und den gedachten Earl zum Gatten anzunehmen, wogegen wir uns auf Ehre und Treue verpflichten mit unſern Stimmen, unſerm Rath, unſerm Beiſtand und unſerer Hilfe, alles für dieſe Heirath Förderliche zu thun, ſobald die Geſetze es zuläſſig finden, und in der Form, in der es Ihrer Majeſtät gefallen wird.« — Danach verbanden ſie ſich in derſelben Weiſe, gegen alle Diejenigen aufzutreten, welche dieſer Ehe Hinderniſſe in den Weg legen ſollten, und verſchworen ſich mit Ehre und Leben in die Hände Bothwell's.

Unter denen, welche dieſen Pact unterzeichnet

hatten, fanden ſich Freunde und Feinde der Königinn, Proteſtanten und Katholiken; der Erzbiſchof von St. Andrews, fünf Biſchöfe und, mit Ausnahme Murray's, faſt alle erſten Edelleute des Reiches, welche Bothwell bereits früher für ſeine Pläne und Abſichten gewonnen haben mußte.

Anfangs blieben die Vorgänge bei dieſem Abendbrod der Königinn verborgen; indeß das Gerücht bemächtigte ſich ihrer bald, und als einige Zeit darauf Lord Herries ſich gegen die Königinn über eine Ehe mit Bothwell, als über eine Vermuthung auszuſprechen wagte, die Glauben im Volke zu gewinnen anfange, antwortete ſie, daß ſie im höchſten Grade verwundert ſei davon zu hören, weil dergleichen nie in ihre Gedanken gekommen wäre. Gleich darauf ging ſie zu ihrem Kinde nach Stirling; aber noch ehe ſie Edinburg verlaſſen, hatte Bothwell gewagt, ſich gegen ſie über ſeine Wünſche zu erklären, und eine beſtimmte abweiſende Antwort erhalten. Eine ſolche konnte ihn jedoch nicht abſchrecken. Es war ja nicht die Liebe des Weibes, es war die Krone der Königinn, nach der er trachtete, und er ſelbſt hatte im Voraus wiſſen müſſen, daß Maria ſeiner Bewerbung kein Gehör geben könne, da er im beſten ehelichen Einverſtändniß mit ſeiner Gattin lebte,

und niemals irgend eine Neigung Maria's sich für ihn erklärt hatte.

Die Lage der Königinn ward dadurch aber immer noch verwickelter, und der Gedanke, sich der lästigen Bewerbung Bothwell's zu entziehen, mochte wesentlich zu ihrer Entfernung von Edinburg beigetragen haben. Sie hatte jedoch nur kurze Zeit in Stirling verweilt, als Staatsgeschäfte sie zur Rückkehr nach der Hauptstadt nöthigten. Von allen Schritten Maria's beständig durch ihren Sekretair Maitland, einen seiner Verbündeten, auf das Genaueste unterrichtet, brach Bothwell unter dem Vorgeben, einen Aufstand an den Grenzen zu dämpfen, an dem für die kleine Reise der Königinn bestimmten Tage mit einem fast tausend Mann starken Heereshaufen von Edinburg auf. Das ganze Gefolge, welches die Königinn von Stirling nach Edinburg begleitete, bestand aus Bothwell's Schwager Huntley, dem Sekretair Maitland, Sir James Melville und einer geringen Anzahl bewaffneter Diener, und kaum hatte Maria in der Gegend von Linlithgow die Brücke erreicht, welche über den Almond führte, als sie sich plötzlich von Bothwell's Truppen umringt sah. An Widerstand war bei der ungleichen Anzahl nicht zu denken. Bothwell selbst ergriff

die Zügel von der Königinn Pferd und ritt mit ihr in größter Eile nach seinem Schlosse Dunbar. In Dunbar angelangt, entließ man die Bewaffneten der Königinn und entfernte den getreuen Melville. »Zehn Tage lang«, schrieb Maria, »hielt Bothwell Uns gefangen und von Unsrer Dienerschaft, von den Personen entfernt, auf deren Rath und Beistand Wir vielleicht zu rechnen gehabt hätten, so daß Wir, seinen Gelüsten überlassen, einsam auf Uns selbst gewiesen, gleichsam seine Beute waren.« Dennoch konnte Bothwell lange nicht sein Ziel erreichen, weil die Königinn immer noch hoffte, daß ihr von auswärts Hilfe kommen, daß sie vor der Schmach bewahrt werden würde, gegen ihren Willen das Weib eines ihr jetzt gewiß verhaßten Mannes zu werden, eines Mannes, den sie nach der Gewaltthat, welche er an ihr beging, jetzt auch jedes andern Verbrechens fähig halten mußte. Indeß Niemand erschien zu ihrem Beistande, denn Bothwell ward in diesem Augenblicke von den Einen gefürchtet, von den Andern geschmeichelt; und sicher gemacht durch den geschlossenen Pact, wagte er endlich der Königinn offen zu erklären, daß er, »aller Welt zum Trotze sie zu seinem Weibe machen werde, ob sie selbst es wolle oder nicht.« So verlassen sie war, gab die Em-

pörung Maria die ganze Kraft ihrer Seele wieder. Sie warf ihm in den härteſten Worten ſeinen Verrath, ſeine grenzenloſe Undankbarkeit vor, einen Verrath, der um ſo ſchwärzer war, »als ſie gegen ihn weniger denn gegen irgend Einen ihrer Unterthanen Mißtrauen gehegt habe.« Aber er war von ſeinem Vorhaben nicht abzubringen. Er verließ Maria faſt niemals; bald warf er ſich ihr zu Füßen, Vergebung erflehend für eine That, zu der die heftigſte Leidenſchaft ihn getrieben, bald überließ er ſich zügelloſen Anfällen von Wuth, in denen er ihr mit Schande, Gefängniß und Tod drohte, wenn ſie es wage, ſich länger ſeinen Wünſchen zu widerſetzen. Maria's eigenhändige Briefe geben das beſte Zeugniß der Seelenqualen, welche ſie in dieſer Zeit erlitten, obſchon ſie, da man ihr erſt nach ihrer Verheirathung mit Bothwell wieder zu ſchreiben geſtattete, in denſelben bemüht iſt, das Verbrechen, welches er an ihr begangen, mit inſtinctivem Schamgefühl ſelbſt vor den Ihrigen zu verbergen. Mit dem Bedürfniß, ſich ſelbſt zu rechtfertigen, gedrängt von dem natürlichen Gefühle ſich wenigſtens gegen ihre nächſten Blutsverwandten über ihr Elend auszuſprechen, und doch beſtrebt, Bothwell, der jetzt ihr Gatte geworden war, nicht in ſeiner ganzen Ehrloſigkeit erſcheinen zu laſſen,

trägt die Ausdrucksweise der Königinn in diesen Briefen das Gepräge einer rührenden Milde und einer tiefen Traurigkeit. In einem derselben heißt es: »Als er sah, daß Wir fortdauernd alle seine Bewerbungen und Anerbietungen zurückwiesen, setzte er Uns auseinander, wie weit er mit dem Adel und den Ersten Unseres Landes gegangen sei, und zeigte Uns, was sie ihm unter ihrer Handschrift eidlich versprochen hatten. Wir überlassen es dem König und der Königinn (von Frankreich), Unserm Onkel und Unsern andern Freunden, ob Wir Ursache hatten, darüber erstaunt zu sein. Wir überlegten alles Mögliche mit uns selbst, ohne einen Ausweg finden zu können, und doch ließ er Uns so wenig Zeit zum Nachdenken, da er Uns fortwährend mit heftigen und lästigen Bewerbungen drängte. Wie er mit einer Gewaltthat den ersten Schritt begonnen, so fuhr er fort und endete nicht, bis er durch Ueberredung, durch Zudringlichkeiten mit Gewalt begleitet, Uns dahin getrieben hat, das Werk zu enden, wie es seinen Plänen am besten diente. Aber Wir können nicht verbergen, daß er Uns anders behandelt hat, als Wir von ihm gewünscht oder von seiner Hand verdient hätten. Er hat mehr daran gedacht, Diejenigen zufrieden zu stellen, durch deren Beistand er sich sicher

glaubte, als Unſre Zufriedenheit zu erlangen, oder zu bedenken, was für Uns angemeſſen war.«

Nachdem Bothwell die erſten acht Tage Maria gefangen gehalten, ließ er in Dunbar den Staatsrath zuſammentreten, der ganz aus ſeinen Freunden beſtand, um dadurch den Anſtrich zu gewinnen, als ob Maria ſich in voller Freiheit befinde. Zu gleicher Zeit reichten er und ſeine Frau Eheſcheidungsklagen ein, die in wenig Tagen durch die Gerichtshöfe gebracht, eine Trennung der Ehe zur Folge hatten.

Die Würfel waren nun gefallen; Maria war in Bothwell's Händen, ihr Untergang vollſtändig. Am 3. Mai führte er ſie ſtreng bewacht nach Edinburg, befahl aber ſeinen Truppen, die Waffen vor der Stadt zu verbergen, um den Bürgern nicht zu zeigen, daß die Königinn eine Gefangene ſei. Auch ließ er es nicht zu, daß Maria ſich, wie ſie wollte, nach Holyrood begab, ſondern führte ſie nach Edinburgh-Caſtle, deſſen Befehlshaber, James Balfour, Einer der treueſten Anhänger Bothwell's war. Erſt nachdem das Aufgebot, zu dem der proteſtantiſche Clerus gezwungen werden mußte, zweimal geſchehen war, geſtattete Bothwell der Königinn am 12. Mai das Schloß zu verlaſſen, um ſie in den Gerichtshof zu führen,

wo er ihrer Unterschrift für zwei wichtige Acte benöthigt war. Es hatte sich nämlich durch die Art und Weise, in welcher Bothwell sich der Königinn bemächtigt, das Bedenken unter seinen Verbündeten erhoben, daß Maria, einst von der tyrannischen Herrschaft Bothwell's befreit, Rache nehmen könne an denen, welche ihm zu Erreichung seiner Zwecke behülflich gewesen waren. Bothwell sah sich also genöthigt, um sich seiner Mitschuldigen auch für die Zukunft zu versichern, die Königinn zur Unterzeichnung folgender Acte zu zwingen:

»Nachdem Ihre Majestät die Königinn den obenstehenden Pact der Verbündeten gesehen hat, verspricht sie auf ihr Fürstenwort, daß weder sie, noch irgend Einer ihrer Nachfolger, den unterschriebenen Personen jemals aus dem Inhalt des Pactes ein Verbrechen machen oder ihn als eine Beleidigung von ihnen ansehen werde; weder die Unterzeichner, noch ihre Erben sollen deshalb jemals zur Rechenschaft gezogen oder angeklagt werden; weder ihre Zustimmung, noch ihre Unterschrift soll als eine Abweichung oder ein Fleck auf ihrer Ehre betrachtet, und sie sollen deshalb niemals als pflichtvergessene Unterthanen angesehen werden, was man auch dagegen thun und ein-

wenden möge. Zum Zeugniß deſſen hat Ihre Majeſtät dieſen Act eigenhändig unterſchrieben.«

An demſelben Tage gewährte Maria vor dem verhandelnden Gerichtshof Bothwell eine Verzeihung dafür, daß er ſie »gegen ihren Willen nach Dunbar geführt und dort feſtgehalten habe,« und erklärte: »Obſchon Ihre Majeſtät darüber unwillig geweſen ſei, daß Lord Bothwell ſich ihrer bemächtigt, ſo habe ſie ihm für ſein gutes Verhalten und ſeine anerkennungswerthen Dienſte in früherer Zeit, und in Betracht der in der Zukunft zu erwartenden guten Dienſte vergeben, ſo auch ſeinen Gefährten, welche während der vorgedachten Zeit in Dunbar mit ihm geweſen ſind.«

Wie ſehr dieſe Documente gegen eine Liebe Maria's für Bothwell, gegen ein Einverſtändniß mit ihm ſprechen, bedarf keiner Erwähnung, und auch die Frage, weshalb ſie nicht vor dem Gerichtshofe die Wahrheit enthüllt und Bothwell die verdiente Strafe habe erleiden laſſen, findet in dem Vorhergegangenen ſeine Erklärung. Sollte Maria, die durch Zwang Bothwell's Gattinn geworden war, die möglicherweiſe ein Kind des verhaßten Mannes unter ihrem Herzen tragen konnte, zu allem Elende, das ihr geworden, auch noch die Schmach über ſich nehmen, dies Elend

öffentlich kund zu machen und auf dem Throne als Königinn von Schottland, ſtolz auf die Ehre ihres Hauſes und ihre eigene Ehre, einem Baſtard das Leben geben? Man braucht ſich nur in Maria's Religions- und Lebensanſchauungen zu verſetzen, um ſich ihre Handlungsweiſe zu erklären, abgeſehen davon, daß ſie in eine Lage gedrängt war, in welcher die kälteſte und beſonnenſte Natur nicht leicht Herr ihres Willens geblieben wäre und nicht leicht für ihre Handlungen verantwortlich gemacht werden konnte.

Nach dieſen Vorbereitungen ward Maria mit Bothwell getraut. Aber auch bei dieſer Trauung zeigte ſich die despotiſche Gewalt, welche derſelbe gegen ſie ausübte. Maria, die auch in Kleinigkeiten niemals von den Vorſchriften der katholiſchen Kirche abgewichen war, ſah ſich genöthigt, in eine proteſtantiſche Trauung zu willigen. Die Ceremonie fand nicht in der Kapelle der Königinn, ſondern im Saale des Staatsraths Statt. Es ward eine kurze Predigt gehalten, worauf die Trau-Geſellſchaft ſich ohne weitere Umſtände trennte. Melville, der noch an demſelben Abend an den Hof ging, erzählt einige Züge, welche einen Beweis von Bothwell's verdorbenem Charakter und von ſeinen Sitten geben. »Als ich an

den Hof kam,« sagt er, »fand ich Mylord Bothwell, Herzog von Orkney, bei seinem Abendbrode. Er nöthigte mich niederzusetzen und Theil daran zu nehmen, indem er mir sagte, daß ich zu lange ein Fremder am Hof gewesen wäre. Lord Huntley, der Lord Oberrichter und verschiedene Andere saßen mit ihm zu Tisch. Ich sagte, daß ich schon gespeist hätte, worauf er einen Becher Wein bringen ließ, mir zutrank und verlangte, daß ich ihm wie ein Holländer Bescheid thun solle; ich möge es trinken, damit ich stärker werde, denn der Eifer für das Gemeinwohl habe mich aufgezehrt und mager gemacht, sagte er. Ich antwortete: daß ja jedes kleine Glied zu einem bestimmten Gebrauch dienen müsse, daß aber die Hauptsorge für das Gemeinwohl ihm und dem übrigen Adel obliege, die Väter desselben sein sollten. Er antwortete: »Ich wüßte wohl, daß er einen Rath für Alles fände.« Darauf sprach er von Edelfrauen in solch' unflätiger Weise, daß ich ihn verließ und mich in die Zimmer der Königinn verfügte, die sehr glücklich über mein Kommen war.«

So sprach der Mann, der nun unauflöslich mit Maria verbunden, sich durch Betrug und Verrath für den Augenblick in solcher Weise zum Herrn von Schottland gemacht hatte, daß Maria

und der Thron ihrer Väter, ja ihr eigenes Leben nur von seinem Willen abhängig gewesen zu sein scheinen.

Von diesem Zeitpunkte ab ist Maria's Leben ein immer düstrer fortschreitender Weg zu ihrem Tode. Der erste Schritt, zu dem sie nach ihrer Vermählung sich genöthigt sah, war eine Erklärung und Rechtfertigung derselben vor den auswärtigen Höfen, welche von Bothwell's Freund, Secretair Maitland, verfaßt, mit großer Ausführlichkeit auf Bothwell's Verdienste, auf seine Treue für die Königinn, seinen bedeutenden Einfluß in Schottland und auf die Zufriedenheit des ganzen Adels mit dieser Heirath aufmerksam machte, so daß es scheinen mußte, Maria habe für das Wohl ihres Landes unmöglich eine bessere Wahl treffen können. Daß es für sie selbst das furchtbarste Unglück war, daß nicht freie Neigung, sondern Zwang sie in dieses Ehejoch geschmiedet, konnte in Schottland aber bald keinem Menschen verborgen bleiben. Fortwährend von zweihundert Arkebusieren beaufsichtigt, ohne deren Begleitung Bothwell sie keinen Schritt außerhalb der Mauern des Pallastes thun ließ, ward ihr nicht gestattet, irgend Jemand zu empfangen, der nicht vorher Bothwell's Erlaubniß zu der Audienz erhalten hatte, und der freie Zu-

tritt, welchen das Volk ſonſt zu ſeiner Königinn gehabt hatte, ward zum großen Mißvergnügen deſſelben gänzlich aufgehoben. Dabei beſtand die Ehe zwiſchen Bothwell und Lady Jane Gordon, ſeiner Gattinn, nach wie vor, und Maria hätte ſich bei dem beſten Willen des Selbſtbetruges nicht darüber täuſchen können, daß Bothwell ſeine Heirath mit ihr nur als Mittel zum Zweck betrachtete, daß er nach Alleinherrſchaft ſtrebte, und daß ſowohl Lady Jane Gordon als deren ganze Familie, mit Sicherheit darauf rechnete, ſie werde einſt die Herrſchaft über Schottland mit Bothwell theilen. Unter dieſer Laſt von Elend, unter dem Mißtrauen, mit dem die fremden Höfe ſie betrachteten, unter dem Haſſe ihrer presbyterianiſchen Unterthanen, unter der faſt ſclaviſchen Knechtſchaft, in der ſie gehalten ward, unter der brutalen Behandlung, welche ſie von ihrem Gatten zu erfahren hatte, war es kein Wunder, daß man Maria in Augenblicken der äußerſten Verzweiflung eine tiefe Sehnſucht nach dem Tode, ja den Gedanken ihr Leben zu enden, ausſprechen hörte. Ihr Herz war gebrochen, ihre Ausſichten in die Zukunft erloſchen, ihre Ehre, ihr theurer als das Leben, ward bezweifelt; ſie war eine Königinn ohne Macht, ein Weib ohne die Liebe ihres Gatten, eine Mut-

ter, von ihrem Kinde fern gehalten. Das ärmſte Weib Schottlands war zu beneiden gegen dieſe Königinn!

Indeß Bothwell ſollte nicht lange den glücklichen Erfolg ſeiner Uebelthaten genießen. Eine Stimme der Empörung erhob ſich gegen ihn, Mitleid für Maria ward ſelbſt in Denen rege, die ſich mit ihm für ſeine Zwecke verbündet hatten. Der Adel hatte ſeine Einwilligung zu Bothwell's Verheirathung mit der Königinn gegeben, in der Vorausſetzung, daß es Bothwell gelinge, ihre Gunſt und ihre freie Zuſtimmung zu gewinnen. Jetzt, da man die Gewalt kannte, mit der er ſeine Zwecke verfolgt und erreicht hatte, da man ſah, daß ſein letztes Ziel die Selbſtherrſchaft über Schottland geweſen ſei, wendete ſich der größere Theil des Adels von ihm ab. Unklug in ſeiner raſtloſen Verwegenheit, hatte Bothwell gegen ſeine Vertrauten geäußert, er werde, wenn es ihm gelänge die Aufſicht über den jungen Prinzen zu bekommen, dafür ſorgen, daß der Prinz niemals den Mord ſeines Vaters an ihm zu rächen im Stande ſein ſolle. Das gab den Ausſchlag zu einer Verſchwörung gegen Bothwell.

Ein Theil des Adels kam in Stirling zuſammen, wo der junge Prinz noch immer unter

Aufſicht des Earls von Mar verweilte, um ſich zur Vertheidigung der Perſon des Thronerben zu verbünden. Man glaubte, daß ein Truppenaufgebot, welches Bothwell angeordnet und das ſich Ende Mai in Melroſe verſammeln ſollte, um angeblich nach den Grenzen zu marſchiren, nur dazu beſtimmt ſei, das nahegelegene Stirling zu überfallen und ſich des Prinzen zu bemächtigen. Die Lords des Prinzen, wie ſich die Verbündeten nannten, benutzten dieſes Truppenaufgebot ihre Mannſchaft ebenfalls zuſammenzuziehen, und am 6. Juni 1567 verließ Bothwell mit der Königinn Edinburg, weil er ſich dort nicht mehr ſicher glaubte. Er wollte ſich nach dem Schloß Borthwick wenden, fand aber auch Borthwick ſchon von den Verbündeten umringt und ſah ſich genöthigt, mit der Königinn nach Dunbar zu flüchten. Die Lords des Prinzen wendeten ſich darauf nach Edinburg, deſſen Thore ihnen geöffnet wurden, und erließen, Lord Morton an der Spitze, eine Proklamation, in der ſie ſagten: »die in Gefangenſchaft gehaltene Königinn ſei weder fähig ihr Reich zu beherrſchen, noch den Mord ihres Gatten zu rächen, und die Lords wären nur zuſammengetreten, ihre Königinn zu befreien und das Leben des Prinzen zu bewahren.« Eine zweite Proklamation ſprach ſich

noch entschiedener über das Verhältniß von Bothwell zur Königinn aus. Sie lautete: »Da wir Lords des Staatsraths und der Adel wissen, daß James Earl von Bothwell gewaltthätig Hand gelegt hat an die höchstedle Person unserer königlichen Souveräninn, daß er Ihre Hoheit in das Schloß von Dunbar geführt und sie lange Zeit mit Kriegsmännern und Solchen von seinen Verwandten und Freunden umgeben hat, die seinem Plane dienten, während Ihre Hoheit alles Rathes und aller Diener ermangelte; daß er ferner in dieser Zeit der Gefangenschaft sie durch unerlaubte Mittel zu einer ehrlosen Heirath mit sich gezwungen, welche von Anfang an null und nichtig war: so sehe man sich genöthigt, Ihre Majestät die Königinn aus Bothwell's Gefangenschaft zu befreien, Bothwell und seine Mitschuldigen zur Untersuchung zu ziehen wegen des an Darnley begangenen Mordes und der an seiner Königinn geübten Gewalt; zu gleicher Zeit aber auch ihn von einem neuen Attentat gegen den Prinzen abzuhalten.« Bedürfte es noch eines Beweises zu Maria's Gunsten, so würde er mit dieser Proklamation gegeben sein.

In der Mitte des Monats standen die Parteien sich bei Carberry Hill im Felde gegenüber,

aber keine von beiden ſchien zum Angriffe geneigt; die Lords, weil ſie vielleicht noch Verſtärkung erwarteten, Bothwell, weil er ſeine Zukunft nicht auf dieſe eine Karte ſetzen mochte; und Le Croq, der franzöſiſche Geſandte, ritt zwiſchen den Parteien hin und her, eine Vermittlung zu verſuchen. Plötzlich machte Bothwell den Vorſchlag, die Sache durch einen Zweikampf auszufechten. Zwei ſeiner Gegner erklärten ſich bereit, ſich ihm zu ſtellen, Bothwell fand ſie aber ſeinem Range nicht ebenbürtig. Endlich trat Lord Lindſay in die Schranken, den Bothwell nicht zurückweiſen konnte; da aber widerſetzten ſich die verbündeten Lords dem Vorhaben, weil ſie es nicht zugeben wollten, daß ein Einziger einen Streit ausfechte, an dem ſie Alle ſich gleichmäßig betheiligt fühlten. Mit dieſen Verhandlungen ging der Tag vorüber und am nächſten Tage hätte es unvermeidlich zu einer Schlacht kommen müſſen, hätte die Königinn nicht den Augenblick benutzt, um ſich hier im offenen Felde aus der Knechtſchaft Bothwell's zu befreien. Sie ließ einen der tadelloſeſten Männer der Gegenpartei, Lord Kircaldy of Grange, zu ſich entbieten und erklärte, daß ſie entſchloſſen ſei, ſich von Bothwell zu trennen, wenn die Lords im Stande wären, ſie ſicher nach Edinburg zu gelei-

ten. Durch welche Mittel es Maria gelungen Bothwell zu täuschen, oder ihm die Einwilligung zu dem Schritte, zu einer Trennung, welche sie vielleicht für eine augenblickliche ausgab, abzugewinnen, ist nicht zu übersehen; genug, Bothwell räumte das Feld und die Königinn ließ sich von Lord Grange in das Lager der Lords hinüberführen. Morton und die andern Edelleute kamen ihr mit der gebührenden Achtung entgegen; die Königinn war zu Pferde und Lord Grange an ihrer Seite.

Als sie vor den Lords erschien, sagte sie: »Mylords, ich bin nicht zu Euch gekommen, weil ich für mein Leben fürchte, oder weil ich für den schlimmsten Fall am Siege verzweifelt hätte, wäre es zu einem Kampfe gekommen; aber ich verabscheue das Vergießen von Christenblut, besonders wenn es das Blut meiner eigenen Unterthanen ist; darum vertraue ich mich Euch an und will durch Euren Rath geleitet werden, in der Erwartung, Ihr werdet mich als Eure geborne Fürstinn und Königinn ehren.«

Indeß Maria hatte sich sowohl in dem Charakter der Männer getäuscht, denen sie sich übergeben, als in der Mäßigung der Protestanten, aus denen die Truppen der Lords bestanden, und

die es ſich nicht verſagen mochten, eine katholiſche Königinn zu demüthigen. Betrogen in ihren Erwartungen, ſich an Bothwell rächen zu können, ward der Haß, den man jetzt gegen ſeine Herrſchſucht hegte, auf Maria übertragen, und nicht achtend die Proklamation, in der man den ganzen Feldzug als einen zu Gunſten der Königinn unternommenen dargeſtellt hatte, ſchien man ſie nur aus der Hand Eines Tyrannen befreit zu haben, um ihr viele Tyrannen dafür zu geben. In einem förmlichen Triumphzuge, voran eine Fahne, auf der der todte Darnley und neben ihm der junge knieende Prinz dargeſtellt waren, mit der Unterſchrift: »Richte und räche meine Sache, o Gott!« ward Maria nach Edinburg geführt. Das Volk, in jenen Tagen doppelt leicht fanatiſirt, gerieth durch den Anblick dieſer Fahne faſt außer ſich, und umringte die Königinn mit den beleidigendſten Zeichen des Spottes und der Verachtung. In Thränen gebadet, gab Maria Alles verloren, als ſie gewahr ward, daß man ſie nicht nach Holyrood führte. Vergebens beſchwor ſie die Bürger, die in ihre Nähe kamen, ſie aus den Händen ihrer Tyrannen zu befreien; bei der großen Aufregung, in die das Volk verſetzt worden war, achtete Niemand darauf. Maria ward in das Haus des Provoſts ge-

führt, um dort unter einer ſtarken Bewachung die Nacht zuzubringen. Kircaldy of Grange war der Einzige, der ſich für ſie verwendete. Er erinnerte die Lords, daß ſie der Königinn das Verſprechen einer vollſtändigen Sicherheit gegeben hätten, falls ſie ſich entſchließe, ſich von Bothwell zu trennen, und daß es an ihnen ſei, dieſes Verſprechen zu halten. Schon war man geneigt ſeine Vorſtellungen zu beachten, als Morton plötzlich einen Brief vorzeigte, den er aufgefangen zu haben behauptete, und der von Maria an Bothwell geſchrieben ſein ſollte. Er drückte die größte Vertraulichkeit aus, und es hieß darin, daß Maria feſt entſchloſſen ſei, Bothwell niemals zu verlaſſen, wenn ſchon ſie genöthigt geweſen wäre, ſich augenblicklich von ihm zu trennen. Obſchon dieſer Brief, was factiſch bewieſen iſt, eine Fälſchung war, verfehlte er in dieſem Augenblicke ſeine Wirkung nicht. Die Lords, plötzlich wieder gegen Maria erbittert, beſchloſſen, ſie gefangen zu halten; das Volk aber hatte in der Nacht ſeine Stimmung geändert, erſchien haufenweiſe unter ihren Fenſtern, verlangte die Königinn zu hören, und Maria fand mehrmals Gelegenheit, zu den Bürgern ſprechend, ſich über den an ihr begangenen Verrath zu beſchweren und den Beiſtand ihres Volkes zu erbit-

ten. Kaum bemerkten die Lords, daß die Anſicht der Bürger ſich Maria zuwende, als ſie ihr erklärten, daß Alles, was geſchehen, nur in ihrem, der Königinn Intereſſe, unternommen worden ſei, und daß man ſie augenblicklich nach Holyrood geleiten wolle. Maria glaubte ihren Worten und ſah ſich abermals getäuſcht. Spät in Holyrood angelangt, ward ſie eben ſo gefangen gehalten und eben ſo ſtrenge bewacht, als bisher. Aus den traurigen Gedanken, mit denen ſie die Nacht nach ihrer Rückkehr im Schloſſe begann, ward ſie durch eine neue ſchmerzliche Überraſchung emporgeriſſen. Lord Ruthven, jener ihr verhaßte Mörder Rizzio's, und Lord Lindſay erſchienen um Mitternacht plötzlich in ihrem Zimmer. Man zwang ſie, ein ordinaires Reitkleid anzulegen, hob ſie auf ein Pferd und ritt mit ihr davon, ohne ihr zu ſagen, wohin man mit ihr gehe.

Sie ritten die ganze Nacht durch und langten am Morgen vor dem Schloſſe von Loch-Leven an, welches einſam auf einem kleinen Eiland mitten in einem drei deutſche Meilen großen See gelegen war, und das ſich im Beſitz von Murray's Mutter, der Geliebten von Maria's Vater befand. Wie ſchmerzlich und wie ſchwer gerade die Wahl der Lady von Loch-Leven zu Maria's Kerkermei-

ſterinn für dieſe Letztere ſein mußte, iſt nur zu deutlich, und die Abneigung der Lady gegen die Tochter der Frau, durch die ſie ſelbſt von Jacob's des Fünften Seite verdrängt worden war, bot den Lords die ſicherſte Bürgſchaft für die ſtrenge Bewachung der Königinn.

Um aber ihrem Verfahren einen Anſchein von Recht zu geben, welches nach den Erklärungen ihrer Proklamationen, nach dem in Carberry Hill der Königinn gegebenen Verſprechen, ihr unterthan ſein zu wollen, ein offenbarer und neuer Verrath war, erklärten die Lords plötzlich: ſie hätten in Carberry Hill zwar geglaubt, daß die Königinn Bothwell wider ihren Willen geheirathet habe und in unfreiwilliger Knechtſchaft von ihm gehalten worden ſei, ſich aber ſpäter von dem Gegentheile überzeugt. Die Königinn habe erklärt, Bothwell niemals verlaſſen zu wollen, und ſie ſähen ſich alſo genöthigt, um der Sicherheit des Prinzen willen, gegen Maria einzuſchreiten. Nichts deſtoweniger nahmen ſie auch dieſe Anſchuldigung einen Monat ſpäter wieder zurück und verſicherten dem engliſchen Geſandten, daß ſie überzeugt wären, Maria würde freiwillig in keinem Falle auch nur ein Jahr an Bothwell's Seite zu Ende gelebt haben.

Der Plan der Lords ſcheint im Ganzen kein feſter geweſen zu ſein. Es hatte ihnen für den Augenblick genügt, ſich zu Herren der Königinn zu machen, und erſt nachdem dieſes Ziel erreicht war, fingen ſie an daran zu denken, daß man ſich Bothwell's bemächtigen, ihn aus dem Lande vertreiben, oder auch ihn nochmals zur Unterſuchung ziehen und als Darnley's Mörder verurtheilen laſſen müſſe, wenn man ſich für immer vor ihm ſicherſtellen wolle. Keiner von Allen aber wagte es auch jetzt noch im Entfernteſten darauf hinzudeuten, daß man die Königinn an Darnley's Tode ſchuldig glaube. Man ſcheint vielmehr eine Wiederherſtellung Maria's, bei der Morton das Heft der Regierung in die Hand zu nehmen hoffte, beabſichtigt, und dabei nur vergeſſen zu haben, daß Morton ein Mitſchuldiger an Rizzio's Tode war, daß Maria ihn verabſcheute, und daß Murray, wenn auch für den Augenblick in Frankreich lebend, nicht der Mann war, von Schottland fern zu bleiben, wenn ſich ihm eine ſo ſichere Ausſicht auf Herrſchaft darbot, als grade jetzt.

Schottland glich in dieſem Augenblicke einem Schiffe ohne Steuermann. Die kleine Partei Bothwell's, die Lords des Prinzen und die ſich wieder verſtärkende Partei der Lords der Königinn,

wie Maria's Anhänger ſich nannten, trieben jede auf eigne Hand ihr Weſen. Morton verſuchte eine Vereinigung der beiden letzteren Parteien zu Wege zu bringen, aber man fing allgemein an, theils gerührt durch das Unglück Maria's, theils aufgereizt durch die Maßloſigkeiten aller Regentſchaftsprätendenten, ſich nach Maria's milder Herrſchaft zurückzuſehnen, und alle Mittel Morton's, die Macht ſeiner Partei zu verſtärken, blieben fruchtlos. Gegen Bothwell allein ging er, obſchon er eine öffentliche Unterſuchung wegen Darnley's Tode aufzunehmen befahl, mit Vorſicht zu Wege. Erſt Ende Juni erließ man eine Art Achtbrief gegen Bothwell und ſetzte eine Belohnung aus für Denjenigen, der ihn ausliefern würde. Wann Bothwell, in Folge dieſer Acht, Dunbar verlaſſen, welche Schritte er gethan, ſeine Macht wieder zu erlangen, iſt nicht mehr genau zu erweiſen. Sein Verſuch, die Lords der Königinn für ſich zu gewinnen, ſchlug gänzlich fehl. Er floh nach Norden, wo er Ländereien beſaß, ging zwiſchen den Inſeln zur See, ward hart gedrängt und endlich mit ſeinen Schiffen fliehend, in die Nordſee, nach der däniſchen Küſte hin getrieben. Zu ſtolz, als Flüchtling und dürftig am däniſchen Hofe zu erſcheinen, nicht ängſtlich in der Wahl ſeiner Mittel, ſuchte

er ſich das ihm fehlende Geld zu ſchaffen, indem er die ihm aufſtoßenden Kaufmannsſchiffe kaperte; aber Dänemark war nicht geneigt, ein ſolches Verfahren ruhig anzuſehen. Es ward eine Flotte gegen ihn ausgeſchickt, Bothwell gefangen genommen und ohne Weiteres in ein Gefängniß geworfen, in welchem er mehrere Jahre lebte, bis er als Geiſteskranker ſtarb.

Während deſſen waren die auswärtigen Höfe bei den Vorgängen in Schottland nicht gleichgültig geblieben. Ein franzöſiſcher Geſandter, der in Schottland gelandet, keinen Zutritt zu der Königinn erhalten konnte, war augenblicklich nach Frankreich zurückgekehrt, da er die Gewalt der Lords nicht anerkennen durfte. Eliſabeth's Bothſchafter hingegen war weniger gewiſſenhaft. In den Briefen, welche ihr Geſandter brachte, wird Maria's Mitſchuld an Darnley's Tod, wie ihre Zuſtimmung zu ihrer Heirath mit Bothwell, im Gegenſatz zu allen Erklärungen der Lords, als eine feſtſtehende Thatſache angenommen; nichtsdeſtoweniger erklärt Eliſabeth ihrer guten Schweſter, daß ſie ihre Gefangenſchaft als ein großes Unrecht anſähe und ihre baldige Befreiung von Herzen wünſche. Sie verlangte dabei zugleich von Maria, daß Darnley's Mörder augenblicklich be-

ſtraft und die Sicherheit des jungen Prinzen vollkommen feſtgeſtellt werden ſollte, als ob das Eine oder das Andere zu veranlaſſen, jetzt noch in Maria's Macht geſtanden hätte. Der Geſandte brachte obenein zwei ganz verſchiedene, aber unter demſelben Datum ausgefertigte Aufträge mit ſich. Der Eine erklärte der Königinn die größte Theilnahme für ſie und drohte mit Rache gegen alle Feinde Maria's; der Andere verkündete den Lords, daß ſie nicht Grund haben ſollten, mit den Handlungen Eliſabeth's unzufrieden zu ſein; ſie werde zu Nichts ihre Zuſtimmung geben, was der Sicherheit des Reiches oder der ſpäteren Ruhe der Lords entgegen ſein könne.

Murray hatte während deſſen in unausgeſetzten Verhandlungen mit England und mit ſeinem Vaterlande geſtanden. Der Erſte, welcher in Loch-Leven Zutritt zu der gefangenen Königinn erhielt, war ein Abgeſandter Murray's, Elphinſton mit Namen; denn Morton wußte, daß Maria zu einer Abdankung zu überreden, an die man zu denken begann, weil man nach dem Geſchehenen Maria's Zorn zu fürchten hatte, Niemand ſo leich mit Stande ſein werde, als ihr Bruder. Ja Morton konnte es ſich nicht verbergen, daß Murray allein Ausſicht habe, nach der Abdankung der Königinn

die Regentſchaft erfolgreich und dauernd übernehmen zu können. Der einzige Grund aber, welcher eine ſolche Abdankung Maria's als nothwendig erſcheinen machen konnte, wäre ihre Anhänglichkeit für Bothwell, ihr Entſchluß geweſen, Bothwell nicht zu verlaſſen; und man verfehlte nicht nach allen Seiten hin derartige Gerüchte zu verbreiten, obſchon es wie ein Wahnſinn klingt, daß Maria ſich geweigert haben ſollte, den Thron ihrer Väter wieder einzunehmen, wenn Bothwell ihn nicht mit ihr theilte.

Am 24. Juli wurden Sir Robert Melville und Lord Lindſay nach Loch-Leven geſendet, die Königinn zur Abdankung zu überreden, und ihr zugleich die Abdikationsakte vorzulegen. Wollte man den Tag bezeichnen, an dem die unglückliche Frau die größte Seelenangſt erlitten, ſo möchte es vielleicht dieſer 24. Juli ſein. Eingeſchloſſen in einen düſtern, einſamen Thurm, nur von ein Paar ihrer Frauen umgeben, hatte ſie die ganze Zeit fortdauernd in geiſtigen Qualen verlebt, als dieſer ſchwerſte Schlag ſie erreichte. Maria hatte ihr ganzes Lebelang die Macht geliebt, war ſtolz geweſen auf ihre Geburt, auf ihre Abkunft von einer langen Reihe von Königen; jetzt ſollte ſie die Krone freiwillig vom Haupte nehmen, um ſie

den verrätherischen Händen ihres Bastardbruders, oder den blutbefleckten Händen des ihr verhaßten Morton zu überlassen. Die Abdankungsakte klang daneben wie ein absichtlicher Spott. Nachdem in dem ersten Theile ausgesprochen war, daß die Königinn seit ihrer Ankunft in dem Reiche alle ihre Kraft und ihren Geist aufgewendet habe, das Land glücklich zu machen und die Ruhe ihrer Nachkommen und ihres Volkes zu sichern, sagte der zweite Theil, daß sie der Herrschaft müde sei und die Krone jetzt niederzulegen wünsche.

Als Sir Robert Melville ihr die Lage des Landes auseinander gesetzt hatte, gestand er ihr unumwunden, daß man, wenn sie sich weigere, die Abdankung zu unterzeichnen, eine ihren Charakter entehrende Anklage gegen sie erheben werde, um sich auf diese Weise ihrer entledigen zu können. Aber Maria blieb unerschüttert, so sehr ihr Herz bebte vor solchem Undank und vor solchem Verrath. Auch ein Brief des englischen Gesandten, in dem Elisabeth ihr rieth, die Krone niederzulegen, um ihr Leben zu sichern, machte keinen Eindruck auf sie, so daß Melville, der allein vor der Königinn erschienen war, sich genöthigt sah, Lord Lindsay, einen der Königinn persönlich feindlichen Edelmann, zu seiner Hilfe zu rufen. Lord

Lindsay, anerkannt einer der besten Redner, aber auch einer der heftigsten Männer jener Zeit, trat mit flammenden Augen und wüthender Geberde vor die Königinn hin, und zum ersten Male verlor Maria ihre Fassung. Lindsay's Erklärung, daß, wenn die Königinn sich weigere, die Abdankung zu unterzeichnen, er selbst sie mit dem Blute Maria's zu unterschreiben gedenke, mußte sie nur zu lebhaft an die Nacht erinnern, in der Lindsay, neben Ruthven stehend, diesen zum Morde Rizzio's angetrieben hatte. Maria hatte einen kühnen und männlichen Geist, aber sie ward plötzlich bleich und starr, bis ein Strom von Thränen ihr aus den Augen stürzte. Melville selbst, erschüttert durch die Beängstigung der Königinn, wagte es ihr ins Ohr zu flüstern, daß Unterschriften, zu denen man gezwungen werde, keine Gültigkeit hätten, und da Lord Lindsay nicht aufhörte zu toben, ja ihr auf den See deutend dies Wasser als ihr Grab bezeichnete, so ergriff sie endlich, vor Angst halb wahnsinnig gemacht, eine Feder und setzte ihren Namen unter die Acte so deutlich als ihre Thränen es gestatteten. Darauf verließen die Botschafter sie, und Maria, die entthronte Königinn, blieb allein ihren traurigen Gedanken überlassen.

Die Krönung des Prinzen fand, obwohl die Lords der Königinn einen Proteſt dagegen einlegten, ſchon fünf Tage ſpäter am 29. Juli Statt; gleich nach der Krönung langte Murray in Schottland an. James Melville, Einer der getreueſten Anhänger Maria's, ging ihm bis Berwick entgegen und erfuhr von ihm, daß bereits auch in Morton's Lager ſich Zwieſpalt eingeſchlichen habe, daß viele Anhänger deſſelben von Murray gefordert hätten, er möge die Regentſchaft nicht gleich antreten, ſondern rückſichtsvoll und demüthig gegen die Königinn verfahren, »die einen hellen Verſtand und fürſtliche Neigungen habe, und die man vielleicht bald in Freiheit zu ſehen wünſchen würde, damit ihre Milde über Schottland herrſche.«

Ein ſolches Temporiſiren ſtimmte vollkommen mit Murray's eigenem Charakter überein. Von Athol, Morton und Lindſay begleitet, begab er ſelbſt ſich nach Loch-Leven, wo Maria ſo ſehr durch ſeinen Anblick erſchüttert ward, daß eine lange Zeit verging, ehe ſie ihrer Thränen und ihrer Sprache Meiſter werden konnte. Sie verlangte, daß die Fremden ſich entfernen ſollten, weil ſie ihren Bruder allein zu ſprechen wünſchte, und in einer langen Unterredung wußte er Maria zu überzeugen, daß er nur in ihrem Intereſſe ſich

entſchließen würde, die Regentſchaft anzutreten, wenn ſie ſelbſt ihm ihre Zuſtimmung ausdrücklich dazu gebe. Maria hatte keine Wahl, ſie willigte ein. Die Lords machten nach ihrer Rückkehr von Loch-Leven die mündliche Zuſtimmung der Königinn zu der Wahl Murray's bekannt, und im Auguſt ward James Earl von Murray zum Regenten ausgerufen. Es gelang ihm, durch energiſche und kluge Maßregeln ſeine Herrſchaft zu befeſtigen; er wußte die Lords der Königinn theils einzuſchüchtern, theils durch Gunſtbezeugungen auf ſeine Seite zu bringen, und ſchon im December konnte er es wagen, ein Parlament zuſammen zu berufen, in welchem die Entthronung und die Gefangenſchaft Maria's für rechtmäßige Handlungen anerkannt wurden. Als Grund dieſer Rechtmäßigkeit ward angegeben, daß die Königinn der Theilnahme an Darnley's Ermordung überwieſen ſei. Man ſtellte auf, ihre Mitſchuld ſei durch eigenhändige Briefe unleugbar feſtgeſetzt; aber dieſe Briefe wurden nicht vorgelegt. So lange Bothwell im Lande geweſen war, hatte man die Abneigung der Königinn, ſich von ihm zu trennen, als Grund ihrer Gefangenſchaft angegeben; jetzt, da dieſe Ausrede fortgefallen war, bedurfte man

einer andern, und Maria's Feinde waren nicht wählerisch.

Die Unglückliche blieb jetzt in dem Schlosse von Loch-Leven, ihrer Freiheit beraubt, ihrem Kummer überlassen, unter Entbehrungen jeder Art dem Uebelwollen einer ihr abgeneigten Frau preisgegeben, deren Dienerschaft sich nach ihrem Beispiel in kränkenden Vernachlässigungen und Rücksichtslosigkeiten gegen die Königinn gefiel. Dadurch gewann Maria's persönliche Güte und der Eindruck ihres ganzen Wesens ihr auch hier theilnehmende Freunde. Der jüngste Sohn der Lady von Loch-Leven, George Douglas, und ihr noch jüngerer Neffe William, hatten ein so tiefes Mitleid mit der Lage der Königinn gefaßt, daß sie unablässig darauf bedacht waren, ihr zu ihrer Freiheit zu verhelfen. Der erste Versuch, den George Douglas dazu machte, mißlang. Die Königinn, welche in den Kleidern ihrer Wäscherinn glücklich das Schloß verlassen hatte, und sich bereits auf einem Boote in der Mitte des See's befand, erregte durch die Zartheit ihrer Hände den Verdacht der Schiffer, und obschon sie sich mit aller Würde ihrer Erscheinung den Männern als ihre Königinn zu erkennen gab, reiche Belohnung versprechend, wurde sie dennoch nach dem Schlosse zurückgebracht. George

Douglas und die treuesten Diener Maria's mußten das Eiland verlassen; Maria wurde noch schärfer bewacht, aber weder die Königinn noch ihre Freunde verloren die Hoffnung auf Erlösung.

Auch war kaum ein Monat nach dem ersten mißglückten Versuche entschwunden, als es dem sechszehnjährigen William Douglas gelang, sich der Schlüssel des Castells zu bemächtigen, die Bewohner desselben einzuschließen und mit der Königinn und Einer ihrer Kammerfrauen das andere Ufer zu erreichen, wo die Freunde der Königinn sie erwarteten. Noch einmal tauchte ein Strahl des Glückes in Maria's Leben auf; noch einmal mußte die Krone ihr gewiß erscheinen, als sie sich von ihren Getreuen umgeben sah, deren Zahl täglich durch neue Ankömmlinge vergrößert wurde. Von Hamilton aus, wohin sie sich begeben hatte, erklärte die Königinn, daß sie die Abdankung nicht anerkenne, zu der man sie, wie Sir Robert Melville bescheinigte, durch Drohungen gezwungen, und schon nach wenig Wochen hatte sich ein Heer von sechs tausend Mann um sie versammelt, das Murray gegenüber, kampffertig im Felde stand. Am 13. Mai 1568 kam es zur Schlacht. Maria befand sich in der Nähe des Schlachtfeldes auf einem Hügel, von dem aus sie dem Gefechte fol-

gen konnte. Ihr Herz ſchlug zwiſchen Furcht und Hoffnung. Dieſer Tag mußte ihr die Krone wieder geben, oder ſie als Flüchtling das Land ihrer Väter verlaſſen ſehen. Eine von Grange of Kircaldy erſonnene Kriegsliſt wandte den Sieg auf die Seite Murray's. Maria's Heer ward geſchlagen, ihre Hoffnungen vernichtet, ihre Krone ihr zum zweiten Male entriſſen. Begleitet von Lord Herries und wenigen Getreuen mußte ſie ſich zur Flucht entſchließen. Sie wandte ſich der Seeküſte zu, um von dort aus England oder Frankreich zu erreichen.

Mißtrauiſch gegen Eliſabeth, riethen ihre Freunde ihr nach Frankreich zu gehen. Die Königinn aber konnte den Gedanken nicht ertragen, ein Land als Flüchtling zu betreten, das ſie als Königinn verlaſſen hatte; abgeſehen davon, daß ſie es ihren proteſtantiſchen Unterthanen gegenüber, für unräthlich hielt, bei einem katholiſchen Fürſtenhauſe Schutz zu ſuchen. Nach vielen Ueberlegungen entſchied ſie ſich, die engliſche Grenze zu überſchreiten und bei dem Gouverneur der Stadt Carlisle anzufragen, ob man ihr erlaube weiter vorwärts zu gehen. Daß dieſe Erlaubniß ihr ertheilt ward, bedarf keiner Erwähnung. In Carlisle angelangt, ward Maria als eine Staatsge-

fangene behandelt. Man gestattete ihr nur unter militairischer Begleitung die Festung zu verlassen und erschwerte ihren schottischen Anhängern den Zutritt zu ihr auf jede Weise. Maria ließ dagegen Vorstellungen erheben, sie bat um Schutz, und verlangte vor allen Dingen eine persönliche Unterredung mit der Königinn von England. Indeß keine ihrer Vorstellungen fand Gehör, und die Unterredung mit Elisabeth ward ihr unter dem Vorgeben versagt, daß es für Elisabeth nicht angemessen sei Maria zu empfangen, ehe sie von dem Verdacht des Gattenmordes gereinigt dastehe. Sie erbot sich jedoch Schiedsrichter zu werden zwischen Maria und dem Regenten, und schrieb dem Letzteren, daß die Königinn von Schottland sich bereit erklärt habe, sie als solchen anzunehmen.

Maria hingegen hatte an eine solche Anerkennung nicht gedacht, und konnte das jetzt um so weniger thun, da Elisabeth entschlossen schien Maria und Murray als zwei gleichberechtigte Parteien, und Murray im Voraus als den rechthabenden Theil zu betrachten. Indeß auch diese Sachlage erklärt wieder am Besten ein eigenhändiger Brief Maria's. Er lautet:

»Madame und gute Schwester! Ich kam in Euer Land, Euren Beistand zu fordern, nicht mein

Leben zu retten. Schottland und die Welt haben mich nicht aufgegeben. Ich war mir meiner Unschuld bewußt. Ich war geneigt Euch alle meine Handlungen vorzulegen; ich wollte Euch die Ehre anthun, Euch zur Rechtfertigerinn oder zur Wiederherstellerinn einer Königinn zu machen. Ihr habt mir keinen Beistand und keinen Trost gewährt. Ihr verweigert mir sogar vor Euch zu erscheinen. Ich entfloh einem Gefängniß, und bin wieder eine Gefangene. Kann es Euch Tadel zuziehen, die Beschwerden einer Unglücklichen zu hören? Ihr empfingt meinen Bastardbruder, als er sich in offener Rebellion gegen mich befand: ich bin eine Fürstinn, Eures Gleichen, und mir verweigert Ihr die Gunst. Erlaubt mir denn, Euer Reich zu verlassen. Eure Strenge ermuthigt meine Feinde, schüchtert meine Freunde ein und ist allen meinen Interessen höchst nachtheilig. Ihr haltet mich in Fesseln, und erlaubt meinen Feinden, mein Reich zu erobern. Ich bin ohne Vertheidigung und sie genießen meiner Macht, bemächtigen sich meiner Einnahmen und halten mir die Spitzen ihrer Schwerter entgegen. In der elenden Lage, in der ich mich befinde, fordert Ihr sie auf mich anzuklagen. Ist das Unglück mein Königreich zu verlieren nicht groß genug? Muß ich auch meiner Ehre

und meines Rufes beraubt werden? Verzeiht mir, wenn ich ohne Verſtellung ſpreche. In Euren Reichen will ich nicht auf ihre Verläumdungen und Anſchuldigungen antworten. Euch, in perſönlicher Begegnung, werde ich jederzeit bereit ſein, mein Verhalten zu rechtfertigen. Aber mich ſoweit zu erniedrigen, daß ich mich mit meinen rebelliſchen Unterthanen auf gleichen Boden ſtelle, und ihnen in einer Unterſuchung als Partei gegenüber trete, iſt eine ſo tiefe Unwürdigkeit, daß ich niemals in dieſelbe willigen werde. Ich kann ſterben, aber ich kann keine Schande auf mich nehmen. Ueberlegt, ich beſchwöre Euch, was recht und ſchicklich iſt. Erwerbt Euch meine tiefſte Dankbarkeit; aber wenn Ihr nicht geneigt ſeid, mich als Eure Schweſter anzuerkennen und mir Eure Güte angedeihen zu laſſen, ſo haltet Euch wenigſtens von Strenge und Ungerechtigkeiten fern. Seid weder mein Feind noch mein Freund. Verharrt in der Kälte Eurer Neutralität, und laßt mich andern Fürſten für die Wiedereinſetzung in mein Reich verpflichtet werden.«

Unbewegt durch ſolche dringende Vorſtellungen beſchloß Eliſabeth, die Königinn von Schottland nur mit größerer Strenge zu behandeln. Maria ward von Carliſle nach Bolton, tiefer in das In-

nere des Landes gebracht und ihr gar kein Verkehr ferner mit ihren Anhängern in Schottland zugestanden. Durch fortwährende doppelzüngige Verhandlungen wußte Elisabeth es dahin zu bringen, daß Maria, ein halbes Jahr nach ihrem Ueberschreiten der Grenze, endlich ihre Zustimmung zu einer Conferenz in York gab, welche im October stattfinden, und bei der Abgeordnete Maria's und Murray's als Parteien, eine von Elisabeth ernannte Commission als Schiedsrichter auftreten sollten. Diese Letzteren hatten die Weisung erhalten, dem Regenten mitzutheilen, daß, wenn es ihm gelänge, Maria's Theilnahme an Darnley's Mord zu beweisen, sie niemals wieder den Thron besteigen solle, und falls auch nur ein Verdacht dieser Theilnahme auf Maria fiele, solle Murray zu bestimmen haben, unter welchen Bedingungen man Maria wieder in Schottland aufnehmen wolle. Nach solcher Einleitung ist der Sinn, in welchem die Verhandlungen geführt wurden, leicht zu ermessen. Dennoch fielen Murray's Einwendungen gegen Maria so haltlos aus, und die Widerlegungen von Maria's Abgeordneten waren so schlagend, daß die englische Commission selbst sich darüber bestürzt fühlte und der Vortheil sich ganz auf die Seite Maria's wendete. Es blieb also nichts

übrig, wenn man die Königinn verderben wollte, als neue Mittel gegen sie anzuwenden, und jetzt brachte Murray jenen Brief Maria's in Erinnerung, dessen schon Morton sich einmal in Edinburg so erfolgreich bedient hatte. Kaum hatte Elisabeth von dem Vorhandensein eines solchen Briefes, zu dem man noch einige, angeblich von Maria für Bothwell verfaßte Liebeslieder hinzugefügt hatte, Nachricht erhalten, als sie beschloß, die Untersuchung jetzt selbst in die Hand zu nehmen, und deshalb die Conferenz von York nach London zu verlegen befahl. Anfangs erklärte Maria sich damit einverstanden; bald aber mußte sie einsehen, daß auch dieser Schritt zu ihrem Nachtheil benutzt werde, da man in London die ganze schiedsrichterliche Bedeutun der Conferenzen allmählich entstellte. Aus einer vermittelnden Commission, bei der es sich um Maria's Wiedereinsetzung in ihre Rechte gehandelt, hatte man sie in einen Gerichtshof umgewandelt, vor dem man Maria als Angeklagte betrachtete; und noch ehe jene angeblichen Briefe Maria's an Bothwell in Betracht gezogen worden waren, hatte Maria ihren Abgeordneten befohlen, unter diesen Umständen nicht weiter vorwärts zu gehen, sondern die Conferenzen augenblicklich abzubrechen. Zugleich erbot sie sich aber, es darzuthun,

daß Murray und seine Anhänger um Darnley's Tod gewußt, ja daß Einige von ihnen mit zu den Mördern gehört hätten. Nach dieser Anklage drang auch Elisabeth plötzlich auf den Schluß der Verhandlungen. Murray ward veranlaßt, nachdem er zur Aufrechterhaltung des Friedens zwischen England und Schottland 5000 Pfund von Elisabeth erhalten hatte, nach Schottland zurückzukehren, Maria hingegen die nachgesuchte Erlaubniß, sich nach Frankreich zu begeben, abermals verweigert. Sie blieb eine Gefangene wie bisher.

Die achtzehn Jahre, welche Maria nach diesen Conferenzen in York noch zu verleben hatte, brachte sie bald in diesem, bald in jenem englischen Gefängnisse zu. Eine Erhebung, welche der Herzog von Norfolk zu ihren Gunsten unternahm, und bei der viele englische Große, selbst Elisabeth's Günstling Lord Leicester, ihn unterstützten, mißlang. Der Herzog von Norfolk büßte sie mit dem Leben, und Maria's Gefangenschaft wurde nur noch strenger. Eben so nachtheilig wirkte die Bannbulle, welche der Papst gegen die Königinn von England erließ, auf Maria zurück.

Als Elisabeth sie zur Rechenschaft ziehen ließ über die Verbindung, in der sie mit Norfolk gestanden, über den Antheil, den sie an dem Erlaß

der päpstlichen Bannbulle gehabt habe, erklärte Maria mit der ihr eigenthümlichen Geradheit und Bestimmtheit: »daß sie niemals daran gedacht habe, Elisabeth in ihren Rechten zu beeinträchtigen. Was ihre eigne Flucht anbeträfe, so habe sie allerdings mit Norfolk in Verbindung gestanden, denn sie halte sich für berechtigt, Jedem Gehör zu geben, der ihr dazu behilflich sein könne. Was die Bannbulle des Papstes anlange, so habe sie keinen Antheil an dem Erlaß derselben gehabt, sie vielmehr gleich nachdem sie dieselbe gelesen, verbrannt, und sie habe auch seit ihrer Gefangenschaft keine Verbindungen mit auswärtigen Mächten unterhalten, als diejenigen, bei denen es sich lediglich um ihre Befreiung und um ihre Wiedereinsetzung in ihr eignes Königreich gehandelt habe.«

Selbst der Tod des Regenten Murray, der 1570 aus Rache wegen einer Privatbeleidigung ermordet wurde, machte in Maria's persönlichen Verhältnissen keine Aenderung. Der Earl von Lenox ward sein Nachfolger. Unter der schwachen und ganz unfähigen Regentschaft dieses Greises arteten die schottischen Zustände zu einer wo möglich noch größeren Verwilderung aus. Mord aus Parteihaß und Verbrechen aller Art wurden tägliche Erscheinungen, und obschon dadurch in Vielen

der Gedanke wach ward, Maria wieder auf den Thron zurückzurufen, erregte die im Jahre 1572 ſtattgefundene Ermordung der Hugenotten in Paris, einen ſolchen Abſcheu der Proteſtanten gegen die katholiſchen Fürſten, daß ſelbſt Maria's treueſte Anhänger die Sache der Königinn nicht mehr aufzunehmen wagten und ſie ganz verloren geben mußten. Zwei Jahre ſpäter ſtarben ihr Schwager Karl IX. und ihr Onkel, der Cardinal von Lorraine, die beiden letzten Perſonen, die immer wieder ſich in ihrem Intereſſe verwendet hatten, und in den folgenden Jahren ſcheint das Schickſal Maria's faſt ganz in Vergeſſenheit gerathen zu ſein. So jung die Königinn noch war, ſah ſie während ihrer Gefangenſchaft faſt alle ihre Zeitgenoſſen, Freunde und Feinde, vor ſich ſterben. Ihr Bruder Murray, ihr Schwiegervater Lenox, Hamilton (die letzte Stütze des Katholicismus in Schottland), John Knox, der muthige Führer der Reformation, der ritterliche Mar und viele Andere raffte der Tod in kurzer Reihenfolge hin. Immer einſamer wurde Maria's Leben, immer ſchwerer ihre Gefangenſchaft. Von den funfzig Perſonen, welche ihr nach England gefolgt waren, wurden immer mehr und mehr entfernt. Dennoch tragen alle Briefe, welche ſie an Eliſabeth, nach Frankreich

oder ſonſt an ihre Freunde ſchrieb, trotz ihrer Klagen über den Mangel an jeder Lebensbequemlichkeit, das Gepräge einer ungebrochenen Geiſtesſtärke und eines hohen, klaren Selbſtgefühls. Aber nur ihre Seele blieb geſund; ihr Körper erlag der Gefangenſchaft. Der Bewegung im Freien beraubt, konnte ſie oft durch lange Zeit ihr Lager nicht verlaſſen, und ſie beklagt ſich in einem Briefe von 1580, daß ſie »auf zwei kleine Zimmer beſchränkt, deren Feuchtigkeit alle Möbel mit Moder überziehe, im Winter kaum im Stande ſei, ſich anders, als im Bette liegend, der Kälte zu erwehren;« zugleich bemerkt ſie, mit Berufung auf das Zeugniß ihres Gefangenwärters, Sir Francis Paulet, daß alle Perſonen, welche ſie während ihrer Krankheit in dieſen Zimmern gepflegt hätten, gleichfalls krank geworden wären. Im Jahre 1581 ſchreibt ſie: »Ich bin zu einem ſolchen Zuſtand der Schwäche herabgeſunken, daß ich nicht mehr hundert Schritte gehen kann, dennoch bin ich beſſer, als in den letzten ſechs Monaten. Seit den letzten Oſtern bin ich genöthigt geweſen, mich in einem Stuhle tragen zu laſſen, und Sie mögen urtheilen, wie ſelten dies geſchehen kann, da Sie wiſſen, wie wenig für ſolchen Dienſt geeignete Leute ich um mich habe.« Trotzdem ſetzte

sie ihre gewohnten Beschäftigungen, t
konnte fort, und aus dieser Zeit stam
gende rührende Gedicht:

Que suis – je hélas! et de quoi sert
Je ne suis fors qu'un corps privé de
Un ombre vain, un objet de malheur,
Qui n'a plus rien, que de mourir en
Plus ne portez, o ennemis, d'envie
A qui n'a plus l'esprit à la grandeur
Je consomme d'excessive douleur —
Votre ire en bref ce voira assouvie!
Et vous, amis, qui m'avez tenu chère
Souvenez vous, que sans heur — sa
Je ne saurais ancun bon oeuvre faire
Souhaitez donc fin de calamité
Et que ci bas étant assez punie,
J'aye ma part en la joye infinie.

In Schottland waren indessen nac
der Earl von Mar, dann Morton z
ernannt worden, und Maria erlebt
Morton von ihrem zur Herrschaft gelan
Jacob VI., wegen Darnley's Ermordu
tersuchung gezogen und in Folge seiner
nisse im Jahre 1581 hingerichtet w
hatten Alle, welche durch Maria's Ur
Macht und Größe zu gelangen hofften
Bothwell, Murray, Morton, noch vor M
ein gewaltsames Ende genommen, ob
durch das Schicksal abgewendet worden

die Königinn bedrohte. Der Schluß von Maria's Leben ward, für Elisabeth erwünscht, früher herbeigeführt, als sie erwarten konnte. Einige katholische Priester Englands, fanatisirt durch die Bannbulle des Papstes, hielten es für Pflicht das Vaterland von der ketzerischen Königinn zu befreien. Nachdem sie eine kleine Partei für sich gewonnen hatten, wendeten sie sich an den spanischen Gesandten in Paris, der ihnen bis zu einem gewissen Punkte seinen Beistand versprach, wenn es ihnen gelänge eine starke Partei in England zu begründen. Einer der Ersten, welchen die Verschworenen in das Geheimniß gezogen hatten, war Anton Babington, ein junger Edelmann aus Derbyshire, der, durch den Erzbischof von Glasgow für Maria eingenommen, eine begeisterte Anhänglichkeit für sie hegte, und leidenschaftlich eine That zu thun verlangte, welche ihm den Dank der Königinn gewinnen konnte. Durch Maria's Sekretaire, Curl und Naw, wußte er ihr Nachricht von einer Erhebung zu Gunsten des Katholicismus, und von dem damit verknüpften Plane ihrer Befreiung zukommen zu lassen. Aber Maria war zu oft getäuscht worden, hatte zu sehr jeder Hoffnung entsagt, um noch Erlösung zu erwarten. Dazu kam, daß die kurz vorher, bei Anlaß eines, von

einem Katholiken gemachten Mordversuches gegen Elisabeth, erlassene Parlamentsakte, Jedem, zu dessen Gunsten ein solches Attentat unternommen worden, nebst allen seinen Erben, von allen Rechten auf die Krone Englands ausschloß; daß man ferner nicht nur für den Mörder, sondern auch für den, zu dessen Gunsten der Mord begangen worden, die Todesstrafe festgesetzt hatte. Lebenssatt, resignirt für sich selbst, besorgt ihren Sohn zu beinträchtigen, und überzeugt, daß man ihre Mitschuld an dem katholischen Komplotte behaupten werde, auch wenn sie selbst nur ihre Flucht dabei im Auge gehabt hätte, fanden Babingtons Vorschläge bei Maria nur geringen Anklang, und er erhielt nur durch Curl und Naw einen nicht ermunternden Bescheid auf seinen Antrag. Dennoch ging die Verschwörung vorwärts und schien ihrem Gelingen nahe, als sie, lange schon von Elisabeth's wachsamen Räthen vermuthet, entdeckt ward. Vierzehn der Verschwornen, Babington an der Spitze, erlitten den Tod, und nachdem dies geschehen, beschloß man, nun auch gegen Maria Stuart aufzutreten.

Bei der Aufregung, in welche Babington's Verschwörung ganz England versetzt hatte, bei der Erinnerung an die Bartholomäusnacht ward es für

Elisabeth und ihre Rathgeber nicht schwer, den Gedanken im Volke rege zu machen, daß, so lange Maria lebe, die Verschwörungen gegen Elisabeth kein Ende haben, die Sicherheit der Protestanten in England keine vollständige sein werde. Doch geschah es nur mit großer Mühe, daß man das Ministerium für diese Ansicht zu gewinnen vermochte. Viele der Minister widersetzten sich dem Unrecht, Maria zur Rechenschaft zu ziehen für ein beabsichtigtes Attentat, das sie nicht gebilligt hatte, und das nur möglicher Weise zu ihrem Vortheile gereichen konnte. Aber ihr Tod war beschlossen, und dem Verfahren so viel Ansehen als möglich zu geben, wurden vierzig der ersten Personen des Königreichs ernannt, welche Maria zur Untersuchung ziehen und über ihr Leben das Urtheil fällen sollten. Am 11. October 1586 trafen die Commissarien in dem Schlosse von Fotheringhay ein, wohin man Maria einige Wochen vorher gebracht hatte. Man hatte darauf gerechnet, die Untersuchung augenblicklich beginnen zu können; aber auch jetzt noch erklärte Maria, sich dem Richterspruche Elisabeth's nicht unterwerfen zu wollen.

»Ich bin nicht Elisabeth's Unterthan,« sagte sie, »sondern eine unabhängige Königinn so gut

als ſie, und ich werde in Nichts willigen, was der Würde eines gekrönten Hauptes nicht angemeſſen iſt. Erſchöpft, wie mein Körper es iſt, iſt mein Geiſt nicht ſo ſchwach, daß ich deſſen vergeſſen ſollte, was ich mir ſelbſt, meinen Ahnen und meinem Lande ſchuldig bin. Welches auch die Geſetze Englands ſein mögen, ich bin ihnen nicht unterthan. Ich kam in das Reich, den Beiſtand einer Schweſter-Königinn zu erbitten, und bin als ein unfreiwilliger Gefangener darin zurückgehalten worden.« — Trotz dieſes Proteſtes erklärte man ihr, daß man auch gegen ihren Willen die Unterſuchung einleiten, und daß man ſie für ſchuldig erklären werde, wenn ſie es verweigere, ſich zu vertheidigen. Das beſtimmte Maria, denn ihr Stolz verlangte es, ſich zu rechtfertigen. Am 14. October erſchien ſie vor den Schranken des Gerichtes. Man hatte die große Halle des Schloſſes von Fotheringhay dazu eingerichtet, und vielleicht niemals in ihrem Leben machte ſich der Adel in dem Weſen Maria's mehr geltend, als an dieſem Tage.

Den erſten Namen Englands, ſeinen größten Gelehrten, ſeinen bedeutendſten Staatsmännern, welche ſich Alle auf dieſe Verhandlung vorbereitet hatten, ſtand Maria allein und unbeſchützt gegenüber.

Kein Rathgeber, kein Freund war an ihrer Seite; ſogar ihre Papiere, aus denen ſie vielleicht Beweiſe ihrer Unſchuld hätte ziehen können, waren ihr genommen. Dennoch erregten ihre feſte Haltung, ihre geiſtige Gewalt, welche bei ihrer körperlichen Schwäche um ſo größer erſchien, ſelbſt die Bewunderung ihrer Feinde. Mit Augen, in denen der Glanz früherer Jahre leuchtete, mit der ruhigen Milde eines reinen Gewiſſens, hörte ſie die Klage an, welche der Staatsanwalt gegen ſie erhob. Er las erſt die Acte vor, welche das Parlament gegen alle diejenigen erlaſſen hatte, die irgend einer Theilnahme an einem Attentate gegen das Leben der Königinn verdächtig wären; er ſchilderte dann die letzte Verſchwörung, verſuchte es, Maria's Theilnahme an derſelben zu erweiſen, indem er die Briefe ihrer Sekretaire an Babington vorlegte und ſich auf die Aeußerungen Babington's und der Sekretaire Maria's bezog, und erklärte dann die Thatſache ihrer Theilnahme für bewieſen. Maria, zur Entgegnung aufgerufen, vertheidigte ſich mit großer Klarheit. Sie erklärte, keinen Theil an Babington's Unternehmen gehabt zu haben, inſofern es gegen das Leben der Königinn von England gerichtet geweſen wäre. Sie proteſtirte dagegen, daß man irgend ein Gewicht

auf die Aussagen Babington's und ihrer Sekretaire lege, da nach einem englischen Gesetze dieselben ungültig wären, so lange man sie nicht mit Maria confrontirt habe; sie fragte, welcher Glaube auf das Zeugniß der Sekretaire zu legen sei, die sich gegen Maria selbst als Verräther bewiesen hätten? Wenn sogar, fügte sie hinzu, die Authenticität dieser Papiere festgestellt wäre, so könne selbst diese ihr nicht zum Verbrechen ausgelegt werden. Es sei ihr nicht zu verdenken, wenn sie immer und immer wieder versuche, sich aus einer Gefangenschaft zu befreien, in die sie so hinterlistig verlockt worden sei. »Was aber einen Angriff auf das Leben der Königinn betrifft,« sagte sie, »so würde ich es verschmähen, das höchste Erdenglück durch die Ermordung des geringsten Sterblichen zu erkaufen, und von Leiden und Sorgen aufgezehrt, wie ich es jetzt bin, kann die Aussicht auf eine Krone für mich nicht so verlockend sein, daß ich sie auf Kosten meiner unsterblichen Seele zu gewinnen streben sollte. Ich bin weder den Gefühlen der Menschlichkeit fremd, noch unbekannt mit den Vorschriften der Religion, und meine Natur eignet sich mehr zu der Hingebung einer Esther, als zu dem Schwerte der Judith. Wenn ich jemals durch Worte, Thaten oder auch nur in Gedanken meine Zustimmung gegeben hätte

zu irgend einem Angriffe auf das Leben der Königinn von England, ſo würde ich, weit davon entfernt, den Richterſpruch der Menſchen zurückzuweiſen, nicht einmal um die Gnade Gottes für mich beten.«

Die Commiſſarien, welche gehofft hatten ein leichtes Spiel zu haben, waren betroffen, wagten kein Urtheil zu ſprechen, und ſahen ſich genöthigt, das Verhör auszuſetzen, um die Sache vor die Sternkammer von Weſtminſter zu bringen, wo man am 25. October, nachdem man Naw und Curl nochmals verhört hatte, Maria für ſchuldig erklärte, Theil genommen zu haben an Babington's Verſchwörung und der beabſichtigten Ermordung der Königinn. Dieſes Urtheil ward dem bald darauf zuſammentretenden Parlamente vorgelegt und der Lord-Canzler, nachdem das Parlament es beſtätigt hatte, an Eliſabeth abgeſchickt, um die Unterſchrift der Königinn und den Befehl zur augenblicklichen Vollſtreckung deſſelben zu erlangen.

Daß Eliſabeth, ihrem Charakter getreu, ſich weigerte, die Unterſchrift zu leiſten, daß ſie es deutlich merken ließ, wie viel lieber es ihr ſein würde, wenn Maria auf eine weniger auffallende Weiſe das Leben verlöre, daß ſie mit der Unterſchrift zögerte, um erſt abzuwarten, wie Hein-

rich III., und Maria's Sohn König Jacob, die Sache aufnehmen würden, kann nicht sehr befremden. Indeß Heinrich III. war immer nur ein sehr lauer Vertheidiger Maria's gewesen, und wenn er auch in dieser letzten, dringenden Gefahr seinem Gesandten ernstere Instructionen zukommen ließ, so kannte Elisabeth die damaligen Verhältnisse Frankreichs gut genug, um zu wissen, daß es bei leeren Drohungen sein Bewenden haben werde. König Jacob aber hatte seine Mutter nie gekannt. Er war umgeben von Räthen, welche sich Elisabeth verkauft hatten, und sein Anspruch auf den englischen Thron hing von Elisabeths Geneigtheit ab. Dennoch war er nicht gefühllos genug, die Verurtheilung seiner Mutter ruhig mit anzusehen; aber seine Einwendungen wurden nicht beachtet, da man seine Handlungen nicht zu fürchten hatte. Als es ihm bekannt gemacht wurde, daß Elisabeth seine Mutter nicht zu retten vermöge, ließ er, statt mit einer Armee in England einzurücken, in allen Kirchen für sie beten, daß Gott sie mit dem Licht der Wahrheit erleuchten möge und sie vor der Gefahr beschützen, welche über ihrem Haupte hänge.

Nach allen Seiten beruhigt, ließ Elisabeth sich endlich von ihren Räthen die Unterzeichnung

des Todesurtheils abdringen, und es wurden Commiſſarien nach Fotheringhay geſendet, daſſelbe der Königinn bekannt zu machen. Weit entfernt, davon betroffen zu ſein, hob ſie ruhig ihre Hände zum Himmel empor, Gott dankend, daß ſie endlich von ihren Leiden erlöſt werden ſolle. Indeß dieſe Leiden waren noch nicht zu Ende, auch der kurze Reſt ihres Lebens ſollte noch durch Beleidigungen getrübt werden. Die Aufſeher ihres Gefängniſſes fingen an, ihr den ſchuldigen Reſpect zu verweigern; der Thron, den ſie überall in ihren Zimmern hatte aufſchlagen laſſen, ward abgebrochen und jedes Zeichen der königlichen Würde ihr entzogen. Man erklärte ihr, daß ſie fortan nicht als Königinn, ſondern nur als Verbrecherinn angeſehen werden könne. Der Beiſtand eines katholiſchen Prieſters ward ihr verſagt und ein proteſtantiſcher Geiſtlicher geſendet, ſie von ihren Irrthümern zu überzeugen. Maria ertrug alle dieſe Kränkungen mit der größten Ruhe. »Eurer Königinn und ihren gefälligen Richtern zum Trotz,« ſagte ſie »werde ich als Königinn ſterben; meine Königswürde iſt unzerſtörbar, und ich werde ſie mit meinem Geiſt in die Hände des allmächtigen Gottes zurückliefern, von dem ich beide empfangen, und dem meine Ehre und Unſchuld bekannt ſind.

Im December 1586 schrieb sie den letzten Brief an Elisabeth, der also lautet: »Madame! Ich danke Gott von Herzensgrund, daß er durch das Urtheil, welches man gegen mich gefällt hat, meiner mühseligen Pilgerschaft ein Ende macht. Ich wollte sie nicht verlängert wissen, auch wenn es in meiner Macht stände, da ich hinlänglich Zeit gehabt habe, ihre Bitterkeit kennen zu lernen. Auch schreibe ich Euch nur, um Euch drei letzte Bitten vorzutragen, deren Gewährung ich Euch und Niemand anders verdanken möchte, da ich von Euren unversöhnlichen Ministern keine Gunst erwarten kann. Erstens: da ich in England nicht hoffen darf, nach dem Ritus der katholischen Kirche beerdigt zu werden (seit man die Religion der alten Könige Eurer und meiner Vorfahren geändert hat), und da man in Schottland bereits die Asche meiner Voreltern zerstreut hat, so bitte ich, es möge meiner Dienerschaft erlaubt sein, meinen Körper in geheiligter Erde zu begraben, wenn meine Feinde ihre Hände in meinem unschuldigen Blute gebadet haben werden; vor Allem aber bitte ich, daß man ihnen erlaube, meine Leiche nach Frankreich zu bringen, wo die Gebeine der Königinn, meiner verehrtesten Mutter, ruhen, damit mein armer Körper, der keine Rast genossen, so lange er

mit meiner Seele verbunden war, ſie wenigſtens finden möge, wenn er von ihr getrennt ſein wird. Zweitens: da ich die Tyrannei der rauhen Männer fürchte, deren Macht Ihr mich überlaſſen habt, bitte ich Ew. Majeſtät, daß ich nicht im Geheimen, ſondern in Gegenwart meiner Diener und anderer Perſonen hingerichtet werde, damit ſie Zeugniß geben von meinem Glauben und von meiner Treue für die wahre Kirche, und meine letzten Lebensſtunden und meine letzten Seufzer bewahren mögen vor den falſchen Gerüchten, welche meine Feinde darüber verbreiten könnten. Drittens: Ich bitte, daß es meinen Dienern, die mir durch ſo viel Elend mit ſo großer Treue gedient haben, erlaubt werde, ſich ohne Hinderniſſe dahin zurückzuziehen, wo es ihnen gut dünkt die kleinen Legate zu verzehren, welche meine Armuth ihnen zu hinterlaſſen vermag. Ich beſchwöre Euch, Madame, bei dem Blute Jeſu Chriſti, bei unſerer Blutsverwandtſchaft, bei dem Andenken Heinrich's VIII., unſers gemeinſamen Stammvaters, und bei dem Königstitel, den ich mit in meinen Tod hinübernehme, mir dieſe drei vernünftigen Bitten nicht abzuſchlagen, ſondern mich durch einen eigenhändigen Brief zu verſichern, daß Ihr ihnen willfahren wollt; und ich werde dann ſterben, wie ich gelebt

habe, als Eure wohlwollende Schwester und Gefangene. Maria, Königinn von Schottland.« — Ob Elisabeth diesen Brief jemals beantwortet, weiß man nicht.

Am 7. Februar 1587 erschien die Commission vor Maria, welche ihr den Tag ihrer Hinrichtung ankündigen sollte. Maria lag zu Bett, stand aber augenblicklich auf, als man sie benachrichtigte, daß es sich um eine dringende Angelegenheit handle, und empfing die Lords in ihrem eigenen Zimmer. Ihre Kammerfrauen, ihr Arzt, ihr Chirurg und ihre männlichen Diener umgaben sie. Der Earl von Shrewsbury und seine Begleiter kündigten ihr so schonend als möglich den Auftrag an, der ihnen geworden. Maria hörte darauf die Vorlesung des Hinrichtungsbefehles ruhig an, schlug ein Kreuz und sagte, sie habe diesen Tag lange erwartet und sei nicht unvorbereitet zu sterben. »Ich habe seit langen Jahren in fortdauernder Betrübniß gelebt, unfähig mir selbst oder denen, die mir theuer waren, Gutes zu thun, und da ich schuldlos sterbe an den Verbrechen, die man mir zur Last legt, sehe ich nicht ein, warum ich vor der Aussicht auf Unsterblichkeit zurückschrecken sollte.« Sie legte dann ihre Hand auf ein neues Testament und beschwor nochmals feierlich ihre Unschuld.

Als der Earl von Kent einwendete, daß dies nicht die wahre Bibel, ſondern eine katholiſche ſei, antwortete ſie: »Es iſt die Bibel, an die ich glaube.« Dann erkundigte ſie ſich ruhig nach den Vorgängen der Außenwelt. Sie wollte wiſſen, ob man ihr keine Briefe von Eliſabeth bringe; ob der König von Frankreich und ihr Sohn, der König von Schottland, ſich nicht für ſie verwendet hätten; und fragte dann, auf wann ihre Hinrichtung feſtgeſetzt ſei. Als ſie erfuhr, daß ſie am nächſten Morgen geſchehen ſolle, ſchien ſie erſchreckt und für einige Minuten bewegt zu ſein, faßte ſich aber gleich wieder und bat, man möge ihr ihre Papiere, welche man ihr genommen hätte, zurückerſtatten, da ſie ihr Teſtament zu machen wünſche. Dann entließ ſie die Commiſſarien und blieb mit ihrer Dienerſchaft allein.

Unter den Thränen und leidenſchaftlichen Klagen ihrer ganzen Umgebung behielt Maria unerſchütterlich ihre ſanfte Ruhe. Sie bat ſie, mit ihr niederzuknieen, und betete inbrünſtig in ihrer Mitte. Während man darauf die Abendmahlzeit bereitete, beſchäftigte ſie ſich damit, ihr Geld in verſchiedene Börſen zu zertheilen und eigenhändig den Namen der Perſon daran zu ſchreiben, für die ſie ſie beſtimmte. Wie immer, ſetzte ſie ſich mit ihrer Die-

nerschaft zur Tafel, und obschon sie wenig genoß und wenig sprach, glitt fast beständig ein mildes Lächeln über ihre Züge. Als das traurige Mahl zu Ende war, ließ sie sich einen Becher Wein geben, trank auf das Wohl jedes ihrer Diener und verlangte, daß man ihr zum letzten Male Bescheid thun möge. Ueberwältigt von ihrem Schmerz warf ihre Dienerschaft sich ihr zu Füßen, Vergebung erbittend für jedes Unrecht, das sie unwissentlich an ihr begangen hätte; auch die Königinn bat danach ihre Diener sie möchten ihr verzeihen, wenn sie jemals ihre Pflicht gegen sie vergessen hätte, ermahnte sie, ihrer Religion treu zu bleiben und in Frieden und Eintracht untereinander und mit den Menschen zu leben. Dann ließ sie sich das Inventarium ihrer Garderobe und ihrer Schmucksachen bringen und schrieb am Rande desselben bei jedem Stück den Namen der Person, der sie es bestimmte, wobei sie Keines ihrer Diener oder ihrer entfernten Freunde vergaß.

Nachdem sie diesen Pflichten genügt hatte, setzte sie sich an ihren Schreibtisch, ihr Testament zu beenden und ihre Papiere zu ordnen; ließ aber vorher ihren Beichtvater, den man, obschon er im Schlosse wohnte, den Zutritt zu ihr nicht gestattete, ersuchen, er möge die Nacht für sie beten und ihr

ſagen laſſen, welche Theile der heiligen Schrift er für ihre Erbauung am geeignetſten halte. Sie füllte mehrere Seiten mit dichter Handſchrift für ihr Teſtament, das in dem feſteſten, beſtimmteſten Tone verfaßt iſt, ſchrieb dem König von Frankreich, ihm ihre Dienerſchaft zu empfehlen, welche ihm über ihre letzten Stunden berichten werde, und verſiegelte dann gegen 2 Uhr Morgens alle dieſe Papiere, mit dem Bemerken, daß ſie nun nicht weiter an die Dinge dieſer Welt denken, ſondern die letzten Stunden einzig ihrem Seelenheile widmen wolle. Sie legte ſich zu Bett, aber ohne zu ſchlafen, und ihre Kammerfrauen ſahen, daß ſie die Lippen bewegte und ihre gefalteten Hände mehrmals zum Himmel erhob.

Am Morgen des achten erhob ſich Maria mit Tagesanbruch, händigte ihrer Dienerſchaft die ihr beſtimmten Gaben aus, gab mehrere, ihr Begräbniß betreffende Befehle, und überließ ſich wieder der Andacht, bis man an die Thür klopfte, ſie zu benachrichten, daß Alles bereit ſei. Sie verlangte noch einen Augenblick Zeit, ihre Gebete zu beenden, ließ dann die Thüre öffnen, und der Sherif trat ein, ſie zum Tode zu führen. Ihre Dienerſchaft umringte ſie wehklagend und verlangte, ſie nach dem Schaffot begleiten zu dürfen. Da dies

aber gegen Elisabeths Befehle war, erklärte man der Königinn, daß sie allein gehen müsse. Maria protestirte laut dagegen. Umsonst! Sobald sie die Gallerie ihrer Wohnung überschritten hatte, ward die Thür hinter ihr geschlossen, und man hörte nur noch das laute Wehklagen ihres Gefolges. Am Fuße der Treppe, welche zu der großen Halle leitete, ward Maria von den Earls von Kent und von Shrewsbury empfangen und ihr gestattet, von Melville, ihrem Haushofmeister, Abschied zu nehmen, den man seit längerer Zeit von ihr entfernt hatte. Sie versicherte ihm, daß sie ruhig sterbe, und bat: »Wenn Ihr künftig von mir sprecht, so sagt, daß ich fest in meinem Glauben gestorben bin, bereit, meinen Feinden zu vergeben, überzeugt, meinem Vaterlande Schottland niemals Schande gemacht zu haben, und froh, daß ich Frankreich, dem Lande meiner glücklichsten Jahre, immer treu geblieben bin. Sagt meinem Sohne«, fügte sie hinzu, und als sie den Namen ihres einzigen Kindes nannte, stürzte eine Fluth von Thränen aus ihren Augen, »sagt meinem Sohne, daß ich seiner in meinen letzten Augenblicken gedachte, und daß ich nie weder mit Worten, noch mit Thaten in irgend etwas ihm Nachtheiliges gewilligt habe. Bittet ihn, das Andenken seiner

unglücklichen Mutter zu bewahren, und möge ſein Leben tauſendmal glücklicher und ſegensreicher ſein, als das meine.«

Nachdem ſie ſo von Melville Abſchied genommen, verlangte ſie, daß man Eine ihrer Kammerfrauen rufen ſollte, um ihr die letzten Dienſte zu leiſten. Auch dies glaubte man ihr nach Eliſabeths Befehlen verweigern zu müſſen. Da erhob Maria ſich und ſprach: »Ich kann nicht in die Unwürdigkeit willigen, daß mein Körper in die Hände von Fremden falle. Ihr ſeid die Diener einer jungfräulichen Königinn; ſie ſelbſt, wenn ſie hier wäre, würde den Forderungen der Menſchlichkeit nachkommen und mir den Beiſtand Derjenigen gewähren, die mir ſo lange treu gedient.« Beſchämt gab man ihren Wünſchen nach; man ließ vier männliche und zwei weibliche Diener kommen und geſtattete ihnen, für die wenigen Augenblicke, die Maria noch zu leben hatte, neben der Königinn zu bleiben.

In derſelben Halle, in der das Gericht gehalten worden, hatte man das Schaffot erbaut. Auf der einen Seite deſſelben ſtanden die beiden Scharfrichter, auf der andern die Earls von Kent und von Shrewsbury. Maria betrat die Halle am Arme ihres Arztes, während Melville ihre Schleppe

trug. Sie hatte ein Kleid von ſchwarzer Seide mit rothem Sammet beſetzt angelegt, darüber einen Atlasmantel; ein weißer Kreppſchleier mit reichen Spitzen umrandet hing von ihrem Haupte faſt zum Boden herunter; um den Hals trug ſie ein Crucifix von Elfenbein, an ihrem Gürtel den Roſenkranz. Ihre Schönheit war lange zerſtört; aber der Adel ihrer Haltung und ihres Ausdrucks war unverändert. Mit ruhigem, feſtem Schritte beſtieg ſie das Schaffot. Selbſt Eliſabeths Anhänger konnten ſich der Bewunderung und Verehrung nicht erwehren. Nachdem man ihr nochmals das Todesurtheil vorgeleſen, richtete der Decan von Peterborough mehrere ihre Religion betreffende Ermahnungen an ſie, trotz ihrer Erklärung, daß ſie als Katholikinn ſterben wolle. Da ſie bemerkte, daß er von ſeinem Vorhaben nicht abſtehe, kniete ſie nieder, betete mit ernſter Innerlichkeit, und hie und da mit lebhaften Geſticulationen, für ſich ſelbſt, für alle guten Fürſten, für die Königinn von England, für ihren königlichen Sohn, für ihre Freunde und für ihre Feinde. Nur ſelten unterbrach ein krampfhafter Seufzer ihr Gebet. Als ihre Kammerfrauen heftig zitterten, während ſie ihr den Schleier und den Haarputz abnahmen, ermahnte ſie ſie ſanft zur Ruhe und

zur Geduld, und als ſie darauf ihren Nacken entblößte, nahm ſie ein goldenes Kreuz vom Halſe, das ſie der Einen ihrer Frauen, Jane Kennedy, zu geben wünſchte. Der Scharfrichter bemerkte, daß dergleichen ihm gehöre. »Mein Freund!« entgegnete Maria, »ſie wird Euch mehr dafür geben, als es werth iſt.« Aber der Scharfrichter riß es der Königinn mit Heftigkeit aus ihren Händen. Sie wendete ſich von ihm ab, ſegnete nochmals ihre Dienerſchaft, küßte ſie und ſagte ihr Lebewohl. Dann befahl ſie der Kennedy, ihr mit einem reichen goldgeſtickten Tuche, das ſie ſelbſt zu dieſem Zwecke mitgebracht hatte, die Augen zu verbinden, legte ihr Haupt auf den Block und ſprach: »O Gott, auf den ich gehofft habe, in Deine Hände befehle ich meinen Geiſt!«

Der Scharfrichter mußte dreimal ſchlagen, ehe der Kopf vom Rumpfe getrennt ward. Sein Gefährte hob das abgetrennte Haupt der Königinn bei den Haaren in die Höhe, welche bereits ganz grau geworden waren, und rief: »Gott erhalte Eliſabeth, Königinn von England!« Der Earl von Kent fügte hinzu: »So mögen alle ihre Feinde ſterben!« Aber von der Gewalt dieſer entſetzlichen Scene erſtarrt, vemochte Niemand Amen zu ſagen.

Maria Stuart ſtarb 45 Jahre alt. Ihre

Leiche ward von ihrer Dienerschaft in ein anstoßendes Gemach getragen, wo ein altes grünes Billardtuch über die Gestalt gebreitet ward, die einst wie ein Gestirn vor den bewundernden Nationen erschienen war. Nach einiger Zeit ward der Befehl gegeben, ihren Körper einzubalsamiren, und sie ward mit königlichem Pomp in der Cathedrale von Peterborough beerdigt. Fast 25 Jahre später ließ ihr Sohn, um einen Act nachträglicher Sühne und Gerechtigkeit an dem Andenken seiner Mutter zu verüben, ihre Gebeine von Peterborough nach der Westminsterabtey in die Capelle Heinrich's VII. bringen, in der ihr ein prächtiges Monument errichtet ist.

Neunundzwanzigste Sendung.

Glasgow den 13. Auguſt, Abends.

Wenigſtens den Verſuch will ich machen, auch auf dieſer Tour die Tagebücher fortzuführen. Da man, wie ich höre, Abends immer zeitig in den Stationspunkten anlangen ſoll, ſo hoffe ich, Du werdeſt nicht leer auszugehen brauchen.

Unſer Weg nach Glasgow währte kaum zwei Stunden, da wir uns des Expreßtrains bedient hatten. Nachdem wir eine Stunde geruht, begaben wir uns, weil meine Reiſegefährten ein beſonderes Intereſſe daran hatten, vor allen Dingen nach der chemiſchen Fabrik von Mr. Tenant. Da ſie am Ende der Stadt gelegen iſt, hatten wir zugleich die Möglichkeit, einen großen Theil derſelben zu durchfahren und kennen zu lernen.

Die neuen Theile Glasgow's ahmen das Weſtende London's nach, die alten ſind den antiken Theilen Edinburgs ähnlich, die Stadt im Ganzen, nach deutſchen Begriffen, noch ſehr groß, prächtig und ſchön. Aber was iſt groß neben London und ſchön neben Edinburg, wenn man die beiden Orte eben verlaſſen hat? Eines der ſchönſten alten Gebäude iſt die in Collegeſtreet gelegene Univerſität, mit vielen ſtillen, an den Temple in London erinnernden Höfen. Aus einem derſelben ſahen wir in eine Wieſe hinab, in der Arbeiter im Freien ein Spiel, dem italieniſchen Boggi ähnlich, auf einem Holzplan ſpielten, bei dem ſie mit kleinen Kugeln aus ziemlicher Entfernung nach großen, auf dem Boden ausgelegten Kugeln warfen.

Wir gingen dann ſpäter am Abende noch einmal durch die Straßen, und erſt da hat ſich mir die Phyſiognomie derſelben eingeprägt. Der Charakter einer Handelsſtadt tritt hier ſehr deutlich hervor, während man in Edinburg Nichts von dem Geſchäftstreiben gewahr wird, das ſich im Hafen zu Leith bewegt. Der Clyde, obſchon nicht allzubreit, hat bei Glasgow, vier deutſche Meilen von ſeinem Ausfluß in das atlantiſche Meer, doch eine bedeutende Tiefe, und die großen Seeſchiffe können bis mitten in die Stadt einlaufen. So weit ich

Glasgow bei der Ankunft überſehen konnte, liegt es in einer Ebene, die ſich nur nach einer Seite hin leiſe erhebt, an der es einen amphitheatraliſchen Anblick darbietet.

Der erſte Punkt, der dem Fremden als ſchön in das Auge fällt, iſt George Square, ein prächtiger Platz, um deſſen Gartenanlagen fünf, ſechs der eleganteſten Hotels gelegen ſind, und aus deſſen Mitte ſich eine Säule mit dem Standbilde Walter Scott's erhebt. Die Säule ſoll achtzig Fuß hoch ſein, und ſo groß auch die Statue des Dichters ſein mag, der in einem karrirten Plaid auf derſelben dargeſtellt iſt, möchte ich doch den Menſchen ſehen, der es in ſolcher Ferne zu erkennen vermag, daß, wie es im Handbuch heißt: »the expression of the countenance is characterised by that air of *bonhommie* and shrewd sense, which distinguished that illustrious individual.« *) Wir lachten hell auf, als wir es laſen.

Auf demſelben Platze ſteht, außer der Statue von Sir John Moore eine andere von James Watt.

---

*) »Daß der Ausdruck des Geſichtes durch jenen Zug von bonhommie und grabem Verſtande charakteriſirt wird, welche dieſe berühmte Perſönlichkeit auszeichneten.«

Weiterhin ſieht man ein Paar ſtattliche Kirchen, und am Ende einer Straße das wahrhaft groß-artige Börſengebäude, an deſſen griechiſchem Styl und ſchönen Dimenſionen man eine Freude haben könnte, hätte man nicht einen Thurm darauf ge-ſetzt, der gar nicht in den Styl hineinpaßt. Vor der Börſe ſteht eine Reiterſtatue Wellington's. Auch hier wieder erfreut mich die Verehrung und Dankbarkeit der Engländer für die Männer, welche ſich um das Vaterland verdient gemacht haben. Freilich haben die Engländer auch das, was uns zur Entwicklung der Nationaldankbarkeit und zur Entwicklung einer Menge von Eigenſchaften fehlt — ein Vaterland. Denn wem könnte in Deutſch-land das ganze Volk als Nation ein Denkmal ſetzen, außer ſeinen großen Dichtern? Und auch dabei findet ſich der Uebelſtand, daß, wenn ein ſolches Denkmal in der Vaterſtadt des Dichters aufgeſtellt wird, es ſich für neunundzwanzig Drei-ßigſtel der Deutſchen im Auslande befindet, wel-ches zu beſuchen ſie ſich einen Paß beſorgen und eine Aufenthaltskarte löſen müſſen. Mit den Fürſten, Staatsmännern und Kriegshelden iſt es noch ſchlimmer. Wer Oeſtreich diente, iſt Preu-ßens Feind; wer Bayern nützt und es hebt, beein-trächtigt Würtemberg und Sachſen. Tilly, dem

man in Bayern ein Standbild gegründet, ist für den Magdeburger noch heute ein Wütherich, ein Mordbrenner, der ihm die Vaterstadt verwüstet, den schönen Dom zerstört hat. In der Vereinigung zu einer Nation, zu allgemeiner Freiheit haben die Stämme und Parteien Englands ihre früheren Kämpfe, ihren früheren Haß vergessen, während in Deutschland die fortdauernde Zersplitterung in einzelne Länder, und das allgemeine Mißbehagen alle Antipathieen nur zu wach erhält. Unser ganzes nationales Leben, unsere sämmtlichen Verhältnisse sind durch Mißgunst, Abneigung und Particularismus so untergraben, daß eine Veredlung des Volkscharakters für uns in alle Zeit unerreichbar bleiben wird, wenn die jetzigen Zustände fortdauern sollten. Rechnet man dazu noch, daß der Deutsche gar nicht geneigt ist zum Anerkennen, wohl aber zum Kritisiren und Tadeln, so begreift es sich, wie kein allgemeiner Enthusiasmus für irgend eine Persönlichkeit, oder gar für ein Unternehmen zu Ehren eines großen Mannes unter uns aufkommt. Als sich im Jahre 1840 ein frischer Geist in Deutschland regte, als einzelne Gemeinschaften daran dachten, Statuen für die Heroen unserer Literatur zu errichten, erschraken die »besonnenen, nüchternen« Leute gleich über den

»Statuen-Schwindel«, und in den Zeitschriften hieß es satirisch, wenn man so viel Raum für Monumente verschwende, so werde der Kartoffelacker theuer werden für die Armuth. Die Deutschen, das Volk des Gedankens, schlagen ihren Verstand so niedrig an, daß sie fürchten, auch der kleinste Enthusiasmus könnte ihnen mit ihrem Verstande davonlaufen. Sie binden sich mit den Stricken der Engherzigkeit an den Mast der Gewöhnlichkeit, wenn das Schiff der Zeit sich den Küsten der Freiheit nähert, und große, fortzeugende Gedanken und Thaten ihnen winken. Vorüber! Vorüber! —

Von der Brücke wendeten wir uns durch Queenstreet nach Argylestreet und Buchananstreet, in denen sich Haus an Haus Magazine aller Art befinden, deren Herrlichkeiten sich mit den Reichthümern von Regentsstreet vergleichen können. Indeß je weiter man in Argylestreet gen Westen geht, um so mehr verändert sich der Charakter der Magazine. Statt der kostbaren Glaswaaren, Juwelen und Porzellane — Eisenmagazine, Segeltücher und Lebensmittel; statt der Terneaurshawls, Putzhüte, Parfüms — blaue Flanellpaletots, Wachstuchkappen, Ale- und Branntweinhäuser, der ganze Bedarf einer Hafenstadt. Wir wanderten

am Quai eine Weile auf und nieder und gelangten dann auf einen großen Wieſenplatz, den High Green, in deſſen Mitte ein anſehnlicher Obelisk ein Monument für Nelſon bildet. Rund um die Wieſe ragten Dampfſchornſteine hervor, deren letzte Rauchwolken, blaß und bläſſer, in immer geringer werdenden Zügen aufwallten. Das Neulicht ſtand am Himmel, die Sonne ging ungewöhnlich hell unter, und je tiefer ſie ſank, um ſo bunter färbten ſich die Rauchwolken, ſo daß ſie zuletzt wie lauter ſich in Dunſt auflöſende Fahnen anzuſehen waren.

Eine Menge Frauen beſchäftigten ſich mit dem Zuſammenraffen von Wäſche, die man auf dem High Green gebleicht und getrocknet hatte; von allen Seiten kamen Arbeiter aus den Fabriken und vom Hafen herüber, die ſich den obern Stadttheilen zuwendeten. Wir folgten ihrem Zuge, der uns an einem ſehr ſtattlichen Gebäude, dem Tontine-Hotel, vorüberführte. Es gleicht mit ſeinem Thurme und in ſeiner ganzen Anlage den belgiſchen Stadthäuſern, und hat für England etwas ganz Fremdes in ſeiner Architektur. Eine Statue Wilhelm's des Dritten ſteht vor demſelben.

Der Abend war während dieſer Wanderung eingebrochen, die Gasflammen wurden angezündet,

und hier, wie in London, begann der Handel und Verkehr des Abendmarktes, der sich überall in Fabrikstädten herausbilden muß. Die Straßen waren so voll von Menschen, wie es bei uns nur große Ereignisse, Feuersbrünste, Aufzüge, werden lassen. Aber von einer solchen Bevölkerung wie die hiesige, hat man auch in Deutschland keinen Begriff. Es waren nicht Menschen in Lumpen gehüllt wie man ihnen in der Highstreet von Edinburg oder in Bloomfield in London begegnet, sondern ein Zusammenfluß jener Tausende und Tausende, die mit schwerer Arbeit das Nothwendigste, aber auch nur dieses zu gewinnen vermögen. Sie hatten unzerrissene, wenn auch zum Theil schmutzige Kleider, viele Frauen waren barfuß, wie ich in England Niemand bemerkt habe. Die Fabrikarbeiter sahen meist dürftiger aus, als die Handwerker, welche mit Werkzeugen heimkehrten und sich durchweg sauber trugen. Die Frauen aus den Fabriken hatten lose Jacken von Kattun, die ihren großen Theils schönen Figuren sehr vortheilhaft standen. Trunkene Männer gab es in Massen — aber keine Bassermann'sche Schreckgestalten. Und dennoch eine Bevölkerung, von der man sich die Frage stellen mußte: »Wie soll das enden?« Wird man warten, bis diese Menschen-

menge ſelbſt ſich mit Gewalt größeren Lohn für ihre Arbeit, größeren Lebensgenuß zu ſchaffen trachten wird? oder wird man durch verſtändige Reformen den Gewaltthaten zuvorzukommen ſuchen, die früher oder ſpäter nicht ausbleiben können, wenn das geweckte geiſtige Leben des Arbeiters ſeine Bedürfniſſe erhöht, ohne daß die Möglichkeit, ſie zu befriedigen, erleichtert wird?

Je weiter wir uns, den Arbeitern folgend, von den Hauptſtraßen entfernten, um ſo mehr concentrirte ſich das Menſchengewühl, und die indeſſen ganz herabgeſunkene Nacht diente dazu, es noch größer und beunruhigender erſcheinen zu laſſen. Aus allen Ecken huſchten Geſtalten hervor, die ſich der Maſſe anſchloſſen; überall ſprach es bald laut, bald leiſe flüſternd. Hier traten ein Paar junge Weiber in Liebesneckereien mit jungen Männern zuſammen; dort umringten ſchmutzige, weinende Kinder eine heimkehrende Mutter. Scenen der liebevollen menſchlichen Theilnahme wechſelten mit Scenen des Streites, mit Ausbrüchen des Zornes, der Trunkenheit ab. Der ganze Lebensgehalt dieſer Stände bewegte ſich auf einem engen Raume, in kürzeſter Zeit, in ſchattenhafter Dunkelheit und doch ſo deutlich vor unſern Augen. Das Bild der Arbeitenden, das ich am Mor-

gen erhalten, als wir, die Tenant'sche Fabrik verlassend, viele Arbeiter zum Mittag gehen sahen, war schon eine Vorbereitung für den Abend gewesen, ohne doch nur annähernd den Begriff dessen zu geben, was der Letztere uns enthüllte.

Von der Tenant'schen Fabrik weiß ich Dir wenig zu sagen. Sie ist die größte Sodafabrik der Welt, und überhaupt eine der größten chemischen Fabriken. Sie umfaßt zwölf Acker Land, in ihnen einen für die Fabrik angelegten Kanal; beschäftigt sechshundert Arbeiter, und der Hauptbau hat einen Schornstein, der genau so hoch ist, wie der Straßburger Münster. Ich habe die Zahl der Fuße vergessen; Du kannst sie in jeder Beschreibung des Münsters finden, wenn es Dich interessiren sollte. Dabei erscheint der Schornstein durch seine glatte, kahle Gestalt noch höher, als er ist, wirklich fast unermeßlich groß. Man war durch den Gehalt des Fabrikates zu dem Riesenbau gezwungen. Es entwickelt sich nämlich bei der Sodafabrikation eine große Quantität von Salzsäure, welche für alle Vegetation augenblicklich tödtlich ist. Um also den Niederschlag derselben möglichst zu verhindern, mußte die Salzsäure in einer Höhe ausgeströmt werden, in der ihre zerstörende Kraft der Vegetation Nichts mehr anhaben

konnte. Auf dieſe Weiſe hat der Bau natürlich die größten Koſten verurſacht; aber ſchon einige Jahre, nachdem derſelbe beendet, iſt in der Fabrik die Entdeckung gemacht worden, daß, wenn man den Kochproceß, welcher die Salzſäure erzeugt, in Keſſeln von Sandſtein, ſtatt in Metallkeſſeln vor ſich gehen läßt, die Salzſäure ſich nicht verflüchtigt, ſondern gebunden wird, und dadurch nicht nur für die Vegetation unſchädlich, ſondern zur Bereitung des Chlorkalks nützlich gemacht werden könne. Der große Schornſtein iſt nun damit ganz überflüſſig geworden und die enormen Ausgaben unnöthig gemacht. — Wenn ich Dir nun noch ſage, daß der Weg durch die Fabrikgebäude und Höfe, zwiſchen Kohlen, Balken, Eiſen und Holz; zwiſchen Feueröfen und Waſſerbehältern; zwiſchen Arbeitern, die auf Planken Karren voll fertigen Fabrikates und rohen Materials zur Verarbeitung fuhren; zwiſchen weißfärbenden und ſchwarzfärbenden Dingen, ſehr ſchmutzig und beſchwerlich war; daß ich bald mit den hellen Stiefeln in ſchwarze Feuchtigkeit hineinpatſchte, bald mit dem Hut gegen einen niedrigen und ſchmutzigen Balken ſtieß, durch den man kriechen mußte, und daß es erſtickend bald nach Schwefel, bald nach Chlor, immer aber ganz abſcheulich roch, ſo wirſt Du zugeben, daß die

Expedition für mich eine ziemlich überflüssige und nicht sehr fruchtbare gewesen ist.

Desto mehr war es die Unterhaltung auf dem Rückwege, bei dem mein Begleiter, ein Professor, der zur Naturforscher-Gesellschaft nach Edinburg gekommen war, mir auseinanderzusetzen strebte, von welch großer Wichtigkeit die Freimaurerei werden könnte, wenn Menschen sie mit den Ideen des Socialismus zu erneuern verständen. Die Logen würden dann eine der nützlichsten Einrichtungen werden, weil sie durch alle Stände, alle Völker wirksam sind, und es könne durch sie friedlich mehr reformirt werden, als durch die blutigsten Revolutionen. Es müsse dahin kommen, daß man auch Frauen in den Bund aufnähme, daß die Logen sich der Erziehung bemächtigten, mit einem Worte, daß sie sich zu einer Propaganda für den socialen Fortschritt, für die sociale Neugestaltung aller Verhältnisse, in einer umfassenden Weise vereinigten, wie einst Loyola alle Bereiche des Lebens mit dem Gehalt des Katholicismus neu zu durchdringen unternahm. — Der Gedanke hat etwas sehr Einleuchtendes, denn nur Organisation und Propaganda können etwas schaffen. Es ist auch ein falscher Grundsatz, daß man keine Proselyten machen solle. Es ist Pflicht und Nothwen-

digkeit, die Menſchen für das Vernünftige zu gewinnen. In unſerer Zeit giebt es ſo vielfach Gelegenheit Großes zu leiſten und dadurch ſelbſt groß zu werden, daß man nicht begreift, warum Niemand die gebotene Gelegenheit benutzt. Es gehören eigentlich nur mäßige Fähigkeiten dazu, aber ein feſter Wille, um eine der vielen Lebensſphären anzubauen, die wie ein großer, herrenloſer Acker brach liegen, nach fruchtbringender Saat lechzend, bereit Tauſenden Nahrung zu bieten, während ſich nebenan ebenſo viel Tauſende um ein kleines, faſt ausgeſogenes Stückchen Gartenland die Hälſe brechen. — Aber die Leute ſind blind mit ſehenden Augen und verzehren ſich in Thatendrang, obſchon rings umher Noth an Arbeitern herrſcht und alle Hände voll zu thun wären. Sie möchten gern Jeder einen Tempel errichten, ſchade nur, daß ſie nicht weiſe genug ſind, das Steinbrechen als eine würdige Arbeit, den kleinſten Anfang für einen Theil des Endes und der Vollendung anzuſehen. — Gute Nacht für heute, denn Morgen muß ich um vier Uhr aufſtehen, weil das Dampfſchiff ſchon vor ſechs Uhr Glasgow verläßt.

Oban den 14. August Abends.
Caledonian Hotel.

Vor zwei Stunden bin ich von der Tour nach der Fingalshöhle zurückgekommen, ganz erhoben von den angeschauten Wundern. Nur das Mer de glace des Montblanc hat mir einen ähnlich überwältigenden Eindruck gemacht. Hier erst ist mir der wunderbare Zauber der Trauer in der nordischen Natur verständlich und damit auch fesselnd geworden. — Ich bin unfähig heute mehr zu schreiben. Die Seefahrt hat mich angegriffen, obschon es mir gelungen, der eigentlichen Seekrankheit zu entgehen, indem ich Eis auf den Kopf legte und beständig geeistes Sodawasser trank. — Gute Nacht! das Hotel ist so voll, daß ich nur ein ganz, ganz kleines Erkerstübchen mein eigen nenne, aber nach zwei so anstrengenden Tagen schläft sich's überall vortrefflich.

Den 15. August Morgens.

(Im großen Saal des Caledonian Hotels, den die ganze hier anwesende Reisegesellschaft mit großer Verträglichkeit als Wohnzimmer benutzt.) Im Fenster sitzt eine junge Frau aus Manchester,

näht Tapisserie und diktirt zweien Männern die Namen von Ortschaften aus dem Guide, welche die Herren in die Tagebücher verzeichnen. Neben mir am Tische preßt eine alleinreisende Dame die schönsten wilden Blumen kunstreich in einer Mappe. Der Professor und ich schreiben. Dasselbe thut eine ältere Frau und ihre zwei schönen Töchter, denen eben ein Diener Desks und Portefeuilles ins Zimmer trägt, während ein greises Ehepaar auf dem Sopha plaudert. Da Jeder in diesem Augenblicke nur einen bedroom erhalten kann, lebt man Tag über ganz socialistisch, und die Engländer sind in solchen Fällen sehr liebenswürdig. Sie bleiben meist Jeder für sich, fordern Nichts von dem Nachbar, sind aber, sobald sich die Gelegenheit bietet, zu kleinen, augenblicklichen Gefälligkeiten bereit, ohne auf diese eine nähere Bekanntschaft oder irgend einen Anspruch zu begründen. So hindert man sich nirgend und hat von einander was man bedarf. Aber nun zur Reise!

Als wir vorgestern Morgens fünf Uhr durch Argyle-Street nach dem Hafen fuhren, lag noch die Nässe des nächtlichen Nebels auf den Straßen, in denen die Arbeiter an ihr Tagewerk zogen. Die Frauen mit ihren nackten Füßen auf

den naßkalten Steinen gehen zu sehen, war traurig. Obschon es Tag war, standen die Watchmen überall noch mit den, auf der Brust befestigten Blend-Laternen in den Straßen. Es scheint als ob das Regiment der Constabler erst später beginnt. Auch im Hafen sah noch Alles ziemlich nächtig aus. Nur die Schornsteine der Dampfschiffe rauchten und der Ton des rasselnden Dampfes tönte durch die Stille.

Um fünf drei Viertel Uhr lichtete das Schiff die Anker. Das Verdeck war ganz besetzt, alle Bänke eingenommen, selbst in der Mitte hatten sich Leute auf Stühlen niedergelassen, so daß das Umhergehen erschwert war. Es wehte ein naßkalter Wind und der Nebel verdeckte das ganze Land zu beiden Seiten des Flusses. Die Reisenden saßen frostig in ihre Mäntel gehüllt, immer einen Shawl nach dem andern aus den Nachtsäcken hervorziehend, um sich gegen die Einwirkung der Atmosphäre zu schützen. Trotz eines Plaids, eines Pelzmantels, trotz Galloschen und Schleier, schauerte ich vor Kälte und Nebelnässe.

Es dauerte eine ganze Weile, ehe wir uns außer den Schiffsreihen des Hafens von Glasgow befanden, dann aber breitete der Clyde sich sehr schnell aus, und zu beiden Seiten desselben

ſah man im Nebel Landhäuſer, Schlöſſer, Dörfer wie Schattenbilder vor ſich liegen. Hier eine Fiſcherhütte, dort ein beſcheidenes Farmerhouſe, das ſtattliche Manſion des reichen Kaufmannes oder den Pallaſt der fürſtlichen Lords und Earls. Die Ufer erinnerten an die Elbufer bei Altona und Hamburg. Plötzlich aber ſahen wir da, wo der Leyen in den Clyde fließt, ſich aus einem Wieſengrunde die beiden Felſen erheben, auf deren Rücken Dumbarton gebaut iſt. Das macht einen ſonderbaren Eindruck. Man iſt ſo gewohnt, die Natur in harmoniſchem Zuſammenhange nach Nothwendigkeiten mit Präludien und Uebergängen ſich entfalten zu ſehen, daß man erſtaunt, wenn man in der Natur einer anſcheinenden Laune oder Willkühr begegnet. Man weiß dann nicht, ob man lachen oder weinen ſolle; denn alle unſere ſogenannte perſönliche Sicherheit auf Erden beruht im Grunde nur darauf, daß Alles nach Nothwendigkeiten, im Zuſammenhange, nicht nach Launen geſchieht. Darum liegt auch in all den Naturerſcheinungen, die wie Laune, wie Zufall ausſehen, etwas Quälendes für uns.

Die Stadt Dumbarton ſcheint recht anſehnlich zu ſein, ſo auch die Feſtung auf dem Felſen, in der Robert Wallace gefangen ſaß, ehe er nach

England gebracht wurde. Die Spitze des Felsens heißt noch heut Wallace seat, der Thurm Wallace's tower. — Bald hinter Dumbarton ward das Frühstück auf dem Schiffe gegeben, und da nach Beendigung desselben auch die Sonne durch die Nebel drang, so hellten sich alle Gesichter der Reisenden auf. Die Ladies wickelten sich allmählig aus ihren Shawls und Mänteln hervor, die Gentlemen streckten die Glieder, zündeten die Cigarren an, wanderten auf und ab, und man begann die Gegend theilnehmend und freundlicher zu betrachten als vorher.

Der Clyde ist breiter als der Rhein, die Felsen des Ufers sind höher, schroffer, bestimmter in der Form, und auch in der Farbe schöner als die jenes Flusses. Bei dem sich schlängelnden und von vielen Felsinseln unterbrochenen Laufe des Wassers entstehen fortwährend geschlossene Dekorationen, aus denen man gar keinen Ausweg sieht, bis ein Druck des Steuerrades dem Schiffe eine andere Richtung giebt, und sich nun plötzlich ein neues Wasserthal mit neuen Staffagen eröffnet.

Bald lagen stattliche Hafenstädte, wie Greenock mit seinen dreimastigen Schiffen, am Ufer, bald wieder Ruinen von Burgen und Festungen auf den Felsen, und immer befand man sich in abgeschlossenen

Scenerien, bis man bei Greenock aus dem Clyde in den Firth of Clyde gelangt, plötzlich offnes Waſſer, und einen freien Blick in weitere Ferne vor ſich hat. Das währt aber nicht lange. Schon nachdem man die Inſel Bute umſchifft, und die auf ihr gelegene Stadt Rothſay erreicht hat, verſperren kleine Felſeninſeln wieder ab und zu die Ausſicht. Die Fahrt, welche ſich immer an den Küſten haltend, den hundertfachen Biegungen und Ausläufen folgt, mit denen hier das Land zum Meere hin verendet, wird erſt von Kilbride ab ganz frei, und geht dann im Loch Fyne ungehindert bis zum Flecken Gilphead vorwärts, wo der Crinan Kanal beginnt.

In Gilphead ankerte das Dampfſchiff. Die Scene am Landungsplatze war ſehr belebt. Einige Damen, die wohl in der Nachbarſchaft auf Beſuch gingen, wurden von Freundinnen abgeholt, welche ſelbſt ihre Ponycarriages fuhren; für andere Frauen und Männer ſtanden prachtvolle Equipagen und Reitpferde bereit, während Landleute ihre Genoſſen in Empfang nahmen, die mit Körben, Säcken und Päcken beladen, aus den Städten heimkehrten. Zahlreiche Cabriolets, Pferde, Eſel und Laſtträger harrten am Ufer, um uns übrige Reiſende und das große Gepäck bis zu dem Punkte zu

bringen, an dem die Treckschuite uns aufnehmen sollte, mit der man den Canal befährt. Da aber der Weg nur kurz war, zogen wir es vor, unser Gepäck dem Steward zu überlassen und den Weg nach dem Canale zu Fuß zu machen.

Es war ein goldener Tag geworden, die Sonne stand hoch am dunkelblauen und ganz wolkenlosen Himmel. Zur Rechten schimmerten die glänzenden Wasser des Loch-Fyne, von mäßigen Hügeln umgeben, welche ganz grün bewachsen wie die schönsten Schweizermatten, zahlreichen Rindvieh- und Ziegenheerden Nahrung boten. Die Thiere lagen ausgestreckt in vollem Ruhegenusse, und hie und da kletterte eine Ziege umher, die frischen Blätter von einem Strauche zu rupfen, und legte sich dann wieder neben den andern Ziegen nieder. Die Hirten waren weiter vorwärts zusammen getreten, die Ankunft des Schiffes und der Fremden aus der Ferne zu betrachten; und hier sah ich zum erstenmale den Plaid von ihnen als tägliches Kleidungsstück getragen. Es war der klein karrirte, schwarz und weißgewürfelte Shepherd Plaid. Der Flecken, an dem wir landeten, bestand nur aus wenig Gebäuden, am Ufer und gegen die Felsen hin, waren es nur Hütten, aber selbst diese wur-

den zu einer Schönheit in der reichen, kräftigen Natur.

Eine Weile unterhielten wir uns, das Aussteigen unserer Reisegefährten, das Laufen und Suchen, das Ordnen des Gepäckes mit anzusehen, von dem, da die Engländer im Lande mit vieler Bagage reisen, und das Schiff sehr voll war, solch große Haufen am Ufer umher lagen, daß man nicht begreifen konnte, wie das Alles in einem schmalen Kanal-Boote unterzubringen möglich sein werde. Indeß die Sachen waren schnell zusammengerafft, und langten bald nach uns auf dem Kanale an.

Der Crinankanal verbindet den Loch Fyne mit dem Sound of Jura, so daß man jetzt in etwa zwei Stunden mit der Treckschuite Crinan erreicht, während man früher mit dem Dampfboote mehr als die doppelte Zeit dazu nöthig hatte, als man weit längs der Küste hinab, und dann wieder die ganze Meerenge von Jura hinauf gehen mußte, um nach Crinan zu gelangen. Aber der Bau des Kanales war eben so schwierig als vortheilhaft, da er über eine beträchtliche Höhe geleitet werden mußte, auf die man mit acht Schleusen hinaufgehoben, und dann mit sieben

Schleusen wieder hinabgelassen wird. Es ist eine hübsche Fahrt.

Das lange schmale Boot, von sechs Schimmeln gezogen, deren Jokeys sehr elegant gekleidet waren, hatte diesmal fast nicht Raum genug für die Passagiere. Der bedeckte Theil des Schiffes war gleich in Beschlag genommen, und schon nach wenig Minuten eine so furchtbare Hitze darin, daß die Leute es wie eine Gnade ansahen, wenn sie nur einen Augenblick den Käfig verlassen und einen frischen Luftzug athmen konnten. Das war aber gar nicht so leicht zu erlangen, denn man konnte sich kaum von seinem Platze rühren. Da es unmöglich gewesen, das ganze Gepäck in dem Packraume zu bergen, hatte man es am Steuer und Bugspriet untergebracht, und die Passagiere sich auf ihren Kasten und Mantelsäcken, auf den Gallerien des Bootes, auf dem Dache des Pavillons, und wo es irgend nur anging, so dicht als möglich zusammengepfercht. Einige, die bei der Abfahrt auf der Gallerie sitzend die Beine zufällig heraushängen ließen, mußten wirklich fast den ganzen Weg über in der Stellung bleiben. Ich saß in der Mitte des Raumes vor dem Steuer, und auch da war es so enge, daß man trotz der brennenden Sonnenhitze nicht daran

denken konnte, einen Schirm aufzuſpannen. Meine nächſte Nachbarſchaft beſtand außer dem Profeſſor de V . ., in einem ſtattlichen, aber hochbetagten Lord mit einer ältlichen Tochter, die liebenswürdig vorſorglich um ihn beſchäftigt war, und zwei Neffen des Lords. Da wir uns gut vertrugen, brachten wir durch gemeinſame Beſtrebungen zwiſchen unſeren zwölf Füßen ein neutrales Terrain zu Wege, einen rothen Nachtſack, auf dem wir ſechs Perſonen der Reihe nach die Beine ein bischen zur Erholung ausſtrecken konnten, wobei aber der alte Herr von uns Allen ſehr bevorzugt wurde, der ſeiner Seits ſich immer etwas von der Erholungszeit abzog, um einem kleinen Hunde, den er auf ſeinen Knieen hielt, ein Paar Minuten freier Bewegung auf dem Nachtſack zu bereiten. Bei dieſer Fahrt, die in der großen Hitze unbequem genug war, zeigten die Engländer ſich im hohen Grade liebenswürdig. Nicht eine Klage habe ich gehört; Niemand fand die Hitze zu groß, ſeinen Platz zu eng; Niemand ſagte, was nahe genug lag, daß es von dem Bootführer Unrecht ſei, mehr Leute mitzunehmen, als das Boot bequem faſſen könnte. Man lachte über die wunderlichen Poſitionen, ſtieg, wo es ſich thun ließ, an's Land, um eine Strecke vorauszugehen, und Alle waren

froh, wenigstens mitgenommen worden zu sein. Ueberhaupt habe ich selten unfruchtbare Klagen von den Engländern gehört. Sie ertragen Nichts, was ihnen unbequem ist, wenn sie es vermeiden können; das Unvermeidliche aber nehmen sie ruhig hin, ohne den kleinen Mißmuth, durch dessen oft wiederholte Aeußerungen sich das Gefühl der Beschwerde steigert. Großen Schmerz auszusprechen ist eben so erleichternd, als es erleichternd ist, kleine Beschwerden zu verschweigen.

Die Landschaft, durch die wir fuhren, war übrigens vollkommen dazu geeignet die Aufmerksamkeit zu fesseln und von den Mühseligkeiten des Augenblicks abzuziehen. Zur Linken eine Felswand, reich von Moosen und üppigen Farrenkräutern überwuchert, zwischen denen graue und schwarze Flechten mit Metallglanz hervorschimmerten, während die tief herabhängenden Aeste der Bäume am Ufer fast das Boot berührten. Hier eine einsame Hütte mit Rasen gedeckt, schornsteinlos, wie ein Schwalbennest an den Fels geklebt; dort mehrere zu einer Gruppe vereinigt, in der ein kleines Haus sich mit geschriebenen Lettern auf rohem Holztäfelchen als Gasthaus ankündigte. Da diese Wasserstraße ganz neu, ist Alles umher noch halbe Wildniß. — Wendete man aber das Auge von

dem Felsen nach der rechten Seite, so ward der Blick auf den Loch Fyne und seine Ufer immer schöner, je höher man stieg. Es hatte für die Phantasie etwas Mährchenhaftes, mit einem Schiffe bergangehend, auf das tiefer liegende Meer herabzuschauen (denn der Loch Fyne ist ein Einschnitt des Meeres in das Land) und zahlreiche Dampfschiffe auf seiner dunkelblauen Wasserfülle hin und wieder ziehen zu sehen. Nur im Traume sind mir ähnliche Situationen vorgekommen, und wie in Träumen schwebte die Ruhe des brütenden Mittags über der Natur, Alles einhüllend in den schweigenden Genuß solch befruchtender Erwärmung.

Endlich war die letzte Schleuse passirt, das Boot hielt still, Alles sprang an's Land, froh sich wieder bewegen zu können. Das wartende Dampfschiff ließ uns seinen brausenden Willkommsgruß schon aus der Ferne hören, und bald waren wir wieder an Bord. Die Fahrt ging durch einen Archipel von Felseninseln, zwischen Klippen und Riffen hindurch, die alle Achtsamkeit des Steuermanns erfordern mögen. Die Natur wurde immer großartiger in ihren Erscheinungen, und als die Hitze des Tages vorüber, langten wir in Oban an, das sich wie eine italienische Hafenstadt, von Felsen geschützt, mit weißleuchtenden Häusern am

Meere hinſtreckt. Aber die Farben des Südens, die dort erſt mit der Nacht erlöſchen, fehlten hier ſchon, da die Sonne nicht mehr im Zenith ſtand, und mehr noch fehlte, nachdem die Paſſagiere in den überfüllten Hotels untergebracht waren, die fröhliche Lebhaftigkeit ſüdlicher Menſchen und ſüdlichen Treibens.

Obſchon es erſt ſechs Uhr war, lag ein kalter Ton auf der Gegend. Die Berge und Wälder hatten in den Schattenpartien jenes tiefe Schwarz, das nur dem Norden eignet. Auch die Farbe des Meeres ſah ungewöhnlich dunkel aus, und als ſich Abends das große Dampfboot in dem ſchiffeleeren Hafen zwiſchen einigen Kähnen wiegte, trug grade der Anblick dieſes Einen Schiffes dazu bei, mich die Oede und die weite Entfernung des Ortes von meiner Heimath um ſo lebhafter empfinden zu laſſen.

Nach der Mahlzeit machten wir einen Spaziergang nach dem Felſen, der hier an der Nordſeite des Meerbuſens weit hineinragt in das Waſſer. Die Ruinen eines alten Schloſſes, Dunolly Caſtle, der einſtige Sitz der M'Dougalls of Lorn, ruht auf dem Gipfel, und hinter den epheubewachſenen Thürmen des alten Baues, liegt weiter hinab, gegen die Stürme geſchützt, mitten in einem

Park voll der herrlichſten Bäume, Dunolly Houſe, die jetzige behagliche Wohnung der Familie. Der ganze Weg vom Hafen bis hinauf zu der Ruine iſt geebnet und in die Parkanlagen mit hineingezogen. Als wir an Dunolly Houſe vorübergingen, waren in der Abendkühle die Thüren des Gartenſaales geſchloſſen, aber wir hörten leiſes Singen von einzelnen Pianotönen und frohem Lachen begleitet, und ſahen mehrere ältere und jüngere Frauen bei dem hellbrennenden Feuer des Kamines verſammelt. In dieſer Oede, in der dämmernden Abendſtunde, machte dies Bild der Civiliſation und des heitern Lebensgenuſſes einen freundlichen Eindruck.

Wir blieben lange, lange in den Ruinen, aus denen bei unſerm Eintritt zwei Falken aufſchreiend ſich in die Luft ſchwangen. Je dunkler es wurde, je wunderbarer erſchienen die einzelnen Felſen im Meere, die wie geſpenſtige Seeungethüme durch die Nacht ſichtbar blieben. Die Luft fing an ſtärker zu wehen, die dunkeln Epheublätter erſchauerten davon, während die Fledermäuſe und Seemöven in weitern und nähern Kreiſen um unſere Häupter zogen. Zuletzt war es, als gewinne die Luft Geſtaltung, als ballten ſich die Wolken und die einzelnen Nebelſchichten zwiſchen den Felsinſeln in

feste Form zusammen. Langgestreckte Nebelzüge endeten in schimmerndem Schweife an einer Felsecke verschwebend, während zusammengedrängte, kuglige Wolkenmassen sich wie Scharen von Gespenstern auf den Berggipfeln niederließen. Dazu hörte man überall die schwirrenden Töne des Nachtgevögels und das stoßweise, leise Klagen, das langsame Fächeln des Windes. Hier versteht man Ossians:

»Die Winde kommen herab zu den Wäldern,
die Ströme rauschen von den Felsen —
die Schatten zogen um Kromla's Haupt zusammen,
und zwischen den fliegenden Wolken
zitterten rothe Sterne.«

Hier versteht man seine Gleichnisse, sein:

— — »Ich sah ihren Fürsten,
Hoch, wie einen Felsen von Eis —
Sein Speer gleicht einer zerstürmten Tanne,
Sein Schild dem aufgehenden Monde.
Er saß am Ufer, auf einem Felsen,
Und um ihn wogte sein schwarzes Haar
wie Wolken.« — —

Diese ganze Natur athmet eine tiefe, gewaltige Melancholie; der Ossian gehört ihr an, wie die leuchtende Perle der dunkelschaligen Muschel.

Am folgenden Morgen brach der Dampfer sehr früh auf, und wieder war es so neblig, daß uns für den Erfolg unserer Expedition um so

mehr bangte, als das Meer ziemlich hoch ging, und ein Landen auf Staffa nur bei ruhigem Meere unternommen werden konnte. Geführt von dem Kapitaine selbst, der den Platz auf der Gallerie während des ganzen Tages nicht verließ, weil das Meer hier voller Klippen und Bänken ist, nahm unser Dampfer seinen Weg durch ein Gewirre von einzelnen größern und kleinern Felsblöcken und kleinen Felseninseln, an deren Zerklüftung und Spaltung man ermessen konnte, wie furchtbar hier in diesen Gegenden die großen Umwälzungen und elementaren Kämpfe gewesen sein müssen, denen unsere Erde ihre jetzige Gestalt verdankt. Man begreift, daß solchen Revolutionen selbst die riesigen Thiergeschlechter unterliegen mußten, deren gewaltige Knochenmassen man noch bisweilen findet, und wundert sich nur, daß doch eine oder die andere Thierrace solchen Verwüstungen entgehen konnte. Schon auf Ischia hatte mich oft die Spur jener Erdrevolutionen, die auch das ungeübte Auge nicht verkennen kann, überrascht; hier aber trat mir das Bild der Vorgänge noch lebhafter entgegen, und alle jene Sätze, von dem Herabdrängen der Eismassen und ähnlichen Erscheinungen, die mir sonst nur Worte geblieben waren, gewannen

hier verstehbare Thatsächlichkeit, weil ich ihre Wirkungen vor Augen hatte.

Unser Weg ging südwestlich von Oban nach der Insel Mull, die wir ganz zu umschiffen hatten. Je weiter wir kamen, um so länger gestreckt und donnernder begannen die hellgrün leuchtenden Wogen zu rollen, und es zuckte ein überwältigendes Empfinden in mir auf, als der Kapitain mir im Vorübergehen zurief: »Nun Mylady sind wir im atlantischen Meere! wie gefallen Ihnen diese Wellen?«

Mit der höher steigenden Sonne klärte sich das Gewölk auf. Gegen Mittag hin hatten wir einen dunkelblauen, lichtfunkelnden Himmel über uns, aber auch eine gewaltige Hitze, die nur durch den frisch wehenden Seewind erträglich gemacht wurde. Ich war sehr glücklich, daß ich wohl genug blieb, mich der Herrlichkeit dieser Fahrt erfreuen zu können. Zwei Geistliche aus Südengland, freundliche Männer, die mit ihren Frauen an Bord waren, machten unsere nächste Gesellschaft.

Als ich Mittags müde von der Wärme, auf einer der Bänke ruhend, weit hinaussah in das Meer, und dann zufällig den Blick mehr in die Nähe des Schiffes zurückwendete, da sprang plötzlich Etwas aus dem Wasser empor, hoch, hellgrün,

wie eine ungeheure Malachit-Maſſe erglänzend. Ich ſchnell auf die Füße. »Was war das? rief ich befremdet.« Was? fragte der Steuermann — und in dem Augenblick tauchte es wieder hervor, ſank eben ſo ſchnell wieder unter, und der Steuermann ſagte: ein Wallfiſch!« Es war ein merkwürdiger Anblick, der dadurch, daß er ſo plötzlich kam und verſchwand, etwas noch Ueberraſchenderes bekam. Der Steuermann rief dem Kapitän zu, der nahm ſein Fernrohr, die Matroſen, Aufwärter, Paſſagiere wendeten kein Auge von der Seite, weil Wallfiſche hier nicht häufig ſind, und weil ſelten einer allein zu reiſen pflegt, aber es regte ſich Nichts mehr, und ich ſah wieder, daß ich doch zuweilen Glück habe, und daß es gut iſt ein Sonntagskind zu ſein.

Es mag wohl zwei Uhr geweſen ſein, als wir die Inſel Jona erreichten, die zu den Hebriden gehörend, über eine halbe Meile lang und kaum eine viertel Meile breit iſt. Schon vom Schiffe konnten wir das öde, flache Ufer, und die baumloſe Bergreihe betrachten, die ſich mitten auf der Inſel erhebt. Die Ruinen eines zerfallenen Kloſters, einer zerſtörten Kirche, trugen nur dazu bei, den Anblick Jona's noch trauriger zu machen, das einſt hoch geehrt ward, weil es zu den erſten

Punkten gehörte, auf denen das Christenthum in diesen entfernten Regionen festen Fuß zu fassen vermocht hat. Endlich ankerte der Dampfer in ziemlicher Entfernung von der Insel. Der Kapitain blieb, weil er das Schiff hier zwischen den Klippen bei dem unruhigen Wetter nicht verlassen wollte, auf seinem Posten, die beiden großen Schaluppen wurden heruntergelassen, und unter Leitung des Steuermanns gingen wir an das Land.

Als wir das Ufer betraten, umringten uns eine Menge von rothhaarigen Weibern und Kindern, die, sofern sie nicht in Lumpen gehüllt, mit einem grün- und blauwürfligen, selbstgemachten Tartan bekleidet waren. Einen Rock und ein Beinkleid von solchem Stoffe trug auch ein großer dicker Mann mit grauem Haare, der, auf einen starken Knotenstock gestützt, dem Steuermanne entgegenkam und uns Willkommen bot, wie Einer, der in seinem Hause die gastlichen Ehrenbezeugungen zu machen wünscht. Der Steuermann nannte ihn Mr. Lamont, und sagte mir, daß es der reichste Mann der Insel sei. Es kann nicht viel dazu gehören, diesen Titel zu verdienen.

Gefolgt von den Kindern, die uns auf kleinen Tellern Muscheln und allerlei Seesterne und Schaalen anboten, und begleitet von Mr. Lamont gin-

gen wir, die ärmlichen Häuſer eines Fleckens zur Linken liegen laſſend, nach den Ruinen. Die Wände dieſer Kirche, die in uralter Zeit gegründet; ſo auch die Mauern eines Kloſters und einer Kapelle des heiligen Oran, ſind ziemlich erhalten, und namentlich die Letztern von einem ſtrengen, aber ſchwer zu beſchreibenden Style. Die Bogen ſind ſpitz, ſtraff geſpannt und ruhen auf verhältnißmäßig niedrigen Stützen. Eine zerfallene Mauer umſchließt dieſe Gebäude und einen Kirchhof, zwiſchen deſſen niedergetretenen Gräbern und Grabſteinen Windhafer aus dem loſen aufgewehten Sande hervorwächſt. Da die Inſel für heilig galt, ließ der hochländiſche Adel ſich häufig hier beerdigen. Trümmer aller Art liegen jetzt auf dem Boden des Friedhofes umher, zwiſchen den Grabſteinen, auf denen Ritter- und Mönchsgeſtalten und Schriftzeichen fernſter Zeit, von Moos überwuchert, von der Luft verwittert, kaum noch kenntlich ſind. Nur ein Kreuz, das Macleans-Kreuz genannt, hat ſich aufgerichtet erhalten von den dreihundertundſechzig Kreuzen, die einſt Jona geſchmückt haben ſollen, ehe die Reformation ſie zerſtörte. Eine Verzierung ſchlingt ſich oben verbindend von einem Balken des Kreuzes zum Andern, und bringt mit der ganzen, aus Ranken,

Blättern und arabeskenhaften Windungen bestehenden Ausschmückung der Kreuzesbalken, einen ganz besondern Eindruck hervor, den ich an nichts derartig Gesehenes anzuknüpfen wüßte. Die Skulptur sieht so runenhaft aus, daß das Kreuz, dies Zeichen des Christenthumes, uns dadurch fast wie das fremde Symbol eines heidnischen Gottesdienstes anstarrte.

Die meisten unserer Reisegefährten fühlten sich in diesen Mauern andächtig gestimmt. Ich konnte die Art ihres Empfindens nicht theilen, aber das Christenthum ist mir in seiner kulturhistorischen Bedeutung, in seiner ursprünglichen Erhabenheit nirgend einleuchtender gewesen als auf diesem öden, unter nordischem Himmel von dem Klange der anschlagenden Wellen umtönten Eilande. Hier in dem verfallenden Gemäuer habe ich es höher und wärmer verehrt, als in dem Wunderbau der von Gold und Marmor strotzenden, in aller Kunstvollendung strahlenden Peterskirche zu Rom. Und wenn man die in Lumpen gehüllten, geistlos und müssig hinlebenden Kinderscharen am Ufer erblickte, so mußte man fühlen, daß es Zeit und Noth sei, neue Apostel zu senden in alle Welt, um zu vollenden, was einst die ersten Apostel begonnen.

Jona hat kaum fünfhundert Einwohner und ist bis auf wenige Stellen ganz unfruchtbar. Die Einwohner sind natürlich arm. Mr. Lamont, der Pächter des Herzogs von Argyle, dem die hebridischen Inseln gehören, hat allein ein ordentliches, ansehnliches Wohnhaus. Es war eine eigenthümliche Erscheinung, dieser Mr. Lamont. Auf meine Frage, ob er immer auf der Insel gelebt, antwortete er, daß er von einer französischen Emigrantenfamilie abstamme, die sich in den Hochlanden ansässig gemacht; daß er nach mancherlei Versuchen, sich in der Welt zu bewegen, zufällig hierher gekommen sei, wo er die Tochter eines Bewohners von Jona lieb gewonnen, sie geheirathet, und ihr zu Liebe das Land nicht mehr verlassen habe. Seit Einrichtung der Dampfschifffahrt nach den hebridischen Inseln sei er wieder mehr mit andern Menschen in Berührung gekommen, vorher aber habe er, besonders im Winter, in einer vollkommenen Abgeschiedenheit gelebt, und Noth gehabt »not to forget that there was a world excepted this island.« *) Er erzählte uns von seiner Lebensweise, dann auch von der früheren Bedeutung der Insel, von den Märty-

*) Nicht zu vergessen, daß es noch eine Welt gäbe, außer dieser Insel.

rern, die einst auf Jona ihr Blut vergossen. Alles, was er sagte, war ganz verständig, er konnte mit seinen achtundsiebenzig Jahren für das Muster eines kräftigen Greises gelten, sein Auge war klar, sein Blick fest, sein Wort bestimmt, der Druck seiner Hand eisern, als er uns Lebewohl sagte; dennoch hat er mir einen spukhaften Eindruck gemacht, und sein Bild steht mir schon jetzt in so naher Erinnerung, nicht mehr wie das Bild eines Menschen, den ich gesehen, sondern wie die Vorstellung einer erdichteten Gestalt vor Augen, von der ich irgendwo gelesen habe. Das hat wohl darin seinen Grund, daß er außer allem eigentlichen Zusammenhang mit seiner Umgebung erschien. Das Gespenst eines Mönches, oder ein Pirat in schottischer Kleidung, würden mich weniger befremdlich gedünkt haben, als dieser eine Mann, mit dem Anstrich unserer Civilisation mitten unter den Ruinen fernster Zeit, von halb wilden bettelnden Kindern umringt. Alles, was ganz aus dem bestimmten Rahmen eines Bildes heraustritt, was ohne Verbindung mit der Umgebung, größer oder kleiner als dieselbe ist, wirkt unheimlich auf uns, wie ein greller Ton, eine schreiende Farbe, wie Alles, was die Harmonie zerstört.

Wir hatten nicht lange Zeit auf Jona zu

verweilen, von deſſen Traurigkeit Worte keine Vorſtellung geben können. Aus jedem Steine, aus jedem Grashalm, aus jedem Menſchenauge ſprach lautlos die Verlaſſenheit. Und das war jetzt, in voller Gunſt der beſten Jahreszeit. Was muß ein Winter auf Jona ſein, wenn die Nebel ſich über dem Waſſer lagern und eine Mauer bilden zwiſchen Luft und Meer! Hier können nur Schiffbrüchige oder Verfolgte Zuflucht geſucht haben; denn daß man ſich auf Jona freiwillig angeſiedelt, ſcheint faſt undenkbar. Der Steuermann nöthigte uns zur Rückkehr, wir mußten wieder an Bord, um die Inſel Staffa zu erreichen, welche zwei deutſche Meilen nördlich von Jona gelegen iſt. Nun begannen die Wellen immer höher zu gehen, aber das freudige Bewußtſein verließ mich keinen Augenblick, daß ich auf dem Weltmeere mich befände. Dieſes fremde, tiefe Donnern der Wogen, das ich bisher in ſolcher Weiſe nie gehört, machte mein Herz voll aufſchwellender Freude ſchlagen. Ich fühlte mich freier als je, es ſchien mir, als beſäße ich eine Macht über das Element, weil das Schiff mich trug, und ich verſtand wie die Menſchheit dahin gekommen iſt, ſich als den Herrn der Welt zu denken. Ich möchte dieſe Stunden, dieſes Empfinden nicht aus meinem Leben wiſſen.

Nach kurzer Frist sahen wir Staffa's länglichrunde Form, hundertundfunfzig Fuß hoch über dem Wasser emporragen. Dicht davor lag ein anderer niedriger Felsen, dessen Fläche aus dem Meere auftauchte. Er glich einem mit unzähligen weißen Blumen geschmückten Gartenbeete. Man feuerte einen Schuß ab, und augenblicklich schwangen sich hunderte von diesen anscheinenden Blumen leicht geschwingt und schrillend in die Luft empor. Es waren Mövenschaaren, die hier rasteten.

Staffa selbst, eine reine Basaltmasse, ist ganz unbewohnt. Der Kapitän hatte uns schon vorher erklärt, daß er weit ab von der Insel Anker werfen müsse, weil er sich bei so unruhigem Meere nicht nahe heran wagen dürfe, und daß wir deshalb auch nicht mit den Böten vor der Fingalshöhle landen und in diese hineinfahren könnten. Wir wurden also in den Schaluppen nach dem, der Fingalshöhle entgegengesetzten Ende der Insel gerudert. Auch hier war das Landen schwer genug, obschon wir eine starke Mannschaft in den Böten hatten. Drei, vier mal wurden die Schaluppen weit zurückgeworfen, wobei sich immer die Besorgniß rege machte, daß wir gegen die einzelnen Basaltblöcke geschleudert werden könnten, die wie Pallisaden die Insel auf dieser Seite um-

geben. Als man dahin gekommen war, die Böte ſicher zu legen und uns ausſteigen zu laſſen, machten wir uns auf den Weg, und ich ließ einen Matroſen mit mir gehen, um eine Stütze und Hilfe zu haben, wenn ich ſchwindelnd oder der Gang mir zu beſchwerlich werden ſollte.

Wir hatten die ganze Länge der Inſel, wohl das Achtel einer deutſchen Meile, auf den Baſaltblöcken zu machen, die uns wie eine Treppe mit eigenſinnig zuſammengefügten Stufen von verſchiedener Höhe, bald auf bald nieder zu ſteigen zwangen, um die ſicherſten, breiteſten Quadern zu wählen. So gelangten wir, hier tief unten auf den meerbeſpülten, wie ſchwarzer Marmor glänzenden Baſaltblöcken, dort oben auf verwitterndem Geſtein, aus dem purpurrothe, weiße und gelbe Eriken von großer Schönheit uns entgegenglühten, zu dem Gipfel der Inſel, und ſtanden nun wogenumrauſcht, mitten in dem Schäumen und Brandeu des Oceans. So groß, ſo unvergleichlich war der Anblick des Elementes hier, ſo allgewaltig ſeine Macht, daß unſer Daſein auf dieſem Felſen mir wie ein unerlaubtes Eindringen in ein fremdes Reich erſchien; und während ich auf dem leicht zerſtörbaren Schiffe das Gefühl der Herrſchaft des Menſchen über die Elemente empfunden, erſchrak

ich hier vor unſrer Ohnmacht. Es hätte mich nicht gewundert, wären Geiſter des Meeres und der Luft erſchienen, uns fortzutreiben von dieſer, nicht dem Menſchen beſtimmten Stätte. Je mehr wir uns der Fingalshöhle näherten, um ſo tiefer mußten wir hinabſteigen. Die aufbrauſenden Wogen hatten oft eben erſt den Stein verlaſſen, den unſer Fuß betrat. Grünlich ſchillernder Schwamm, von der Farbe des verde antiko, überzog hier den glänzend ſchwarzen Stein, und plötzlich, als wir um einen Vorſprung biegend das Auge hoben, that ſich vor uns die Rieſenhalle der Fingalshöhle auf.

Eine wunderbare Wölbung, weit, hoch, kühn, gebildet durch das Ineinandergreifen der einzelnen Baſaltmaſſen, und ſo mächtig in ihrer Großheit, weil keine Pfeiler, kein tragender Baſalt ſie in der Mitte ſtützen. In die gewaltige Halle brauſ't das Meer hinein, ſilberner Schaum der Wellen ſpült auf den ſchwarzen Stufen, und ſprützt hoch empor, während das ſchwere Rollen der Wogen leiſe und dumpf im Hintergrunde der Höhle verhallt. Das Portal des Wunderbaues erglänzte in hellem Sonnenlicht, innen zogen bläuliche Nebel umher, die um ſo dunkler ſchienen, je lichter außen der Tag war. Mövenſcharen flogen aufgeſchreckt, ſcheu flatternd an uns vorüber, als die Männer

bis zum Ende der Höhle gedrungen waren, wo die beiden Prediger ein geiſtliches Lied anhoben, in deſſen lang getragene Töne alle Anweſenden mit lauter Stimme einfielen. Dann aber, als ſie es geendet, begann Jemand das Rule Britannia, und mit erſchütternder Kraft klangen von den Lippen der Engländer hier mitten im Meere, das Loblied ihres Gottes und der Preis ihres Vaterlandes, im Jubelſchalle durch die Luft.

Die Fingalshöhle verhält ſich zur blauen Grotte, wie die Edda zur griechiſchen Götterlehre. Alles iſt hier majeſtätiſcher Ernſt, großartiges Naturwalten. Selbſt die Naturlaute ſind ſtreng und düſter, wie Form und Farbe des Baſalt. Die ſilberweißen Möven, die farbigen Eriken, Vögel und Blumen, hatten etwas Unwahrſcheinliches in dieſer Umgebung. Der helle Tag und das Sonnenlicht erſchienen nur wie ein geborgter Schmuck; und die Fingalshöhle in ihrer höchſten Majeſtät zu ſehen, müßte man ſie dieſes zufälligen Schmuckes entkleidet, in den Nebeln des Herbſtes und Winters kennen lernen. Aber auch ſo war der Eindruck ein überwältigender, und ſchweigend, in uns verſunken, kehrten wir nach dem Schiffe zurück, unſere Fahrt zu beenden.

Der Tag war und blieb ſchön. Uns zur

Rechten und Linken lagen Felseninseln, wohin man blickte, nur ein kleiner Theil derselben war bewohnt. Einmal sahen wir auf einer dieser Inseln eine Signalflagge aufgehißt, während zwei Boote von dem Lande sich unserm Schiffe näherten. Wir hielten still, wonach zehn bis zwölf Männer, alle schwarz gekleidet, an Bord kamen. Es waren die Freunde eines verstorbenen Edelmanns, die seine Leiche von einer Insel zur andern zu Grabe geleitet hatten, und nun die Gelegenheit benutzen wollten, mit dem Dampfschiffe schneller ihre Heimath zu erreichen.

Immerfort zwischen den Inselgruppen hinfahrend, die einst das Reich der Lords of the Isles gebildet, und von denen jede Einzelne ihre besondere romantische Sage hatte, näherten wir uns der Westküste der Insel Mull, erreichten gegen Abend die Nordspitze derselben, auf der der Flecken Tobermory liegt, und bogen dann in den Sound of Mull ein, zur Rechten die, hier mit Wald bewachsenen Höhen der Insel, zur Linken die traurigen, schweigenden Felsufer von Morven, dem Lande der Ossian'schen Gesänge. Hie und da lag eine Besitzung am Ufer von Morven oder auf der halben Höhe seiner Felsen, wo eine kräftigere Vegetation den Anbau zu wagen gelockt; hie und da

weidete eine Heerde an den Quellen, die von den Felsen hinabfließen in das Meer, dennoch machte die ganze Gegend den Eindruck der Unbewohntheit und Verlassenheit, und immer wieder erwachten in mir die Klagelieder Ossian's, die mich in den Tagen meiner ersten Jugend so tief gerührt, immer wieder hörte ich:

Blick' auf die heidige Flur,
Grüne Gräber erblickst Du
Mit hohem lispelndem Grase,
Und den moosigen Häuptern ihrer Steine — —
— —
Ein Bergstrom rauscht herab
Und sendet seine Fluthen
Um einen grünen Hügel.
An dem Gipfel lehnen
Die moosigen Steine ihre Häupter
Von dürrem Grase umgeben.
Zwei Bäume vom Sturme gebeugt
Breiten die säuselnden Zweige umher.
Dies ist Deine Wohnung, Erragon,
Dies Dein enges Haus!
Der Ton deiner Muscheln ist in Sora vergessen,
— —
Du bist gefallen auf unserm Gebirge —
Der Mächtige ist todt! —

Daß Ossian's Gedichte nicht uralt, daß sie nicht wirkliche Thatsachen feiern und besingen, focht mich dabei nicht im Geringsten an. Wer diese Gesänge auch gedichtet, welcher Zeit sie auch ent-

sprossen sein mögen, sie sind diesem Lande eigen; hervorgegangen aus dem tiefsten Empfinden seiner Natur, und wiedergegeben in einer dieser Natur vollkommen entsprechenden Gestalt. Das wird ihnen Dauer geben für alle Zeiten, und Wiederhall in den Seelen derer, die hier weilten.

Bei dem auf Morven gelegenen Castle of Ardtornish, der einstigen Residenz der Lords of the Islands, öffnet sich die Meerenge schnell, man sieht Duart Castle auf Mull liegen, und nahe davor den »Lady's Rock,« wo ein Maclean von Duart, denn die Insel Mull ist die Heimath der Maclean's, einst sein Weib während der Ebbe aussetzte, um sie durch die Fluth ertrinken zu lassen. Aber ihr angstvoller Hilferuf hatte Fischer zu ihrem Beistand herangezogen, sie wurde gerettet, und Maclean empfing durch die Hand ihrer Brüder seinen Tod.

Erst bei einbrechender Dunkelheit kamen wir an der Insel Lismore vorüber, deren Leuchtthurm uns entgegenflammte, sahen dann noch Terera schattenhaft vor uns liegen, und stiegen nach acht Uhr Abends wieder in Oban ans Land, wo wir den heutigen Tag zugebracht haben, und von wo es Morgen durch einen Theil des Hochlandes nach dem Lochlomond und Glasgow zurückgehen soll.

Dreißigste Sendung.

Glasgow, den 17. Auguſt.

Das iſt geſtern ein ermüdender Tag geweſen, und daß es des Schönen ſo viel gab, trug nur dazu bei, die Anſtrengung zu erhöhen.

Wir fuhren ſchon um ſechs Uhr Morgens mit der Stage koach von Oban ab, welche der in dieſer Gegend anſäſſige Marquis of Bradalbane zur Bequemlichkeit der Reiſenden neuerdings eingerichtet hat. Sechs Uhr, das erſcheint einem Deutſchen nicht ſonderlich früh, indeß in England iſt es ſo lange Zeit vor dem Beginne der gewöhnlichen Geſchäftsthätigkeit, daß es eben »vor Tages Anbruch« iſt, und wie gut das mit meinen Lebensgewohnheiten zuſammenpaßt, weißt Du.

Als wir am fünfzehnten Morgens die Plätze

in dem Wagen bestellten, um für mich einen »inside place« zu erlangen, bemerkte der Commis des Büreaus, es wären noch outside places (Plätze auf dem Dache des Wagens) zu haben, und konnte nicht begreifen, daß ich diese nicht vorzöge. Ich aber begriff es wohl, denn erstens fürchtete ich bei dem schnellen Fahren oben auf dem Wagen Schwindel zu fühlen, und zweitens hatte die Sonne auf dem Kanalboote und auf dem Dampfschiffe meine Haut so schmerzhaft aufgebrannt, daß ich mich nach Schatten sehnte, um die Beschwerde nicht zu steigern.

So fuhr ich denn mit zwei alten, hinfälligen Damen im Innern des Wagens, und Einer der beiden Geistlichen nahm abwechselnd den vierten Platz ein. Die größere Anzahl der Passagiere saß outside, denn es sind außerhalb noch einmal so viel Plätze als innerhalb des Wagens. Oben auf der Decke der Kutsche, hinter und vor derselben sind, wie bei dem Omnibus, Bänke angebracht, und selbst die beiden bejahrten Frauen der Geistlichen hatten es vorgezogen, die Reise auf den outside Plätzen zu machen.

Obschon der Tag später schön wurde, war doch gestern der Morgen wieder trübe, kalt und feucht, als ob man sich mitten im November be-

fände. Trotz ihrer reichen Baumvegetation sahen die Ufer des Loch Etive traurig und düster aus. Das nasse Laub zitterte im Winde, auf den Haferfeldern zogen lange graue Nebelstreifen hin, und die wenigen Fußgänger, die uns begegneten, hatten sich fest in ihre Plaids eingewickelt. Die schlechten Hütten am Wege, die Weiber, die mit bloßen Füßen vor denselben arbeiteten, machten das Bild nordischen Elendes vollkommen, und sowohl die Zahl der Wohnungen, als der Menschen war gering in dieser Gegend. Der größte Theil des Landes war Haide, von Sümpfen durchschnitten, deren hohes Rohr im Winde schwankte, und von deren Ufern sich ganze Schwärme von Wasservögeln aufschwangen, wenn der Postwagen sich ihnen näherte. Riß bisweilen ein Windstoß die Nebel von einander, oder leuchtete ein Sonnenschimmer hindurch, so gewann man einen Blick auf die kahlen, schroffen Felsmassen des Ben Cruachan, und auf die ganze Bergwüste, die in wilder Großartigkeit sich zu beiden Seiten des Weges ausbreitete.

Unweit Oban kommt man an den Blei-Minen von Bunawe vorbei, die der Marquis von Bradalbane hier entdeckt und nutzbar gemacht hat; dann rastete die stagecoache in Taynuilt, einem

mitten in den Bergen gelegenen Dorfe, in deſſen anſcheinend ärmlichen Gaſthauſe wir ein ſehr gutes Frühſtück vorfanden. Eier, Muttonſhops, geröſtete Häringe, Weißbrod, Haferbrod, Thee, Kaffee, Butter, Alles war vortrefflich, der Preis von anderthalb Schillingen wirklich gering für das, was man erhielt. Unſere Geſellſchaft beſtand aus zwölf Perſonen, andere Fremde waren vor uns gekommen, und das kleine Gaſtzimmer dadurch ganz voll, ſo daß die aufwartenden Wirthsleute ſich kaum durchdrängen konnten, und wir uns untereinander zu dem Nöthigen verhelfen mußten. Aber bevor wir die Mahlzeit begannen, nahm der eine Geiſtliche den obern Platz des Tiſches ein, und ſprach ein kurzes Morgengebet, wonach er gleich wieder in ſeine heitere weltmänniſche Weiſe überging, und mit großer Zuvorkommenheit die Honneurs des gemeinſamen Mahles machte.

Von Taynuilt ab geht die Poſtſtraße auf einer ſich hebenden und ſenkenden Chauſſee längs dem Aweſluſſe, zwiſchen den Bergen hin, die hier ſo enge an einandergerückt ſind, daß die Spiegelungen derſelben ſich in dem klaren Bergwaſſer kreuzten. Je mehr der Tag heraufkam und je heller er wurde, um ſo deutlicher wurden die Reflexe, und ich glaube nie eine ſo farbenreiche

Wasserspiegelung gesehen zu haben. Zur Linken die grauen kahlen Felsmassen des Ben Cruachan, zur Rechten das grüne Wasser des Awe, fuhren wir bis an der Loch Awe und an dessen nordwestlichem Ufer fort, bis er bei Kilchurn Castle, wo der Orchy in die See fließt, in sumpfigem Röhricht verschwindet.

Das Handbuch durch diesen Theil der Hochlande ist so interessant, daß man nicht weiß, ob man die Berge und die Ruinen am Wege betrachten, oder ihre Geschichte und ihre Sagen lesen soll. Meine Reisegefährten lebten und webten in dieser Welt, hatten die Gegend schon mehrfach besucht, kannten jeden Punkt, und machten sich eine Freude daraus, nicht nur die einzelnen Orte zu nennen an denen wir vorüber kamen, sondern auch die Balladen und Gedichte zu recitiren, mit denen ihre Poeten diesen Theil des Landes verherrlicht haben. Auch die Handbücher geben ganze Kapitel aus den Dichtungen von Scott, Words worth u. s. w. Es ist immer derselbe Zusammenhang der Gegenwart mit der Vergangenheit, des Lebens mit der Kunst, des Volks mit seinen Dichtern. —

»Hier ist das Stammhaus der Bradalbane's!« — »Diesen alten Thurm von Kilchurn

Caſtle hat Dunkan Campell, der Stammvater der Argyle's, gegründet! — Hier iſt Rob Roy's Stein!« ſo rief man überall; und als wir bei der Station von Dalmally hielten, erzählte der eine Geiſtliche, wie alles Land um den Loch Awe einſt dem Clan Gregor gehört, der von ſeinen Feinden, den Campbells, unterjocht und ganz zerſtört worden ſei, und recitirte die Verſe:

»Glenorchy's proud mountains, Coalchuirn and her towers,
Glenstrae and Glenlyon no longer are ours,
We're landless, landless, Gregalich!« *)

Als wir um Mittag am weſtlichen Ufer des Loch Lomond angelangt waren und die Stage Coach vor einem Gaſthauſe hielt, erſcholl von allen Ecken Singen und Lachen und Sprechen. Es war die Stunde in der das Dampfſchiff abfahren ſollte. Von Höhen und Thälern ſtrömten ganze Scharen von Fußgängern herab, in zuſammengehörenden Gruppen, die mit Kobern und Flaſchenkörben beladen, von ihrer Tageserkurſion zurückkehrten, und ſich eilten das Schiff zu erreichen, das ſeine hellen Glockentöne durch die

*) Glenorchy's ſtolze Berge, Coalchuirns Thürme
Glenſtrae und Glenlyon ſind unſer nicht mehr.
Wir ſind landlos, landlos, Gregalich!

Luft klingen ließ. Während deſſen wurde die Stage Coach abgeladen, die auf der Fahrt an Gaſthäuſern und Dörfern gehalten, und Päcke und Körbe, endlich ſogar einen großen ſchwarzen Hammel mitgenommen hatte. Das Alles war oben auf der Imperiale zwiſchen den Sitzen und Füßen der Reiſenden untergebracht worden, die ſich das ruhig hatten gefallen laſſen.

Eine halbe Stunde ſpäter waren Menſchen und Sachen am Bord des Dampfſchiffes und nun machten wir eine etwa dreiſtündige Fahrt, von dem weſtlichen zum öſtlichen Ende des Loch Lomond, deſſen hohe, waldgeſchmückte Ufer in dem ſchönen Wetter doppelt freundlich und heiter erſchienen, nach den wilden Bergpartien, die wir Morgens im Nebel paſſirt hatten. Das linke Ufer, an dem der Ben Lomond und der tiefer in das Land hinein gelegene Ben Venue ſich erheben, iſt das höhere; aber wohin man auch ſieht, iſt die Gegend lieblich, und eine Fußtour durch dieſe Berge muß um ſo anmuthiger ſein, als nördlich der Loch Ketterine, ſüdlich der Loch Long ganz nahe vom Loch Lomond liegen, ſo daß man fortwährend zwiſchen Bergen und Seen von einer pittoresken Anſicht zur andern hinübergleiten kann.

Als wir bei Balloch Caſtle das Ende des

Sees erreicht hatten, bestiegen wir die Wagons der eben erst beendeten Eisenbahn zwischen dem Loch Lomond und dem Clyde, gingen auf dem Clyde abermals auf ein Dampfschiff und fuhren stromabwärts bei Sonnenuntergang nach Glasgow, wo wir nach Einbruch der Dunkelheit in unserm Hotel eintrafen.

Den heutigen Tag nun habe ich fast ganz diesem Briefe und der Ruhe geweiht, und das ist auch nöthig, da ich mich von diesen letzten Tagen recht angegriffen und erhitzt fühle, und morgen eine neunstündige Fahrt nach Manchester zu machen habe, wohin ich diesen Brief mit mir nehme, um ihn Dir gleich nach der Ankunft zu senden. Bis dahin also lebe wohl und freue Dich mit mir dieser prächtigen Tage im Hochlande und auf den Inseln.

Manchester den 24. August.

Es sind mehrere Tage hingegangen, an denen ich Dir nicht schreiben konnte, weil ich krank gewesen bin. Die große Ermüdung, deren ich erwähnte als ich Dir in Glasgow zuletzt geschrieben, ging Abends in ein wirkliches Unwohlsein über, und nur die Furcht in Glasgow zu erkranken,

wo ich Niemand kannte, bewog mich am Morgen die Reiſe nach Mancheſter zu wagen.

Die war denn auch nicht angenehm, obſchon die Gegend am Solway Firth und an der Morncamb Bay ſehr ſchön iſt, und der ganze Weg über Carlisle, Penrith, Lankaſter, und Preſton mir ſonſt unterhaltend genug geweſen ſein würde. Diesmal aber intereſſirte mich Nichts, als die Anzahl der Meilen, die wir zurückgelegt hatten, und mit brennendem Kopfe, in fieberndem Hinträumen, mochte ich weder ſehen noch denken. Das Unbehagen zu erhöhen, ſaß mir gegenüber ein Shopkeeper aus London, der, wie er mir erzählte, endlich einmal ſein Magazin auf fünf Tage verlaſſen, und in dieſer Zeit eine Reiſe von London nach Edinburg, durch das ganze Hochland nach Glasgow gemacht hatte, und nun am Morgen des ſechsten Tages mit dem Expreßtrain wieder nach London zurückzukommen gedachte. Müde und abgeſpannt, wie ich es war, lag in dem Wohlgefallen, mit dem er ungefragt und unermuntert, in ſchneller Geſchwätzigkeit mir ſeine Hetzfahrt durch das Land beſchrieb, gradezu etwas Marterndes. Er rechnete mir die Meilenzahl vor, die er zurückgelegt, die Nächte, die er durchfahren, die *Hotels* in denen er gegeſſen, die Preiſe, die

er bezahlt hatte, und schloß immer mit den Worten: »it is astonishing in deed! but money is power! mit so und so viel Pfund, wenn man sie hat, kann man in fünf Tagen ganz England kennen lernen!« Endlich mußte ich ihn bitten stille zu sein, weil er mich ganz nervös machte, und ich nicht auf den Einfall kam, daß ich in einen andern Wagen gehen könne; aber auch das half Nichts, denn nun kramte er unablässig in seinen eleganten Reisenecessaires, Handbüchern und Karten umher, so daß ich recht froh war, als unsere Wege sich schieden, und er hinter Preston, wo die Bahn nach Manchester abbiegt, auf der großen Straße nach London weiter fuhr.

Hier bin ich um zehn Uhr Abends angelangt und habe, da ich seitdem mein Zimmer, ja den Sopha nicht verlassen konnte, von der Stadt noch Nichts gesehen. Aber die Zeit ist mir, nachdem die ersten zwei Tage eines entzündlichen Zustandes vorüber waren, in dem unausgesetzten Zusammensein mit Miß Jewsburry schnell und süß vergangen. Sie hatte mich eingeladen, in Manchester bei ihr zu wohnen, und ist mir die gütigste, treuste Pflegerinn in der Krankheit, die liebenswürdigste Gefährtinn gewesen, seit ich wohler bin.

Auch für die nächsten Tage ist mir noch

Ruhe verordnet, die der verſtändige Arzt als einzige Bedingung ſchneller Herſtellung erklärt. In dem hübſchen kleinen Hauſe, in der ſtillen Häuslichkeit, in der meine Freundinn mit einem unverheiratheten Bruder lebt, deſſen Wirthſchaft ſie vorſteht, vermiſſe ich das Ausgehen nicht. Obenein iſt das Wetter ſeit ich hier bin, ſo regneriſch und kalt, daß man froh iſt, im Zimmer und am Camine bleiben zu können. Der Wind ſauſt pfeifend durch die Felder, und die großen regentriefenden Pappeln neigen und beugen ſich unter ſeiner Heftigkeit.

Miß J. lebt außerhalb der Stadt auf Carlton Terrace in den Green Hays; wie denn Jeder, der es irgend möglich machen kann, hier im Freien wohnt. Von der Vorderſeite des Hauſes ſieht man in eine Gartenſtraße mit ſchmucken Landhäuſern, von der Hinterſeite auf Gehöfte, denen ſich große Wieſenflächen anſchließen, über die in der Ferne aus ſchwarzen Dampfwolken lange Reihen von Dampfſchornſteinen herüberragen. Im Ganzen iſt es ſtill und einſam hier draußen. Nur Mittags und Abends beleben ſich die Wieſen, wenn die Arbeiter nach Hauſe gehen, und Sonnabends und Montags ſieht man ſie geputzt mit Weib und Kind nach dem Volksgarten wandern,

der mit seinen einfachen Anlagen den einzigen Erholungsort der Arbeiter bilden soll.

Unsere Tage fließen ruhig hin. Das Hauswesen geht seinen stillen, geregelten Gang, als Mittel zum Zweck in sorgfältiger Obhut gehalten; Mittags essen wir oft allein, wenn der Bruder meiner Freundinn durch seine Geschäfte abgehalten wird, zur Eßstunde herauszukommen; aber das Frühstück und die Abendmahlzeit machen wir immer mit ihm gemeinsam, und zum Letztern stellen sich bisweilen Besuche, theils Engländer, theils aber auch Deutsche und Griechen ein, die hier ansässig sind, und zwei vollkommene Kolonien bilden. Es sind über hundert große deutsche Kaufmannshäuser, meist Kattunfabrikanten hier, und etwa zwanzig griechische, von denen der Baumwollen- und Stahlwaarenhandel zwischen dem Abend- und Morgenlande vermittelt wird. Unter den Griechen sowohl, als unter den Deutschen, habe ich sehr gebildete Männer kennen lernen.

Erfreulich ist es, daß die hiesigen Deutschen, bei aller Angewöhnung englischer Lebensweise, doch Deutsche geblieben sind, und eine warme Theilnahme für die Schicksale des Vaterlandes behalten haben. So erregen denn hier die Vorgänge in Schleswig und Holstein ein viel lebhafteres Mit-

gefühl, als im übrigen England, und Gagerns Eintritt in die Holsteiner Armee ist hier mit Theilnahme beachtet worden. Ein Londoner Blatt, das der Opposition angehört, »the Leader« stellt Gagerns Feldzug als eine, des großen Mannes würdige That hin; während es nur ein neuer Akt der Verblendung ist, an den man von dieser Seite hinlänglich gewöhnt sein könnte. Es ist einer Seits das alte Handeln nach augenblicklichen Aufwallungen, nach jenen sentimentalen Eingebungen, mit denen man sich selbst zu beschwichtigen trachtet, wenn man es versäumt hat, den gerechten Ansprüchen der Andern zu genügen. Andrer Seits ist es eine Selbstüberschätzung. Als Herr von Gagern zur Zeit des Malmöer Waffenstillstandes den Ausschlag in der schleswig-holsteinischen Sache geben konnte, ließ er die Feinde derselben durch ein in keiner Weise und durch Nichts begründetes Vertrauen gewähren. Jetzt, da das Verhalten seiner Partei ein braves Volk an den Rand des Verderbens gebracht hat, jetzt ist wenig damit gethan, wenn Herr von Gagern sich in die Reihen der Kämpfer für Holsteins Freiheit stellt. Zur Zeit des Malmöer Waffenstillstandes wogen Gagerns Name, Gagerns Stimme Hunderttausende auf — *jetzt ist* er ein einzelner und ein macht-

loſer Mann, der eben nur für Einen Mann daſteht. Wer uns um Millionen brachte, wird nicht unſer Wohlthäter, wenn er uns an der Kirchenthür ein Almoſen reicht, unſern Aufſchrei und ſein Gewiſſen zu beſchwichtigen. — Es iſt furchtbar tragiſch, daß ein ſo braves Volk wie dieſe Schleswig-Holſteiner keine Kapacitäten in ſeiner Mitte hat, und ſich zu Führern Männer wählen muß, welche in der guten Sache Schleswig-Holſteins ihren Namen herzuſtellen und das verlorene Vertrauen wieder zu erhalten ſuchen.

Den 25. Auguſt.

A quelque chose malheur est bon! ſagen die Franzoſen, und ich ſtimme ihnen bei, denn nach dem Wanderleben der letzten Monate wird die Ruhe, zu der die Nothwendigkeit mich zwingt, mir zum Genuß. Ich wollte, ich hätte Monate in dieſem kleinen Bibliothekzimmer zuzubringen, das in ſeinen Büchern und Brochüren Beleuchtung des Geſehenen und vielfach Neues für mich hat. Ich komme mir dabei wie Friedrich und Philine vor, die in ihrem einſamen Schloſſe bald nach dieſem, bald nach jenem Buche greifen, oder beſſer, wie ein Kind auf einer Wieſe voll Blumen, auf der

es mit seinen zwei Händen alle Blüthen zugleich abpflücken möchte.

So habe ich in diesen Tagen eine Brochüre gelesen, die, einem speciellen Interesse geweiht, am Besten die allgemeine Unhaltbarkeit der Zustände darthut, in der die arbeitenden Klassen sich theilweise auch in England befinden. Sie heißt Cheap clothes and nasty *), und ist von Parson Lot, hinter welchem Namen sich ein Geistlicher birgt, Mr. Kingsley, der in Verbindung mit andern bedeutenden Männern eine Reihefolge von Brochüren über den »christlichen Socialismus« herausgegeben hat.

Es handelt sich in »Cheap clothes and nasty« um das Elend, dem die Kleidermacher von den Kleiderhändlern Preis gegeben werden, und das nach Parson Lots Angaben schreckenerregend sein muß. Parson Lot sagt in der Einleitung: »König Ryence trug seinen Rock, wie die Legende vom Prinzen Arthur erzählt, mit den Bärten von Königen besetzt. In der ersten französischen Revolution (so versichert uns Carlyle) war in Meudon eine Gerberei von Menschenhaut. Der Mammon, eben so tyrannisch als revolutionair, folgt beiden edlen Beispielen zu gleicher Zeit, wenn auch in

*) Billige Kleider und Schmach.

schicklicherer Form, denn Mammon haßt die Grausamkeit. Körperlicher Schmerz ist das größte Uebel, das er in seiner Verweichlichung zu fassen vermag. Er erschrickt menschenfreundlich, wenn ein betrunkener Soldat geprügelt wird; aber er putzt seine Paletots und schmückt seine Pantalons mit dem Fleisch der Männer, mit der Haut von Weibern, mit Erniedrigung, Pest, Heidenthum und Verzweiflung, und reibt sich dann wohlgefällig die Hände über die billige Kleiderrechnung seines Schneiders. Der Heuchler! der an einer Mücke zu ersticken fürchtet und ein Kameel verschlingt. Was sind Peitschenschläge, was ist Erhängen, was sind König Nyences Gewänder oder die Gerbereien von Meudon gegen Sklaverei, Hungersnoth und Lebenszerstörung, gegen jahrelange Gefangenschaft in Höhlen, enger und dumpfer als die der Inquisition? Und diese Leiden werden über tausend von freien englischen Arbeitern verhängt, noch in diesen Tagen.

»Der Mann ist toll!« sagt Mammon lächelnd. »Ja Mammon! toll wie Paulus vor Festus, und aus denselben Gründen. Zu viel Wissen hat uns toll gemacht. Aus zwei Artikeln des Morning Chronicle von Freitag den 14. und Dienstag den 18. December, über die Lage der »arbeitenden

Schneider« haben wir zu viel gelernt, um bei Sinnen zu bleiben. Aber es iſt Methode in unſerer Tollheit; wir können Gründe für ſie geben — genügende Gründe für uns ſelbſt, und auch für den, der uns und die Arbeiter aus gleichem Stoffe geſchaffen. Wollt Ihr, die Ihr mit Euren Livreedienern neugekleidet von »Nebuchadnezar und Comps. Emporium der Moden« einhergeht, wiſſen, wie Euer Ausputz gemacht wird? Ihr ruft ja beſtändig nach Thatſachen und findet immer eine vollkommene Beruhigung in der Angabe ſtatiſtiſcher Zahlen und Behauptungen. Hört denn die Thatſachen!«

Und nun geht er zu der Erklärung über, daß nach der eigenen Angabe und dem »slang« (Jorgon) der Kleidermacher zwei Arten von Schneidern exiſtire, die »honourable trade« (ehrbaren Handwerker), die jetzt nur noch im Weſtende Londons zu finden ſind und deren Zahl täglich abnimmt, und »the dishonourable trade of the show-shops,« das »ehrloſe Geſchäft der Schauläden.« Die Zahl der »ehrbaren Meiſter« beläuft ſich gegenwärtig im Weſtende nur noch auf ſechszig, die der »ehrloſen« auf mehr als vierhundert; während das ganze öſtliche London nur von dem »ehrloſen Gewerbe« verſorgt wird. Das

ehrsame Gewerbe nimmt im Durchschnitt jährlich um hundertundfünfzig Arbeiter ab, während das andere bald allein herrschen und dann über einundzwanzigtausend Menschen zu Sklaven gemacht haben wird. Bei den ehrbaren Meistern arbeiten die Gesellen im Hause des Meisters selbst, unter seiner Leitung gegen guten Lohn. Von den Kleidermagazinen wird die Arbeit Mittelsmännern gegeben, die sie oft erst an zweite Mittelsmänner verkaufen, von denen sie endlich den Schneidern zugetheilt wird. Was im honourable trade dem Arbeiter mit sechsunddreißig und vierundzwanzig Shil. bezahlt wird, dafür zahlt the dishonourable dem Mittelsmanne zwischen zweiundzwanzig und neun Shillinge, von denen der Arbeiter kaum zwei Drittel erhält.

Diese Mittelmänner, von den Arbeitern »sweaters« (Einer der schwitzen macht), genannt, gehen oft so weit, die Arbeiter in ihr Haus zu nehmen, wo sie zu völliger Sklaverei hinabsinken, und in einer Weise ausgesogen werden, daß ihre persönliche Kraft und ihr Erwerb zu gleicher Zeit den Sweaters zum Opfer fallen. In zwei Zusammenkünften der Schneider, welche eine Comission des morning chronicle in Folge ihrer lautgewordenen Klagen veranlaßt hat, sind Erzählun-

gen und Aussagen der Schneider protokollirt wor-
den, die man nicht ohne Entsetzen vernehmen kann.

Die »Sweaters« von denen manche Equipa-
gen halten, nehmen immer mehr Leute in ihr Haus
und in ihren Sold, als sie beschäftigen können,
einmal um jeder ihnen übergebenen Arbeit in mög-
lichst kurzer Zeit genügen zu können, und zwei-
tens um von der Beköstigung der Arbeiter, die sie
sehr schlecht liefern und sich zu den höchsten Prei-
sen bezahlen lassen, einen fortdauernden Profit zu
haben. Alle diese Arbeiter werden auf Stücklohn
engagirt. Beklagt sich ein Arbeiter darüber, daß
er unbeschäftigt sei, also Nichts verdiene, während
er eine schlechte Wohnung und Kost theuer bezah-
len müsse, die er in den Wohnhäusern für unver-
heirathete Arbeiter viel besser und billiger haben
könnte, so heißt es! »geht fort, wenn es Euch
nicht gefällt!« aber man engagirt den Fortgegan-
genen nie wieder. Bei den unbemittelten Swea-
ters steigt das Elend noch höher. Der eine Ge-
selle erzählte: Ein Sweater, bei dem ich arbeitete,
hatte vier Kinder und sechs Arbeiter, und alle
diese, mit ihm und seinem Weibe und seiner
Schwägerinn, lebten in zwei Stuben, deren größte
acht Fuß lang und zehn Fuß breit war. Wir ar-
beiteten in dem kleinen Zimmer und schliefen alle

ſechs darin, in zwei zuſammenzuklappenden Betten. Es war weder ein Kamin noch ein Luftzug im Zimmer. Ich war nahe daran das Leben zu verlieren, denn die ſchlechte Luft war erſtickend. Faſt alle Arbeiter wurden ſchwindſüchtig, und ich ſelbſt mußte mir in einem dispensary (Anſtalt für freie Verſorgung mit Arzenei) Hilfe ſuchen gegen ein Lungenübel. Wir waren Alle krank und ſchwach und unfähig zu arbeiten. Der gewöhnliche Preis, den die Arbeiter für ihre Wohnung, ihr Frühſtück und ihren Thee den Sweaters bezahlen müſſen, beläuft ſich auf ſechs bis ſieben Schillinge die Woche, und ſie erwerben ſelten mehr als dieſe Summe. Außer dieſem Profit nehmen die Sweater eine Abgabe von ſechs Pence von jedem Kleidungsſtücke, für das ſie zehn Schillinge zahlen. Einige laſſen ſich noch mehr geben und verlangen bei Eingehung der Arbeit auch ein Unterpfand von fünf Schillingen von jedem ihrer Arbeiter.«

In ähnlichen, ja faſt gleichen Schilderungen, ergehen ſich alle befragten Arbeiter, und es ſtellt ſich dabei heraus, daß ſelbſt die Regierung von dieſem dishonourable trade ihre Bedürfniſſe für das Militair, die Marine u. ſ. w. anfertigen läßt, wobei ſie — wie auch auf dem Continente üblich — die Lieferung dem Mindeſtfordernden überläßt. Zu

welchen Preisen dabei die Arbeit herabgedrückt wird, läßt sich denken, und es heißt in der Aussage: »die contraktliche Arbeit für die Regierung ist die schlimmste von Allen, und des ausgehungerten, ausgesogenen Schneiders letzte und schlimmste Zuflucht.«

In ausführlichster Genauigkeit wird die Lage dieser unglücklichen Handwerker auseinandergesetzt, der Einfluß, mit welchem ihr Elend auf die ganze übrige Bevölkerung zurückwirkt, und dann heißt es: »was kann dagegen geschehen?«

»Erstlich soll Niemand, der sich einen Christen — Niemand, der sich einen Menschen nennt — sich so weit entehren, in den show-shops und slop-shops zu kaufen. Sie sind leicht zu unterscheiden an den Kleidungsstücken mit Marken, an den unverschämten Puffs, an den trügerischen Ausschmückungen u. s. w. — Jedermann erkennt sie auf den ersten Blick, und wer behauptet, sie nicht zu erkennen, ist einfach ein Thor oder ein Lügner.« — »Vor Allem soll kein Geistlicher, wie arm er auch sein mag — und viele Geistliche sind arm in England — in solchen Häusern kaufen.« — »Wehe denen, die heimlich die Grundsätze beleidigen, für die sie öffentlich auf den Kanzeln und Tribünen sprechen. Gott läßt sich nicht verspotten,

und sein Fluch trifft den Priester am Altare, wie den Edelmann in seinem Schlosse.«

»Aber Ihr werdet sagen: es ist hart das Publicum des Vortheils zu berauben, den billige Kleider ihm bieten!« Mag das Publicum sich nach Mitteln und Wegen umsehen, sich diese werthlose Segnung zu verschaffen. Wenn das, nach ehrlichen Versuchen, sich als unmöglich herausstellt, wenn die Bequemlichkeit Einiger für immer durch das Elend Vieler erkauft werden muß — wenn unsere Civilisation Jedem Vortheil bringen soll, außer den arbeitenden Klassen, so ist diese Welt wirklich des Teufels Welt, und je eher eine so schlecht zusammengesetzte, höllische Maschine vom Teufel zerstört wird, um so besser.«

»Mögen sich zweitens ein Dutzend oder fünfzig oder hundert Arbeiter sagen: »Es ist die Conkurrenz, die uns zu Grunde richtet. Conkurrenz ist Zwiespalt, Uneinigkeit, jeder Mann für sich selbst, jeder Mann gegen seinen Bruder. Das Mittel dagegen ist »Association, gemeinsames Wirken, Aufopferung für das Gemeinwohl!« — und nun wird die Anleitung gegeben, wie die Association zu ermöglichen und zu organisiren sei.

Ein Postscript giebt die Nachricht, daß Nummer 34 in Castle Street, Oxford Street in London

eine Association von zweihundert Kleidermachern zusammengetreten ist, für ihre Befreiung durch Selbstbetrieb zu arbeiten, und nach diesem Postscript kommt die Anzeige der Association, die sich dem Publicum empfiehlt und um Kundschaft bittet. Am Ende heißt es: »Alle Arbeit wird in der Werkhalle gethan. Sonntags ist keine Arbeit gestattet. Die Rechnungs- und Betriebsbücher liegen jedem Kunden zur Ansicht offen. Die Arbeitsstätten können an jedem Wochentage von zehn Uhr bis vier Uhr besucht werden.

Die ganze Broschüre, ihr Inhalt, ihre Sprache und daß ein christlicher Geistlicher sie geschrieben, hat mich sehr erschüttert. Es kommen alle Wahrheitsliebenden, alle, die den Namen eines Menschen verdienen, auf das eine Ziel. Der an Gott glaubende Christ, wie der prüfende Denker, Alle lernen es einsehen, daß nur in der Association die Möglichkeit einer neuen Erlösung liegt, und die entschiedene Art, in der diese Ueberzeugung hier ausgesprochen, von einem christlichen Geistlichen in England ausgesprochen wird, ist ein gewaltiger Fortschrittsbeweis für die Verbreitung der Wahrheit. Ob der Socialismus um Gottes Willen, als Gottes Willen empfohlen, oder ob er als ein menschlich Vernünftiges, als Grundsatz der Staats-

ökonomie hingestellt wird — es ist gleich für's Erste, wenn er nur immer weitere Verbreitung findet. Wie brav und richtig ist andrer Seits die Weise, in der die Arbeiter ihr Geschäft beginnen; die Offenheit, mit der sie jedem Kunden zeigen, wie groß der Vortheil ist, den sie begehren, weil sie ihn begehren müssen. Das sind größere, schönere Verbindungen, diese Associationen der Arbeiter in England, Frankreich, Deutschland, als alle heiligen Alliancen der Potentaten und Herren, und sie sind friedenbringender als jene. Wenn man diese Broschüre, und daneben die Berichte über den Friedenskongreß in Frankfurt betrachtet, so muß man sich sagen, daß die Nachwelt einst mit Schaudern die Gallerien von Versailles durchwandern, daß sie mit Abscheu auf die Gemälde blicken wird, in denen ein Volk sich selbst zu verherrlichen glaubte, wenn es Scenen des Mordes und Todtschlages als seine großen Thaten verewigte. Als Quäcker und Menoniten im vorigen Jahrhunderte den Krieg ein Verbrechen nannten, hat man sie verspottet; als noch vor wenig Jahren Arnold Ruge in der Paulskirche von einem ewigen Frieden der Völker sprach, ist er von den »Staatsmännern« als Idealist belächelt worden, und jetzt versammelt sich in derselben Paulskirche der Friedenskongreß, um den Staat

der Gewalt und der Kanonen, in einen Staat der Vernunft und des Friedens zu verwandeln. Wir ſehen mit Abneigung auf die Raubritter zurück, und bezeichnen die Zeit ihrer Herrſchaft als »die rohe Zeit des Fauſtrechtes.« Es werden Tage kommen, in denen man mit noch größerem Widerwillen auf die »rohe Zeit des Kanonenrechtes« zurückſehen wird, in der man durch Zerſtörung Ruhe zu ſchaffen, durch den Mord eines Menſchen die Ueberzeugung ſeiner Brüder umzuändern glaubte. Das Kanonenrecht und der Krieg ſind ſo unvernünftig, daß ſie lächerlich ſein würden, wären ſie nicht fluchenswerth.

Man nennt den braven Parſon Lot, den Verfaſſer von Cheap clothes and nasty, auch als den Dichter des in dieſen Wochen erſchienenen Romans »Alton Lock,« der ebenfalls auf ſocialiſtiſche Ideen gebaut iſt, und ſehr gerühmt wird. Er zeigt, wie die arbeitenden Stände durch Noth vom Glauben zur Skepſis, von der Achtung der Staatsgeſetze zur Revolution getrieben werden, indem er das Schickſal eines armen, mit einer reichen Dichternatur ausgeſtatteten, Knaben behandelt, der, zum Handwerker beſtimmt, ſein Leben durchkämpfen muß. Die Jugend des Kindes, in einer der licht- und luftloſen Straßen der City, iſt ein ſehr rührendes

Bild. Leider wird mir die Zeit fehlen, den Roman hier zu Ende zu lesen. Indeß die Ueberzeugung nehme ich doch aus dem Umblick in der Büchersammlung meiner Freunde mit mir fort, daß auch in England reicher Gährungsstoff vorhanden, daß auch hier die Geister in die große Bewegung der Zeit hineingezogen sind, sowohl in religiöser als in socialer Rücksicht, was ja im Grunde ein und dasselbe ist. Hier aber ist es keine leere Hoffnung eine langsam fortschreitende, organisirende Entwicklung dieser Verhältnisse zu erwarten, die auf dem Continente immer neue Revolutionen erzeugen müssen.

Eines der bedeutendsten Bücher in Bezug auf religiöse Skepsis ist Frouds Nemesis of Faith, eine tüchtige Schilderung von den Kämpfen eines ursprünglich religiösen Gemüthes, in dem der Zweifel mächtig, das Forschen Nothwendigkeit geworden ist. Das Buch hat keinen Abschluß, und dem Leser bleibt nichts übrig, als die Lehre daraus zu ziehen, daß Milton's Satan mit seinem: to be week is to be miserable! *) eine Wahrheit ausgesprochen hat. Es giebt aber keine positive Re-

*) Schwach sein, heißt elend sein.

ligion, die dem Naturfehler der Schwäche Abhilfe leiſten könnte. —

Dann habe ich noch Shelley's Briefe aus Italien, ſeine Beatrice Cenci, und endlich die beiden erſten Bände von Tenniſſon's Gedichten geleſen, die ſo ſchön ſind, daß man die Verſe gleich auswendig behält. Ulyſſes, the Shipping Rope, Locksley Hall gehören zu den ſchönſten lyriſchen Gedichten, die die Welt beſitzt. Urtheile ſelbſt, ob Etwas tiefer empfunden ſein kann, als die folgenden Strophen:

Break, break, break,
On thy cold gray stones, o Sea!
And J would that my tongue could utter
The thoughts that arise in me.

O well for the fisherman's boy,
That he shouts with his sister at play!
O well for the sailor lad,
That he sings in his boat on the bay!

And the stately ships go on
To their haven under the hill;
But o for the touch of a vanish'd hand
And the sound of a voice that is still.

Break, break, break,
At the foot of thy crags o Sea!
But the tender grace of a day that is dead
Will never come back to me.

Ein neuer Band Tenniſſon'ſcher Gedichte, »In memoriam« betitelt, den ich in London geleſen, iſt mir weniger tief und bedeutend vorgekommen, als dieſe erſte Sammlung. Doch mag das zerſtreute Leben, das ich in London geführt, dazu beigetragen haben, mein Empfinden zu verwirren; das ſchönſte Bild giebt in einem getrübten Spiegel keinen klaren, reinen Wiederſchein. Alfred Tenniſſon lebt nicht in London, ſondern auf dem Lande in Zurückgezogenheit, wie man mir ſagte.

An Beatrice Cenci aber beſtätigt ſich mir Göthes Ausſpruch wieder vollkommen, daß bei einem Kunſtwerke der Stoff die Hauptſache iſt. Alle Kraft des Dichters, alle einzelnen Schönheiten, ſöhnen mit einem ſolchen Motive nicht aus. Mag die kritiſche Hand des Hiſtorikers nach den Einzelheiten der Thatſache forſchen, mag er ihre innern Gründe erklären und beleuchten, wie der Anatom in wiſſenſchaftlichem Intereſſe die Peſtbeulen einer Leiche unterſucht; der Dichter ſoll die geiſtigen Peſtbeulen der Menſchheit eben ſo wenig durch die Kunſt verklären, als der Bildhauer einen von der Peſt zerſtörten Körper in Marmor verewigen wird, um uns einen Kunſtgenuß damit zu ſchaffen. Ein Motiv, wie Beatrice Cenci, mit ſo entſetzensvoller Wahrhaftigkeit als Kunſtwerk zu behandeln, iſt

ein Irrthum, der nahe an das Verbrechen gränzt. Jedes gesunde Empfinden empört sich, wenn man ganze Scenen hindurch Beatrice in verhüllenden Worten Klagen über die Missethat ausstoßen hört, die von ihrem Vater an ihr — nicht einmal aus wahnsinniger Liebe, sondern aus Haß — begangen worden ist; und der Vater, der vom Anfang des Stückes an, mit seinen Verbrechen prahlt, wie ein junger Renommist mit seinen Ausschweifungen, ist vollends entsetzlich. Darüber hilft kein Zauber der Sprache, keine dichterische Schönheit, keine Wahrheit in den einzelnen Zügen hinweg, und ein Corneille'sches oder Racine'sches Drama mit seinem feierlichen steifen Pathos, ist ein Labsal gegen dieses zügellose Ueberströmen der Kraft. Nur Shelley's unglückliches Verhältniß zu seinem Vater macht es begreiflich, wie er es aushaltbar finden konnte, künstlerisch schaffend bei der Betrachtung dieser Entartung der menschlichen Natur zu verweilen. Für den gesunden Sinn kann Beatrice Cenci höchstens ein pathologisches Interesse haben. Mag man den Dichter entschuldigen, der von Zorn, Schmerz und Haß getrieben, sich durch die Wahl eines solchen Stoffes an der Kunst versündigte, für das Gedicht giebt es keine Entschuldigung. Niemand hat es bis jetzt gewagt, Gö-

the's Wahlverwandtſchaften in d
überſetzen — und in allen B
Englands findet man dieſe Beatri

Aber es iſt ſpät und das Schr
auch noch eine verbotene Frucht fi
Du nicht ohne Nachricht von m
dieſe Blätter, mit dem Extrakt
ſtatt eines Briefes zu Dir gehe
und Schöne ſei mit Dir!

Einunddreißigste Sendung

Manchester den 27. August
Abends.

Trotz des schlechten Wetters habe ich gestern die erste Ausfahrt machen, und mir dabei die Stadt fast in ihrer ganzen Ausdehnung ansehen können. Sie ist, wenn man die stattliche Market-street, den Square, und einen Platz am Ende der Stadt abrechnet, auf dem hinter einem klaren Wasser-Bassin ein neues, prächtiges Krankenhaus errichtet worden, eigentlich unschön. Ohne den Charakter alter Ehrwürdigkeit oder neuer Eleganz und Wohnlichkeit, ziehen sich die gleichmäßigen, schwarzgeräucherten Häuserreihen in langen, graden Linien an den Straßen hin. Es sind lauter Warehouses, und sie sehen auch wie Speicher aus.

Einzelne neue Bauten, wie die prächtige Börse, das Stadthaus u. s. w. verschwinden in der nichtssagenden aber nutzbaren Häusermasse wie Rosenstöcke in einem sie überwuchernden Küchengarten. Die Conditorläden, die Luxusmagazine, Alles ist in enge finstere Räume eingezwängt, nicht zum Verweilen einladend, nur für die Nothwendigkeit, nicht für den Genuß bestimmt.

Die Stadt Manchester ist ein Arbeitsplatz, auf dem man die Mittel erwirbt, nicht in ihr wohnen zu müssen; daher hat sie auch, trotz ihres großen Handelsverkehrs, ein gewisses kleinstädtisches, veraltetes Ansehen. Meine Freunde hatten es so einzurichten gesucht, daß wir uns zwischen zwölf und ein Uhr in der Marketstreet und auf dem Square befanden, wo das Leben sich um diese Stunde am bewegtesten zeigt. Die Arbeiter gehen zum Mittage, die Geschäftsmänner zum luncheon, so fern sie sich nicht der Zeiteintheilung der Fabriken und der Lebensweise der Arbeiter in Bezug auf die Stunden der Mittags-Mahlzeit gefügt haben, was vielfach geschehen sein soll. Omnibus und Cabriolets, hoch beladene Packwagen und Equipagen voll geputzter Frauen, kreuzten sich überall, Handel und Gewerbe sprachen sich in tausend Zeichen aus, und doch fühlte ich

immer, hier in dieſem Mittelpunkte der Stadt wohnen und leben die Menſchen nicht. So mag es in den römiſchen Feldlagern geweſen ſein, welche für die Dauer berechnet, doch nur Stationen waren, die man nach beendigtem Geſchäfte wieder zu verlaſſen ſicher war — oder, um ein näherliegendes Bild zu brauchen, Mancheſter iſt wie das unbehagliche Arbeitszimmer eines reichen Geſchäftsmannes, das uns grade um dieſer Unbehaglichkeit Willen, auf die Zahl und Pracht der Gemächer ſchließen läßt, in denen der Beſitzer von der Arbeit raſtet. Es iſt keine Redensart, wenn ich behaupte, man ſähe es dieſer Stadt an, daß ſie ſchöne Vorſtädte und prächtige Landſitze als eine Nothwendigkeit neben ſich haben müſſe.

Einen der ſchönſten dieſer Landſitze, Cromsdale Houſe, habe ich heute kennen lernen, als ich der Familie Schwabe meinen Beſuch machte, mit der ich von gemeinſamen Freunden bekannt gemacht worden war. Herr Schwabe iſt ein Deutſcher und Beſitzer einer der größten Kattunfabriken, die aber nicht in Mancheſter, ſondern noch eine Strecke hinter Cromsdale Houſe, in Rodes, gelegen iſt. Man hatte einige Perſonen zum Mittag eingeladen, unter denen mir ein bejahrter Mann durch ſein edel einfaches Aeußere auffallend war. Er

mochte sechszig Jahr alt sein, war mittler Größe und ziemlich mager, was mehr an dem länglichen Gesichte und dem kahlen, von wenig weißen Haaren umgebenen Schädel, als an der Gestalt, bemerklich wurde. Seine ganz schwarze Kleidung, und das ungesteifte mit einer kleinen Schleife geknüpfte Halstuch, leuchteten vor Sauberkeit. Ich hielt ihn für einen menschenfreundlichen Landgeistlichen oder Methodisten, und die Zutraulichkeit, mit der Alt und Jung ihm begegneten, die Güte und Freundlichkeit, die aus seinen hellblauen Augen strahlten, bestärkten mich in dem Glauben. Nachdem ich ihn und ein sehr gutes Portrait von ihm, das sich in einem der Gesellschaftszimmer befand, eine Weile betrachtet hatte, wurde er mir als Mr. Wright vorgestellt, und ich erfuhr bald nachher, daß er als Werkführer in einer Eisengießerei beschäftigt sei. Indeß das ganze Wesen des Mannes und die Art und Weise, in der man ihm begegnete, sprachen es unverkennbar aus, daß sein Dasein noch eine andere Seite, sein Leben und Wirken noch eine andere Bedeutung haben müsse, und so ist es auch.

Mr. Wright hat sich seit Jahren neben seiner fortdauernden Erwerbsthätigkeit mit der Versorgung entlassener Sträflinge, mit der Beaufsichti-

gung der Gefängnisse beschäftigt, und sich in seinem, zum Anerkennen und Danken so bereiten Vaterlande, dadurch einen geachteten Namen gemacht. Ein specieller Vorfall hat ihn zu seinen Werken der Menschenliebe geführt.

In der Fabrik, als deren Werkmeister er seit langer Zeit beschäftigt war, arbeitete ein fleißiger, stiller Mensch, zu völliger Zufriedenheit von Mr. Wright, im besten Einvernehmen mit seinen Genossen. Da erfährt man durch irgend einen Zufall, daß jener Arbeiter ein entlassener Sträfling sei. Es entsteht eine Bewegung in der Fabrik, die Mitarbeiter entfernen sich von dem Unglücklichen, und Mr. Wright erhält von dem Fabrikanten den Auftrag, am folgenden Sonnabend den ehemaligen Sträfling auszulohnen und fortzuschicken. Mr. Wright's Vorstellungen dagegen, seine Betheuerungen, daß der Mann sich musterhaft gehalten habe, vermögen weder den Beschluß des Fabrikanten noch den Widerwillen der Arbeiter zu besiegen; der Sträfling wird entlassen. Kaum hat er sich niedergebeugt und kummervoll entfernt, als in Mr. Wright die Frage aufsteigt, was aus dem Manne werden solle? — Augenblicklich noch in der Fabrik durch sein Amt festgehalten, geht er, sobald die Feierstunde schlägt, in

des Sträflings Wohnung, aber dieser hat sie bereits verlassen, und Mr. Wright erfährt, daß der Arbeiter nach dem Innern des Landes habe gehen wollen. Man nennt ihm den Ort, Mr. Wright fährt ihm nach, der Gesuchte ist auch da nicht mehr zu finden, und obgleich er das Forschen nach ihm nicht aufgiebt, gelingt es Herr Wright nicht, jemals eine Nachricht über das fernere Schicksal des Unglücklichen zu erhalten.

Von der Stunde an hat Mr. Wright die Versorgung der, aus den Gefängnissen entlassenen, Sträflinge zu seiner Lebensaufgabe gemacht. Er hat seine ganze Mußezeit, so wie die kleinen Summen, die er von seinem Wochenlohn erübrigen konnte, zur Hilfe und Unterstützung der Convicts verwendet, und es ist ihm gelungen, erst einige Wenige, dann Viele seiner Mitbürger für das Schicksal der Sträflinge zu interessiren und Anstalten zu ihrer Versorgung treffen zu können. Dadurch hat er, ohne seine äußern Lebensverhältnisse im Geringsten zu ändern, sich einen bedeutenden Wirkungskreis geschaffen. Je näher er selbst den arbeitenden Klassen stand, um so größer mußte der Einfluß werden, den er auf die Sträflinge ausüben konnte, welche meist diesem Stande angehörig sind. Er gewann leicht Vertrauen von ihnen, und

dies Vertrauen hat ihm eine ſolche Einſicht in die Denkart, Empfindungs- und Handlungsweiſe ſeiner Schützlinge gegeben, daß man ihn gegenwärtig als einen der Männer betrachtet, welche am Tiefſten über die bürgerliche Wiederherſtellung der Verbrecher nachgedacht haben, und am Beſten dieſelbe einzuleiten verſtehen. — So kam es, daß eines Tages Mr. Wright, als er wie immer in der Fabrik beſchäftigt war, plötzlich eine telegraphiſche Depeſche erhielt, welche ihn im Namen des Parlaments aufforderte, ſich augenblicklich nach London zu verfügen, um den Berathungen beizuwohnen, welche dort von einer der geſetzgebenden Commiſſionen, über die Verwaltung der Gefängniſſe und über die Lage der Sträflinge gehalten wurden. Sein Fabrikherr gab ihm Urlaub, ſchoß das nöthige Geld vor, Mr. Wright war zwölf Stunden ſpäter in London, und ward dort mit großer Auszeichnung empfangen. Er ward der Königinn vorgeſtellt, nahm an den Verhandlungen der Commiſſion lebhaften Antheil, und kehrte dann ruhig in ſeine Fabrik und an ſeine Arbeit zurück. Er iſt von Jugend an, mit einer Frau ſeines Standes verheirathet, und die beiden alten, kinderloſen Leute, leben nach wie vor in großer freiwilliger Beſchränkung, weil ſie von der Einnahme des

Mannes, die sich jährlich auf hundert Pfund belaufen soll, noch einen namhaften Theil den wohlthätigen Zwecken opfern, denen Mr. Wright sich geweiht hat.

In Deutschland würde ein solcher Mann einen Titel, einen Orden vierter Klasse, vielleicht ein kleines Amt mit ein Paar hundert Thalern Gehalt bei irgend einem Zuchthause erhalten, und außerhalb seines Wirkungskreises würde Niemand sich um ihn kümmern. Man würde ihn abgefunden haben. Nicht so in England! Mr. Wright hat weder einen Titel, noch einen Orden, noch ein Amt, in dem er auf Kosten des Staates lebte und nach Vorschrift des Ministeriums handeln müßte — vielleicht oft gegen sein besseres Wissen und seine Ueberzeugung. Er ist unabhängig geblieben, ernährt sich selbst, wirkt selbstständig handelnd und berathend nach eigenem Ermessen für seine Zwecke, und hat als Lohn — außer seinem eigenen Bewußtsein — die fortdauernde, achtungsvoll thätige Anerkennung seiner Mitbürger, die es fühlen, daß jeder Bürger für die selbstlose Aufopferung und Thätigkeit eines andern Bürgers, ihm dankbar zu sein hat. Die ersten Männer Manchesters sind bemüht ihn zu ehren, und ich lernte ihn kennen, weil Mr. Schwabe ihn einge-

laden hatte, einige Zeit in Cromsdale House zu wohnen, um die Landluft und eine Pflege zu genießen, wie Mr. Wright sie sich in seinen beschränkteren Verhältnissen nicht gewähren kann. Alltäglich fährt der Werkführer einer Eisengießerei von dem Gute eines der reichsten Kaufleute zu seiner Werkstätte, und nach vollendeter Tagesarbeit wieder in das gastliche Haus zurück — und das grade ist es, was ich hier in England so erfreulich finde. Englische Schriftsteller spotten über die Abgötterei, die in England von den reichen Bürgerlichen mit den Lords, mit den Großen getrieben wird, und wir Deutschen lesen das sehr wohlgefällig, ohne zu bedenken, wie unsere reichen Banquierfamilien stolz darauf sind, einen General, einen Grafen an ihrem Tische zu haben, und was sie darum geben würden, könnten sie es erlangen am Hofe zu erscheinen, an der Börse von ihrem Empfang bei Hofe zu erzählen. Man ist in Deutschland eben so bereit als in England sich vor Traditionen, vor glänzendem Scheine zu beugen, aber man ist viel weniger bereit, das wirkliche Gute anzuerkennen, das sich — unsanktionirt durch den Schein von Titel oder Orden — unter seinen Standesgenossen oder gar in den arbeitenden Bürgerklassen findet. England, das jeden braven, sich

in irgend einer Weise auszeichnenden Menschen, als einen Gentleman ehrt, ist durch diesen einen Zug dem wahren Grundsatz der demokratischen Gleichheit näher als wir, wenn es auch noch eine Weile in seiner Pairie-Abgötterei verharren sollte.

Den 28. August.

Es ist wirklich nöthig, sich durch das Datum an den Sommer zu erinnern, denn draußen regnet und stürmt es, als ob man tief im Winter wäre, und schon jetzt reicht der Kamin nicht hin, eine gleichmäßige Wärme in den Zimmern zu verbreiten. Dennoch habe ich mich hinausgewagt, eine der großen Baumwoll-Spinnereien und Webereien in Hulm zu besuchen.

Mein alter Glaube, daß die Menschheit im Allgemeinen viel mehr arbeitet, als es nothwendig wäre, wenn wir bereits alle Kräfte der Natur für unsere Zwecke zu benutzen verständen, hat hier neue Nahrung bekommen, als ich gesehen habe, welche Verrichtungen die Dampfmaschinen schon jetzt für uns übernehmen. Sie sind bei der Fabrikation von Baumwollenwaaren bereits die eigentlichen Arbeiter, und der Mensch hat nur die

leichten, vorbereitenden und zulangenden Dienſte dabei zu leiſten.

Der erſte Raum in den man uns führte, lag zu ebener Erde und hatte einen Fußboden von Backſteinen. Durch einen dichten, umherfliegenden Staub ſahen wir große Säcke voll roher Baumwolle, die hier geöffnet und unter die erſte Maſchine gebracht wurden. Wenn die Baumwolle aus den Plantagen ankommt, ſo iſt ſie feſt zuſammengepreßt und fällt in klumpigen Stücken aus den Säcken heraus. Die Aufgabe der erſten Maſchine iſt es alſo, dieſe Stücke zu zertheilen und in lockre, kleine Flocken zu verwandeln. Dies geſchieht durch eine Art Stampfmaſchine mit langen eiſernen Zähnen, in der Technik willow, von den Fabrikarbeitern the devil (der Teufel) genannt. Der Lärm, den ſie beim Arbeiten verurſacht und der Staub der Baumwolle ſind hier für den nicht daran Gewöhnten kaum aushaltbar, auch iſt es der gefährlichſte Theil der Fabrikation, denn die Knaben, welche die Baumwolle in die Maſchine zu werfen haben, riskiren ihre Hände, wenn ſie nicht achtſam auf ihr Werk ſind.

Aus dem Devil fällt die geſtampfte und aufgelockerte Baumwolle in die scutchers, eine zweite Maſchine, in der ſie hin und her geſchwungen,

und durch verschiedene Behälter getrieben wird, während ein künstlicher Windzug, innerhalb dieser Behälter, allen noch vorhandenen Staub und Baumwollsaamen aus der Masse heraustreibt, und zugleich durch angebrachte Röhren aus dem Zimmer entfernt. Nun ist die Baumwolle sauber und kommt auf die cardings, Maschinen, welche den Dienst von Hecheln versehen. Sie haben lederne Rollen, die, dicht mit Dräthen besetzt, eiserne Bürsten bilden. Sie kämmen und glätten die Baumwolle, so daß sie aus der Cardingmaschine wie eine lockere, noch nicht mit Gummi überzogene Watte hervorgeht, die sich um große Rollen aufwickelt. Der nächste Arbeitsprozeß preßt die flache, aber ganz glatte und fadengrade gehechelte Masse, in einen runden, ebenfalls noch lockern Strang »sliver« zusammen, der durch die Maschine in gleichmäßige Kreise, in blecherne, cylinderförmige Behälter gelegt wird. Die Mädchen, welche der Maschine die offenen Cylinder hinschieben, reißen den Strang ab, wenn der Cylinder voll ist. Auch diese Maschinen, und es sind ihrer viele in einem Raume, machen einen solchen Lärm, daß es unmöglich ist, auch nur seinen Nachbar zu verstehen, aber die Luft ist besser, als in der ersten Stube, und kein Staub darin zu bemerken. Nun bringt

man die Baumwollenſtränge in eine neue Maſchine, welche ſechs Stränge in einen zuſammenpreßt, und ſie zu gleicher Zeit bedeutend in die Länge ausdehnt. Sie heißt der drawing frame. Wenn die Baumwolle aus ihr herauskommt, ſo ſind die ſechs vereinten Stränge dünner als früher der einzelne, aber noch immer nicht gegarnt. Erſt auf der nächſten Maſchine, dem slabbing and roving frame, beginnt das Garnen der loſen Baumwolle zu Twiſt. Während ſie ſo feſt und feſter gedreht wird, wird ſie zugleich immer dünner und länger ausgeſponnen, und ſchließlich nicht mehr in die Blechkannen geworfen, ſondern nun bereits auf Spulen aufgewickelt. Indeß geſchieht dies Spinnen und Drehen des Fadens nicht auf einer Maſchine und auf einmal, ſondern es ſind verſchiedene Proceſſe und mehrere Maſchinen dazu erforderlich, die immer feiner und feiner arbeiten. Die Schnelligkeit, mit der der Twiſt ſich auf die Spulen aufwickelt, iſt ſo groß, daß man die Bewegung kaum wahrnimmt, wenn man nicht eigens ſcharf darauf achtet. Auch das Haspeln der fertigen Baumwolle, und das Uebertragen derſelben auf die Spulen für die Webeſtühle, beſorgen Maſchinen, die dann natürlich beim Weben ſowohl das Durchſchießen der Spulen, als das Zuſammen-

kreuzen der Kammfäden und das Aufrollen der fertigen Stücke besorgen.

Die ganze Fabrikation ist sehr sinnreich. Dennoch war der Besitzer der Fabrik, der die Güte hatte uns umherzuführen, selbst der Ueberzeugung, daß die Maschinen noch großer Verbesserungen fähig wären, daß man namentlich für den ersten Prozeß der Fabrikation, für das Auflockern der Baumwolle, noch eine ganz andere Methode und Maschine erfinden müsse, weil das Einathmen des Baumwollenstaubes der Gesundheit sehr schädlich sei. Alle bei dieser Beschäftigung angestellten Arbeiter hatten angefeuchtete Baumwollenklümpchen im Munde, um die Lungen so viel als möglich gegen den trockenen Staub zu bewahren. Die Meisten sahen aber doch kränklich aus, und der Besitzer meinte: »Es muß Mittel und Wege geben, alle derartigen Arbeiten von Maschinen verrichten zu lassen, denn für solche Mühseligkeiten ist der Mensch zu gut.«

Es waren Männer, Frauen und Kinder in der Fabrik beschäftigt, Alle reinlich aber doch ärmlich gekleidet. In jedem Zimmer hing ein Abdruck der Parlamentsakte, welche die Arbeits- und die Erholungsstunden festsetzt. Daneben befand sich das Reglement der Fabrik, in dem unter Anderm,

Schweigen bei der Arbeit zur Pflicht gemacht wird. Der Werkmeiſter ſagte, das ſei nothwendig, um die Aufmerkſamkeit nicht zu zerſtreuen, weil nicht nur der Arbeit, ſondern oft auch den Arbeitern ſelbſt, von den Maſchinen Gefahr drohe, wenn ſie nicht achtſam bei der Bedienung derſelben wären. Für Menſchen, nicht gewohnt an den furchtbaren Lärm der Maſchinen, würde das Verbot des Sprechens ohnehin ſehr überflüſſig ſein. Mein Gehör war ſo betäubt, daß ich mir die nöthigen Erklärungen immer auf den Treppen oder auf den Fluren ausbitten mußte, weil ich in den Werkſtätten nicht fähig war, auch nur ein Wort zu verſtehen.

Nachdem wir die Fabrik verlaſſen hatten, fragte ich den freundlichen Werkmeiſter, ob er es nicht möglich machen könne, mich eine der Arbeiter-Wohnungen ſehen zu laſſen. Das ganze Stadtviertel Hulm beſteht nämlich aus ſolchen Wohnungen, die man eigens für den Zweck erbaut hat. Es ſind Backſteinhäuſer von zwei Stockwerken, die Mehrzahl nur ein Fenſter breit. Man hat es hier in Mancheſter vorgezogen, ſtatt der in London üblichen großen Lodginghouſes, dieſe kleinen Gebäude zu errichten, um dem Arbeiter die Annehmlichkeit eines eignen Hauſes zu gewäh-

ren, die der Engländer so hoch hält, und die sicher auch ihre guten Folgen hat.

Der Werkführer stellte es mir frei, ob ich das Haus eines der ordentlichen und wohlhabenden Arbeiter oder ein ärmliches sehen wollte, und ich entschied mich für das Letztere. Er ging also mit uns in eine ganz schmale, dicht neben der Fabrik gelegene Gasse, in der vor allen Häusern Wäsche zum Trocknen aufgehängt war, und bat eine Frau, uns ihre Einrichtung sehen zu lassen, die denn freilich sehr armselig war. Die Bauart des Hauses war die auf dem Lande übliche. Die Thüre öffnet in den Raum, der Wohnzimmer und Küche zugleich ist, weil der Kochapparat sich am Kamine befindet. Dahinter kommt eine Kammer zum Waschen und zur Besorgung der unsaubern Hausarbeit, die einen Ausgang nach einem sehr kleinen Gehöfte hat. Von dieser Kammer führt eine Treppe hinauf zu zwei Schlafkammern, deren eine mit einem Kamine versehen ist. Räumlich läßt ein solches Haus Nichts zu wünschen übrig. Der Miethzins kommt den Preisen in den Lodginghouses gleich, wenn er nicht noch billiger ist; aber es fehlte in den kahlen Wänden an jeder Behaglichkeit. Der eingemauerte Kessel und der eingemauerte Rost machten,

mit ein Paar zerbrochenen Töpfen, Taſſen und Tellern den ganzen Hausrath. Die Wäſche, mit der die Hausfrau grade beſchäftigt, war ſehr ſchlecht und zerriſſen, in dem großen Bett der Eltern lagen nur zwei Federkiſſen auf den Strohſäcken, in den Kinderbetten nur Stroh, und die wollenen Decken waren klein und voll Löcher; von engliſcher Reinlichkeit wenig zu bemerken. Wie ſoll aber auch ein Haushalt beſtehen, oder vollends gedeihen, von dem die Hausfrau den ganzen Tag über entfernt bleiben muß? Die Freiſtunde des Mittags reicht kaum für die Beſorgung der Mahlzeit hin, und kommt die Frau am Abend müde und abgearbeitet von der Fabrik zurück, ſo heißt es der menſchlichen Kraft das Unmögliche zumuthen, wenn man dann noch von ihr neue, ſtundenlange Thätigkeit für ihr Haus begehren wollte. Alle bisher zur Erleichterung der Arbeiter angewendeten Palliativmittel, dieſe billigen Wohnungen, die Kinderbewahr-Anſtalten, die Krankenhäuſer und Anſtalten zur Pflege von Wöchnerinnen, ſind ſocialiſtiſch; aber ſie bleiben unwirkſam, weil ſie Stückwerk ſind. So lange dem Armen nicht ſeine ganze Nahrung, das Ausbeſſern und Reinigen ſeiner Wäſche, der Ankauf ſeines Feurungsmaterials, die Beleuchtung, kurz Alles, was er

als Lebensnothwendigkeit bedarf, nach socialistischem Principe auf das Billigste und möglichst Beste durch Association besorgt wird, so lange können weder die kleinen Erhöhungen des Arbeitslohnes, noch die kleinen Verkürzungen der Arbeitszeit, ihm zu einem menschenwürdigen Dasein verhelfen. Er wird bis dahin fortarbeiten müssen wie ein Sklave, um von seiner Wiege bis zu seinem Grabe Noth zu leiden; und er wird immer mit Abneigung auf die Genüsse seiner glücklichen Mitmenschen blicken, gegen die ihm sein Elend nur um so greller erscheinen muß.

Wie meistens da, wo eine Krankheit heimisch ist, sich auch das Mittel dagegen zu finden pflegt, so hoffe ich von und für England, daß es zuerst diesen Weg der Erlösung einschlagen werde, weil es die meisten Fabrikarbeiter hat. Sind die Schilderungen treu, welche Mrs. Gaskell in ihrem Romane Mary Barton von der Lage der Fabrikarbeiter in Manchester macht, und Alles — was ich hier sehe und höre, spricht für die Richtigkeit ihrer Darstellung — so ist das Loos derselben ein furchtbares, sobald ungünstige Handelskonjunkturen eine Verminderung des Arbeitsbedürfnisses erzeugen, und dadurch eine theilweise Entlassung der Arbeiter nothwendig machen. Bei den jetzigen Einrichtungen deckt die Einnahme guter Zeiten das Bedürf-

niß einer ordentlichen Familie, aber ſelbſt für die haushälteriſchen Arbeiter iſt die Zurücklegung eines Sparpfenniges für arbeitsloſe Tage, oder für Tage der Theurung, ſehr ſchwer. So oft das Eine oder das Andre dieſer Mißgeſchicke eintritt, ſtehen die Fabrikanten, die ganzen Fabrikdiſtrikte, ja die Staatsgeſellſchaft überhaupt, vor einer jener drohenden Kriſen, in denen man bis jetzt den Schrei um Brod mit Kugeln, die Bitte um Lebensrettung mit Tod beantwortet hat — das aber wird und kann nicht ewig alſo bleiben. Jeder Verſtändige, jeder menſchlich Fühlende ſagt ſich das ſelbſt, und die Frage, wie Abhilfe geſchafft werden könne, iſt hier in Aller Munde. Bedenkt man nun, daß noch vor wenig Jahren, und vielleicht noch jetzt, die ſchleſiſchen Leinwand-Fabrikanten ſich einen reichen Erwerb daraus machten, neben ihren Fabriken einen Handel mit Colonialwaaren und all den Artikeln zu treiben, deren die Fabrikarbeiter benöthigt waren, und daß man jede Arbeiter-Commune zwang, ihre Bedürfniſſe von dem jedesmaligen Arbeitgeber zu kaufen, ſo ſcheint die Löſung der Frage nach den Owanſchen Prinzipien noch am leichteſten zu ſein. Die Arbeiter müßten für ſich ſelbſt den Vortheil erwerben, den ſich ſonſt der Fabrikant als Nebenerwerb zueignete, und dies iſt nur

auf dem Wege der Association zu erlangen. Einer von ihnen müßte den gesammten Einkauf aus den besten Quellen, den gesammten Haushalt und die Detaillirung auf gemeinsame Kosten übernehmen, damit Alle möglichst gut und wohlfeil zu dem Nöthigen gelangten. Mag der Reiche nach wie vor, das Behagen der Isolirung mit größerm Geldaufwande erkaufen; für den Unbemittelten giebt es nur eine Hilfe — die Association. — Sage mir nicht, daß ich beständig auf denselben Gegenstand zurückkomme. Wer sich in einem brennenden Hause befindet, ruft immerfort um Hilfe und um Wasser. Und der Brand wäre zu löschen, wenn man zuspränge und Hilfe brächte, ehe das Haus zusammenstürzt, die Bewohner desselben und die Außenstehenden zugleich erschlagend. — Theoretisch die Möglichkeit des Socialismus darzuthun und dann mit einem großen Schlage das praktische Experiment zu beweisen, hat sich in Frankreich als unausführbar gezeigt. Aber allmählig den Socialismus in alle Bereiche des Lebens einführen, das kann man, und ich bin überzeugt, das wird man ohne alle Revolutionen zuerst in England thun, wo so viel Derartiges theils im Keime, theils schon entfaltet vorhanden ist.

Ich sah nach der schlecht versorgten Arbeiter-

wohnung viele andre Häuser in Hulm, deren kleine weiße Fenstervorhänge, deren Blumentöpfe auf bessere Verhältnisse, auf größern Wohlstand schließen ließen. Meine Begleiter versicherten mich aber, diesen mühsam errungenen Comfort zerstöre oft eine einzige, kurze Handelskrisis, und es gehöre zu den Seltenheiten, es bedürfe ganz besonders günstiger Umstände, großen Fleißes und fortdauernd guter Geschäftsverhältnisse, wenn ein Arbeiter etwas vor sich bringen, mehr als seines Lebens Nothdurft erwerben, und sich eine Stufe emporschwingen solle. Dies traurige Bewußtsein muß die Thätigkeit und Betriebsamkeit der Arbeiter natürlich lähmen.

Eine andere Frage, die sich mir aufdrängte, war die, ob es überhaupt gerathen sei, die besitzlosen arbeitenden Klassen, wie es hier geschehen, sich in bestimmten Stadtvierteln ansiedeln zu lassen, und so die Kluft noch breiter zu reißen, welche sie ohnehin von den Besitzenden trennt? Die intellektuelle Bildung beider Klassen gewinnt in dem gegenseitigen Verkehr, und auch der beiderseitige Vortheil wird gefördert, wenn der Besitzende von seinem Nachbar Dienstleistungen empfangen kann, welche dieser zu leisten in seinem Interesse findet.— Es sind freilich auch diese Arbeiter-Stadtviertel

eben nur Experimente, und es ist gut, daß man dieselben macht, damit die Erfahrung feststellt, was grade für unsere Zeit das Beste ist; denn jede Institution, welche die Staatsverwaltung, den Staatshaushalt betrifft, hat nur momentane Dauer, und es kann darin so wenig ein bleibend Gutes geben, als es eine ewige Jugend für den Menschen giebt.

Den 30.

Ich habe viel Leute gesehen in diesen Tagen, sowohl aus dem Gelehrten-, als aus dem Kaufmannsstande. Unter Andern auch ein junges Ehepaar, einen Schiffskapitain mit seiner Frau, die sich nach fünfjähriger Liebe nun endlich geheirathet haben. Während der ganzen Zeit hat der Mann das Mädchen nur dreimal, und jedesmal nur wenig Tage, auf der Insel Mull besuchen können, auf der es heimisch ist. Jetzt sollte der Kapitain am zehnten Tage nach der Hochzeit, von Liverpool aus, mit seinem Schiffe nach Guinea gehen, von wo er im besten Falle erst nach Jahresfrist zu seinem jungen Weibe heimkehren kann. Die zierliche Frau begleitet ihren Gatten bis zu seinem Schiffe. Sobald er in See ist, kehrt sie in das Haus ihrer

Eltern zurück. Der Kapitain hofft nach Beendigung dieſer afrikaniſchen Reiſe auf eines der Packetböte zwiſchen England und Amerika überzugehen, und dann wenigſtens zweimal im Jahre bei ſeinem Weibe bleiben, oder es auch bisweilen mit ſich nehmen zu können. Welch eine Exiſtenz iſt das! Wie traumhaft muß den Beiden die lang erſehnte Erfüllung ihrer Wünſche in der gleich darauf folgenden Trennung erſcheinen! Mir traten die Thränen in die Augen, als die junge Frau von der nahen Reiſe ihres Mannes ſprach. Sie ſelbſt ſchien ihr Loos aber gar nicht ſo ſchwer zu finden als ich. Sie ſah ſehr muthig und lebensgewiß in die Zukunft, und auch die übrigen Anweſenden betrachteten die Sache als eine ganz alltägliche. Es liegt das in der Gewohnheit der handeltreibenden Inſulaner, aber ich mußte mich doch fragen, ob noch keiner dieſer Menſchen empfunden, wie langſam und ſorgenvoll die Stunden der Trennung dahin ſchleichen? ob noch Niemand von dieſen Allen einem Freunde Lebewohl geſagt, den er nie wieder unter den Lebenden begrüßt hat? Wer Trennungsſchmerz und den Tod geliebter Menſchen erfahren hat, der findet das unbefangene, feſte Vertrauen in die Zukunft nicht wieder, ohne welches kein Glück zu denken iſt, dem hat der Boden un-

ter den Füßen gewankt, und das Bewußtsein der Endlichkeit steht wie eine düstere Wolke über ihm, deren Schatten die lachenden Farbentöne und das hellste Licht abstumpft.

Abends.

Da ich in Berlin häufig eine der größten Kattundruckereien der preußischen Monarchie gesehen hatte, war es mir um so anziehender, auch hier eine solche zu besuchen, und ich nahm den Vorschlag von Herrn Schwabe dankbar an, nach seiner Druckerei zu fahren.

Ich fand in Mr. S. mein Bedenken gegen die Arbeiter-Stadtviertel wieder, welche er für die Sitten, die Civilisation und die Gesundheit gleich nachtheilig erachtet, und er hat seine Fabrik auf dem Lande in einer gesunden und fruchtbaren Gegend, etwa anderthalb deutsche Meilen von der Stadt, angelegt. Da der Raum dort weniger kostbar ist, als in Manchester, so konnte man die Gebäude und Höfe luftiger machen, und die Bauten sowohl, als die Reinlichkeit aller Werkstätten waren bedeutend besser, als in den Berliner Fabrikgebäuden. Man hat in England die Gewohnheit, selbst in tapezirten Zimmern alljährig die

Decken frisch weißen zu lassen. Dieses white-washing, um der großen Reinlichkeit und der großen Mühe willen die Wonne und die Verzweiflung aller Hausfrauen, hat Herr S. auch in der Fabrik eingeführt, und die hohen, fensterreichen Räume mit ihren weißen Wänden sehen so freundlich aus, wie es mir noch nicht in Fabriken vorgekommen war. Unter den Arbeitern der Anstalt fand ich einen Deutschen, der früher lange in einer Berliner Fabrik gewesen, und der nun seit Jahren hier bei Herrn S. angestellt ist. Er war mit seiner Lage durchaus zufrieden, und nannte die Verhältnisse des englischen Arbeiters im Vergleich zu denen des deutschen »beneidenswerth!« »Man hat Ruhe im Lande, und wird doch hier respektirt von Groß und Klein!« Darauf kam er immer wieder zurück, als auf die Hauptsache, wenn er mir die materiellen Vortheile auseinandergesetzt hatte, welche England dem Arbeiter bietet. Er zeigt keine Neigung nach Deutschland zurückzukehren, »wo doch nichts Vernünftiges herauskommen werde, so lange die Constitutionen nicht respektirt würden.« — »Der Arbeiter müsse sich dort für die Constitutionen herumschlagen, Blut und Zeit daran setzen, und wenn er den Weg gebahnt habe, so verständen die andern nicht weiter darauf fort-

zugehen, es sei gleich wieder die alte Wirthschaft da, und der Arbeiter leide Noth, komme nie zur Ruhe. Heute solle er sich gegen die Regierung schlagen, und morgen werde er in die Landwehr gesteckt, sich für die Regierung zu schlagen — und gestern wie heute und morgen, sei er es, dem man nach wie vor die Abgaben abfordere, während man ihm nicht Ruhe lasse, seinem Erwerbe nachzugehen.« — »Ich wundre mich nur, daß nicht viel mehr Leute außer Landes gehen, schloß er, da in England und Amerika noch Arbeit genug zu bekommen ist.«

Die Arbeiter in Rodes, so heißt der Ort, in dem die Fabrik befindlich, haben saubere kleine Häuser mit Gärtchen, und erhalten leicht einen Acker für Kartoffeln in Pacht. Das gewährt ihnen neben dem billigen Material eine gesunde Arbeit in Garten und Feld, und hält sie in frischer Luft, in Berührung mit der Natur, die dem Arbeiter in den Fabrikstädten fast ganz entzogen wird. Es war eine Lust zu sehen, wie gesund die Leute hier aussahen, wie behaglich sie am späten Abend vor ihren Hausthüren im Freien saßen. Die Arbeiter-Stadtviertel erschienen dagegen doppelt unzweckmäßig, und die Möglichkeit, ein solches

Fabrikdorf durch Association wohlfeil mit aller Nothdurft zu versehen, um so zweifelloser.

Von Rodes aus fuhren wir auf einem sehr anmuthigen, hügligen Waldwege an einer stattlichen Besitzung vorüber, nach einem Cottage in Blacklay, um Mr. Samuel Bamford zu besuchen, mit dem Miß J. mich bekannt zu machen wünschte. Er ist einer der alten Reformer, ein Weber, der sich als Autodidakt eine tüchtige Bildung angeeignet, und später seine Schicksale und Erfahrungen unter dem Titel »life of a Radical« herausgegeben hat.

Das Häuschen, das er hart an einer Landstraße bewohnt, ist ein ganz gewöhnliches Cottage, und unterscheidet sich in der Bauart durch Nichts von den Wohnungen der Fabrikarbeiter in Hulm. Es war aber außen und innen sauber gehalten, weiß getüncht, eine Paar Bäume beschatteten es, und an der linken Seite zog sich ein ganz schmales Stückchen Gartenland hin, das mit Gemüse bepflanzt, mit duftenden Erbsen und andern gewöhnlichen Blumenarten geschmückt war, wie die beschränktesten Mittel es zu thun gestatten. — Als die Equipage von Frau Schwabe, die uns hinausgefahren hatte, vor dem Häuschen hielt, traten Mr. Bamford und seine Frau erstaunt vor die

kleine Thüre, aber die Geſichter der beiden Alten gingen gleich zu dem freundlichſten Ausdruck über, als ſie Miß J. gewahr wurden, deren einfache Herzlichkeit ihr überall Zutrauen und Freunde erwirbt. Mit einem lauten: »God bleſs You Miſs Jewsburry how are You? J am glad You are back from London!« *) reichte Mr. Bamford ihr die Hand und half ihr aus dem Wagen.

Mr. Bamford iſt ein großer, ſtarker Mann; das volle Geſicht erinnert, wenn auch in gröbern Formen, an die Züge von Walter Scott, und die hellen Augen ſpotten des grauen Haares. Er war einfach, wie ein Landmann, in einen langen Ueberrock gekleidet, von dem die kleine, alte Mrs. Bamford, während ihr Mann mit uns ſprach, einmal unvermerkt ein wenig Kalk abwiſchte, der von den weißen Wänden daran haftete.

Wir traten gleich durch die Thüre in den Flur. Zur Rechten der Hausthüre lagen auf einem Tiſche in der Fenſterbrüſtung einige Zeitungsblätter. Ein Paar Stühle vor dem Kamine, mit Ueberzügen aus bunten Kattunſtückchen zuſammengeſetzt, ſtanden auf einer Strohmatte. Ueber dem

*) Gott ſegne Sie Miß J.! wie geht's Ihnen! Ich freue mich, daß Sie von London zurück ſind.

Kamine hingen der Kalender, ein Korkzieher, ein Bohr, eine Papierſcheere und ähnliches Geräth, als Zierrath ſauber geordnet, neben einigen ſehr ſchlichten Lithographien von Schriftſtellern, Staatsmännern und andern derartigen Erinnerungen, wie jede Hütte ſie faſt aufzuweiſen hat. Ein fünfjähriges ſauber gehaltenes Mädchen aus der Nachbarſchaft ſaß auf einem Bänkchen vor dem Kamine. »Das iſt unſer Liebling und täglicher Beſuch!« antwortete Mrs. Bamford auf Miß J's. Frage, wer die Kleine ſei.

Als Miß J., Madame S. und mich, Herrn Bamford vorgeſtellt hatte, ſchüttelte er uns beiden die Hände, ſeine ganze Aufmerkſamkeit wendete ſich aber Madame S. zu. »Ich habe oft von Ihnen gehört hier in der Nachbarſchaft! ſagte er. Sie nehmen ſich der Armen, der Kranken an, und Ihre Leute in Rodes ſind gut gehalten. Ich habe ſchon manchmal daran gedacht zu Ihnen zu kommen, und Sie anzuſprechen, wenn ich wußte, daß irgend wo Hilfe Noth that, aber ich habe es denn doch unterlaſſen und zugeſehen, wie ich ohne Sie Rath ſchaffte. Nun ich Sie kenne, rief er lachend und ihr nochmals die Hand ſchüttelnd, ſind Sie aber doch nicht ſicher vor mir!« Während Madame S. ihm ihre Bereitwilligkeit erklärte, mit

ihm zusammen zu wirken, hatte die gute Alte Miß J. von ihren Erlebnissen seit dem Frühling erzählt, und dabei angefangen, ein großes Laib Weißbrod in dünne Schnitten zu schneiden, die sie mit Butter versah, und uns nebst frischem Wasser auftischte. Zufällig waren wir Alle, von dem vorhergegangenen Besehen der Fabrik und von der Fahrt in frischer Luft, so hungrig und durstig geworden, daß die Butterbrode wie im Nu verschwanden, und Mrs. Bamford mit großer Genugthuung noch eine ganze, zweite Ladung auftischen konnte. Mann und Frau hatten ihre sichtliche Freude daran. »Das ist Recht, Miß J., greifen Sie zu!« rief er — und die Alte sagte: »Wenn mein Mann in die Stadt kommt, soll er Ihnen wieder einmal eins von unsern Broden mitbringen!« — Dann aber wollten beide Gatten von Miß J's. Aufenthalt in London Bericht erstattet wissen. »Mein Mann hat mir aus den Zeitungen vorgelesen, wie gut man Sie dort aufgenommen hat, und das hat uns so gefreut, meinte die Alte, denn Sie muß jeder Mensch lieb haben, der Sie kennt! — Miß J. erzählte mit der ihr eigenen anmuthigen Bestimmtheit, bald von Dingen, die sie gesehen — bald von Personen, die Mr. Bamford interessant sein konnten, und es ging uns

eine Stunde hin, ehe wir es merkten. Als Mrs. J. uns dann an die Nothwendigkeit der Rückkehr mahnte, fragte Mr. Bamford noch eilig nach Thomas Carlyle und ob wir schon den neuen Roman, ich glaube es war Alton Lock, gelesen hätten, den der Autor ihm geschickt. Dabei schloß er den eingemauerten Schrank auf, der sich in all diesen Wohnungen zwischen dem Kamin und dem Fenster befindet, und der statt des sonst üblichen Hausrathes hier eine nicht unbedeutende Anzahl von Büchern enthielt, während der Hausrath in der hintern Kammer aufbewahrt wird, die eben so vor Sauberkeit leuchtete, als der Raum in dem wir uns aufhielten. Fast Nichts, weder die Art der Möbel, noch ihre Aufstellung unterschieden sich von denen, die ich bei den Bewohnern der Lodging-Houses in London gesehen. Jeder einigermaßen gut gestellte Handwerker, jeder Bauer besitzen die gleichen Dinge, aber der Geist, der in diesen Mauern waltete, die Bildung des Mannes, der durch diese Bildung verfeinerte Ordnungssinn der Frau, gaben dem ganzen Hauswesen einen Anstrich der Zierlichkeit, die es behaglich und im hohen Grade wohnlich machte.

Auf Miß J's. Einladung versprach Mr. Bamford, uns an einem der nächst folgenden

Tage in der Stadt zu besuchen, und bat sie, ihm vorher meinen Namen aufzuschreiben. Dazu zog er aus einer Tischschieblade sein Schreibgeräth, Papier, Tintenfaß und Feder hervor, die so schlicht waren, wie man sie in jeder Dorfschenke vorfindet. Als er meinen Namen nun geschrieben vor sich sah, sprach er ihn englisch aus und meinte, nun wisse er erst, wer ich sei. »Ich habe Ihren Namen mit denen von Miß Jewsburry und Miß Bronte in einem Londoner Blatte zusammen gelesen, und wenn Sie Miß J's. Freundinn sind und wie Miß J. denken, so freut mich's nun doppelt, daß Sie hier waren und daß ich Sie wieder sehen soll. Sie sollen mir, wenn es Ihnen Recht ist, von Deutschland erzählen, und wie die Sache der Arbeitenden jetzt dort steht. Wir müssen noch eine gute Unterredung »a good talk« zusammen haben.«

So schieden wir, und ich freue mich, den prächtigen Alten wieder zu sehen.

Den 31.

Ich bin am Morgen in der Stadt gewesen, um einige Stahlwaaren zu kaufen. Ich habe dabei wieder die schon mehrmals gemachte Erfah-

rung bestätigt gefunden, daß die Klage über die hohen Preise aller englischen Fabrikate eben so unbegründet ist, als das unbedingte Lob der Fabrikate selbst. Es giebt hier Waaren jeder Art zu den in Deutschland üblichen und zu den allerbilligsten Preisen, aber diese letzteren sind eben so schlecht als die gleiche Art bei uns. Jene Waaren hingegen, welche die Engländer als finished (vollendet) bezeichnen, sind sehr theuer, dafür aber auch vortrefflich. Ich habe zwei Federmesser gesehen, die auf den ersten Blick einander sehr ähnlich waren. Das Eine hatte drei Klingen, das Andere noch einen Korkzieher daneben. Jenes kostete sieben Schilling, dieses mehr als ein Pfund, also grade das Dreifache. Gewirkte Stoffe, Putzgegenstände, wie Hüte, Hauben, Kleidermachen u. s. w. sind nicht theurer als bei uns. Die hohen Preise, durch die der Fremde in London und in England überhaupt erschreckt wird, rühren davon her, daß man ihn gewöhnlich in die ersten Magazine führt, welche nur die besten, modernsten und darum natürlich auch kostbarsten Artikel halten, und daß er, dadurch gezwungen, Gegenstände ersteht, die er in der Heimath an und für sich nicht kaufen würde.

Nur die Wohnungen, Lebensmittel, Dienst-

boten sind theuer. Da ich hier in den Gesellschaften viele Deutsche gesehen, habe ich von ihnen erfahren können, wie schwer es ihnen am Anfang gefallen ist, sich in die Sitte des englischen Haushaltes und in die Art der englischen Dienstboten zu fügen. Erst in diesen Tagen ist es in einer deutschen Familie vorgekommen, daß eine junge Magd sich das Leben nehmen wollte, weil man sie nach ihrer Ansicht beschimpft und sie wie eine Diebinn behandelt, das heißt, die Vorräthe des Hauses vor ihr unter Schloß gehalten, und auch sonst ein strengeres Wesen, als es in England üblich, gegen sie gezeigt hatte. Unsere alte Köchinn hat heute diese Nachricht vom Markte mit heim gebracht, und kopfschüttelnd zu ihrer Herrinn geäußert: »man muß so Etwas vor Miß Lewald nicht sagen, aber ich glaube immer, all die deutschen Frauen sind zu Zeiten toll! Sie wissen nicht mit Christenmenschen umzugehen!« und erst Miß J's. Erinnerung an die vielen braven deutschen Hausfrauen in Manchester ist es gelungen, unsern Ruf in den Augen der guten Alten herzustellen.

Was nun außer diesem Privatleben das öffentliche Leben betrifft, so ist man hier im Ganzen in den Kreisen, die ich kennen gelernt habe, noch oppositioneller als in Edinburg, ich möchte

ſagen, demokratiſcher, als es mir überhaupt in England vorgekommen. Indeß die Oppoſition geht auch hier nirgend gegen die beſtehende Staatsverfaſſung im Allgemeinen. Man iſt nur mehr als vielleicht in andern Theilen Englands von der Nothwendigkeit gewiſſer Reformen überzeugt, und lebhafter noch mit dem Gedanken beſchäftigt, die Lage der Arbeiter in einer Weiſe zu verbeſſern, die für das Fortbeſtehen der Fabriken nothwendig und mit ihm zu vereinen iſt.

Am Morgen habe ich heute die Maſchinenfabrik eines durch ſeine zahlreichen Erfindungen bekannten Mr. Withworth beſucht, in der zwei Maſchinen mich beſonders merkwürdig dünkten. Die Eine war ein kleines Modell einer Maſchine zum Strumpfwirken, die mit wunderbarer Geſchicklichkeit die Fäden um Häkchen ſchlang, die Maſchen verknüpfte und die nöthigen Formen zu Wege brachte. Die Andere, zum Meſſen beſtimmt, iſt ſo fein organiſirt, daß ſie den Unterſchied einer Haaresbreite mit ſchärfſter Beſtimmtheit anzugeben vermag. Daneben ſahen wir große Maſchinen, welche Eiſen polirten, und überhaupt ſo wunderbare techniſche Compoſitionen, daß man nicht zweifeln darf, dadurch noch die weſentlichſte Arbeitsverminderung erzielt zu ſehen, die uns

auch Mr. Bamford neulich als die nothwendige Bedingung zur Erhebung der Menſchen dargeſtellt hat.

Er ſagte: »Diejenigen, welche meinen, der Arbeiter, der kein Glied vor Müdigkeit zu rühren vermag, ſolle ſich Abends noch hinſetzen und ſich geiſtig ausbilden, ſind Narren. Wer zerſchlagen und arbeitsmüde iſt, will eſſen und ruhen. Wer aber Nichts kennt, als Arbeit, Eſſen und Ruhe, der bleibt ein Thier, und ſelbſt ein Thier muß Etwas lernen, wenn es brauchbar werden ſoll. Das Pferd, das wild in den Steppen umher raſet, iſt des Menſchen Feind. Das wohlgenährte, wohlgeſchulte Pferd wird des Menſchen Freund und wird ihm dienſtbar, indem es ſich veredelt; und in dieſem Sinne möchten die Fabrikherren beſſer daran ſein, wenn ſie die Arbeitszeit verkürzen könnten.«

»Aber wie haben Sie es gemacht, ſich Ihre Bildung zu erwerben neben der Arbeit?« fragte ihn Eine von uns.

»Ich war nie in einer Fabrik beſchäftigt. Ich war Seidenweber, webte zu Hauſe, machte Feierabend wann ich wollte, und da meine Frau ſehr ſparſam iſt und wir genügſam waren, brauchte ich mich eben nicht wie ein Heide oder wie ein Thier zu quälen! Für den aber, der in den Fa-

briken arbeitet, wird die Erlösung dadurch kommen müssen, daß die Maschinen vervollkommnet und zu schnellerer Arbeit fähig gemacht werden. Wenn eine Maschine in acht Stunden das verrichten kann, was sie jetzt in zwölf Stunden ausführt, braucht Niemand länger als acht Stunden zu arbeiten; dann können die Menschen Etwas lernen, zu Menschen erzogen werden, und die Erde wird ein andres Ansehen bekommen!«

»Und was sollte man die Menschen lehren, als das Nothwendigste für sie!«

»Man soll sie gut lesen lehren und sie an Reinlichkeit gewöhnen, das ist Alles!« sagte er kurz, und fügte dann nach einer Weile hinzu: »Wer lesen kann und den Trieb zum Wissen hat, der kann sich selbst weiter helfen, jetzt wo Bücher an allen Ecken und Kanten zu haben sind für Jeden. Und wem Reinlichkeit zum Lebensbedürfniß geworden, der will sich ein reinliches Haus schaffen, und geht nicht an die Orte, die unsauber sind!«

Diesen Samuel Bamford und Mr. Wright kennen gelernt zu haben, in ihrer schönen, einfachen Tüchtigkeit, ist allein eine Reise werth.

Abends.

Ich überlege eben, daß der Monat wieder zu Ende, daß mir nur noch etwa zehn Tage in England zu verweilen gegönnt iſt, und daß es nöthig wird, das Hindämmern aufzugeben, dem ich mich hier in der Nähe einer ſo werthen Freundinn nur zu bereitwillig überlaſſe, da ich mich vor mir ſelbſt mit der Sorge um meine Geſundheit vollkommen entſchuldigt fühle.

Indeß iſt dieſe hergeſtellt, und da das Wetter gut iſt, will ich den morgenden Tag zu einem Ausfluge nach Liverpool benutzen. So werde ich wohl vor dem dritten September nicht wieder ſchreiben können und will dieſen Brief deshalb noch heute zur Poſt ſenden. Möchte er Dich ſo wohl treffen, als ich mich jetzt ſchon wieder fühle.

Zweiunddreißigste Sendung.

Manchester den 3. September.

Auch diese kleine Exkursion ist vortrefflich ausgefallen. Das Reiseglück, das mich selten zu verlassen pflegt, ist mir treu geblieben, und ich bringe von Liverpool einen prächtigen Eindruck mit zurück.

Mr. J. hatte die Güte mich Morgens nach dem Bahnhofe der Liverpool-Bahn zu bringen, und damit ich in Liverpool weder eines Führers noch einer interessanten Bekanntschaft entbehrte, hatten vorsorgliche Freunde aus Manchester Herrn Charles R., einen der Agitatoren für das Freihandels-System, von meiner Ankunft benachrichtigt und ihn ersucht, mir als Cicerone zu dienen.

Indeß ſchon im Wagen machte ich eine andere ſehr erwünſchte Bekanntſchaft. Als wir Manche-ſter verließen, fand ich mich mit einer Engländerinn, einer Dame meines Alters, allein in einem Wagon, die mich bald mit einer freundlichen Frage anſprach, und ſich, als ſie erfuhr, ich ſei fremd im Lande, in ein Lob der ſchönen Gegenden ihres Vaterlandes erging, das ſie nach allen Seiten und bis zu ſeinen entfernteſten Punkten durchreiſ't hatte. »Ich habe in jedem Jahre mehrere Wochen auf Reiſen zugebracht, ſagte ſie, aber ich habe mein Vaterland niemals verlaſſen. Es iſt mir immer wie ein Zeichen unreifen Geiſtes vorgekommen, wenn die Leute eine ſo unbeſtimmte Sehnſucht in die Ferne hatten, ferne Länder, fremde Völker kennen lernen wollten, und in ihrer Heimath nicht Beſcheid wußten. Das Kind ſehnt ſich nach Wunderbarem, weil es für das Vernünftige noch keine Einſicht hat, der Erwachſene aber muß wünſchen, in ſeiner nächſten Umgebung heimiſch, mit den ihm nächſten Zuſtänden vertraut zu werden, denn man ſchließt vom Nahen leicht auf das Ferne, und hat doch nur auf das Nächſte eine poſitive Wirkſamkeit. Jetzt, da ich England kenne, denke ich im nächſten Jahre den Continent zu beſuchen.«

Wenn die Dame das auch nicht in solch langem Satze, und nicht so pedantisch doktrinair aussprach, als ich es Dir zusammenfasse, so war es doch das Ergebniß und der Inhalt ihrer verschiedenen Aeußerungen, und bedeutend genug, sie mir anziehend zu machen. Sie erzählte mir viel von dem südlichen Theile von Wales, gab mir guten Rath für meine Tour nach Stratfort, und schilderte mir die Seen im Innern des Landes mit großer Darstellungskraft und lebhaftem Gefühl, so daß mir die Zeit sehr schnell in ihrer Gesellschaft verging. In der Nähe von Liverpool kamen mehr Leute in den Wagon, bis er ganz voll war. Es waren Alles Männer, und nach ihrer Unterhaltung zu schließen, Kaufleute, welche von ihren Landsitzen in die Comtoirs fuhren. Fast Alle hatten Körbchen mit Blumen oder Früchten bei sich; Einer sogar in einem mit Wasser gefüllten Blechzuber lebendige Fische. Unterhaltungen über Fischfang, Blumen und Fruchtkultur wechselten denn auch mit den Gesprächen über Handels-Angelegenheiten ab.

Eine Strecke vor der Stadt tritt die Eisenbahn in einen Felsen-Tunnel ein, in dem sie bergauf, mit sehr ansehnlicher Steigung, bis zum Bahnhofe fortgeht. Das ist auch ein Riesenwerk der Bau-

kunſt. Der Bahnhof iſt ſehr elegant, und, um in der Stadt nicht Zeit zu verlieren, nahmen wir hier ein Frühſtück ein, das man — im Unterſchiede von der Unappetitlichkeit der meiſten, auf deutſchen Bahnhöfen verabreichten Lebensmittel — ſo ſchmackhaft und elegant ſervirt erhielt, wie in den beſten Hotels.

Meine Reiſegefährtinn erzählte mir dabei, ſie habe früher längere Zeit mit ihrem Bruder in Amerika, dann in Liverpool gelebt, wolle jetzt aber nur den einen Tag, einer Geſchäfts-Angelegenheit wegen, dort zubringen. »Dies Geſchäft kann ich zu jeder Tageszeit beſorgen, und da ich Liverpool gut kenne, will ich mit Ihnen durch die Stadt gehen und Sie dann zu Mr. R. geleiten, wenn es Ihnen recht iſt.«

Ich nahm das dankbar an, und nun machten wir uns auf den Weg. Gleich dem Bahnhofe gegenüber iſt ein prachtvolles Gebäude, im Style des Parthenon, errichtet, welches wunderlich genug das Local für die Sitzung der Aſſiſen und die neue Muſikhalle in ſich ſchließt. Man war in Mancheſter und Liverpool noch ganz voll von der Anweſenheit der Jenny Lind, die ſich nach Amerika eingeſchifft und hier mit großer Liberalität mehrere Concerte für die Armen veranſtaltet hatte.

Die ganze Stadt, so weit ich sie kennen lernte, trägt das Gepräge heiteren Gedeihens, prächtigen Entfaltens. Die breiten, hellen Straßen, die stattlichen Gebäude, das lebensvolle Treiben wohlgekleideter Menschen, das Handelswesen, das sich in beladenen Wagen, in dem eiligen Umhergehen von Arbeitern und Matrosen, bis in die innere Stadt hinein geltend macht, sind eine Erquickung gegen das rauchende Manchester, und doch wieder nicht so geräuschvoll und überstürzend, als London.

Ich ging mit meiner Reisegefährtinn die schöne Boldstreet und Lordstreet entlang, deren glänzende Magazine verführerisch zu Ankäufen lockten. Namentlich hatte man die schönsten lackirten Holzwaaren, die in Birmingham und der Umgegend gemacht, und wirklich kaum von den chinesischen zu unterscheiden waren. Daneben auch hübsche Fabrikate aus englischem Marmor und sonstigen Steinarten; einer Masse überseeischer Herrlichkeiten nicht zu gedenken. Meine Beschützerinn schien in den ersten Magazinen wohl bekannt, und wir gingen hinein, sie zu betrachten; dann besuchten wir noch eine Leseanstalt, das Athenäum, das, wenn es nicht ganz für Frauen eingerichtet ist, doch mindestens viel von ihnen benutzt wird.

Es ist eine schöne Halle, die ihr Licht von

oben empfängt, und elegant, wie eine fürſtliche Bibliothek eingerichtet. Eine Treppe führt zu einer, um den ganzen Saal herumlaufenden Gallerie. Zu ebener Erde ſind Leſetiſche eingerichtet, alle neuen Werke der Literatur, koſtbare Illuſtrationen, Zeitungen und Kupferſtiche ausgelegt und zu kaufen. Man abonnirt ſich für den Beſuch mit einer Jahresſumme, und auch während wir dort waren, ſaßen mehrere Damen leſend an den Tiſchen.

Nach ein Paar Stunden brachte mich die Dame in das Geſchäftslocal des Herrn R., in dem er mich erwarten ſollte, da ſeine Wohnung weit außer der Stadt gelegen iſt. Eine Gerichtsſitzung, bei der er als Zeuge zu erſcheinen aufgefordert war, hatte ihn aber gehindert, gegenwärtig zu ſein, und er hatte einen ſeiner Freunde, Mr. Henry C. zu meinem Führer beſtellt, bis er ſelbſt zurückkommen konnte.

Wie die Dame mich nun wohl verſorgt ſah, gab ſie mir ihre Karte, mit Angabe ihrer Wohnung in Mancheſter, und fragte mich, wann ich Liverpool verlaſſen wolle? Ich nannte acht Uhr des Abends. »Nun gut, ſo will ich Sie, wenn es Ihnen Recht iſt, im Ladies Room auf dem

Bahnhofe erwarten. Ich werde früher mit meinen Geschäften fertig sein, aber ich finde dort ein Paar Bücher, und es ist Ihnen doch wohl lieber, wenn Sie in Manchester so spät Abends als Fremde nicht allein anzukommen brauchen. Ich bringe Sie dann nach Hause!«

Das war wieder einer der Züge von Güte und Wohlwollen, denen ich nirgend so oft als in England begegnet bin. Thut das ein Mann für eine Frau die ihm gefällt, thut es eine Frau für eine Dame, deren prächtiges Gefolge, deren bekannter, berühmter Name ihr ein Interesse einflößt, ihr die Bekanntschaft erwünscht macht, so ist das kein Verdienst. Es ist die gewöhnliche, egoistische Höflichkeit, für die man einen angemessenen Lohn in Gegendiensten, und meist mit hohen Zinsen erwartet. Daß aber diese Mrs. S. sich einer ganz unscheinbaren Frau, von der sie gar Nichts wußte, Nichts erwartete, so eifrig und dienstfertig annahm, ist eben jenes Wohlwollen des Menschen für den Menschen, das man nie hoch genug anzuschlagen vermag.

Mr. C. führte mich zuerst nach einem Platze, auf dem die Börse und das Stadthaus (townhall) stehen, und in dessen Mitte sich ein Monument,

kein Standbild, für Nelson erhebt. Townhall und Börse hatten beide mehr einen Anstrich der Tüchtigkeit, als der Eleganz, und mahnten an die Bauten der Hanseſtädte, ohne ihnen zu gleichen. Von da gingen wir nach dem Mersay, einem reich strömenden Fluſſe, dem man schon die belebende Vereinigung mit dem Meere ansieht. Ich kenne kaum etwas Schöneres, als einen großen Strom vor seiner Mündung in das Meer. Dies Schwellen der Fluth, diese voüe, pulsirende Bewegung des Wassers innerhalb eng gezogener Grenzen, dies Eilen und Sehnen zum Ziel haben einen unwiderstehlichen Reiz. Es ist, als sähe man ein liebendes Weib der Hochzeitsstunde entgegenbeben.

Wenn man aus der Stadt herabkommt, liegt, amphitheatralisch sich nach dem Strome hinabneigend, ein alter, baumloser Kirchhof, dessen theils stehende, theils auf der Erde ruhende Grabsteine trauriger und vereinsamter aussehen, als ständen sie in der Wüste. Der Platz an sich ist schön, der Blick hinab auf den Strom malerisch, das Ganze sehr eigenthümlich, aber man empfindet es hier am Schmerzlichsten, wie die Dahingeschiedenen den Lebenden so ganz und gar gestorben sind. Sehen wir an entlegenen Plätzen die Gräber der Todten von Bäumen beschattet, gepflegt von liebender

Hand, oder auch nur den ganzen Kirchhof mit schützender Mauer umgeben, so liegt in der liebenden Sorge, ja selbst in der ehrenden Scheu vor den Gräbern noch ein Zusammenhang der Gestorbenen und der Lebenden. Hier aber, wo Handel und Wandel sich frisch und rüstig um den Kirchhof bewegen, wo von der vorübereilenden Menge kaum Einer Muße behält, nach dem Friedhofe zu blicken, wo man über die Leichensteine wegsieht, wie über die Quadern des Straßenpflasters, da wird der Glaube zerstört, in dem man sich nach seinem Tode der Menschheit verbunden wähnt. Man sagt sich, wir sind der kommenden Generation nur ein Mittel zum Zweck, wie die Stufe einer Treppe, die zum Ziele führt; und schlecht erzogen, wie wir es sind, verwöhnt durch eine schwache, weichliche Weltanschauung, die uns überschätzte, erschrecken wir, wenn die ernste, wahre Wirklichkeit uns vor das Auge gestellt wird. Unser Glaube an die Vergänglichkeit des Menschen fordert viel mehr Demuth und Resignation, als das Christenthum, das uns mit der Hoffnung auf persönliche Unsterblichkeit schmeichelt und selbstsüchtig macht.

Durch einen schönen Stadttheil gingen wir zu dem swimming peer, einem Riesenflosse, an

dem die Dampfschiffe landen, welche von zehn zu zehn Minuten zwischen Birkenhead und Liverpool fahren. Das Floß liegt hoch und ist so groß, daß öffentliche Bäder, eine Restauration, Wartehäuser für die Passagiere u. s. w. darauf gebaut sind. Ich sah es, weil die Leute behaglich darauf spazieren gingen, für einen Theil des Kais, für ein Hafenbollwerk an.

Von dem Dampfer, der uns nach Birkenhead fuhr, hatte man den schönsten Blick auf beide Städte, namentlich aber auf Liverpool; und der Mersay ist breit genug, um selbst bei so schneller Fahrt Zeit zu gehörigem Betrachten zu gewähren. Der Hafen von Liverpool, die Docks, die Waarenläger am Ufer, haben mir eigentlich einen größern Eindruck als die von London gemacht, eben weil sie kleiner als jene, erfaßbarer und darum leichter mit demjenigen zu vergleichen waren, was man der Art schon früher gekannt hat. Dazu kam nun, daß ich London zuerst an einem ziemlich trüben Tage sah, und Liverpool im leuchtendsten Sonnenscheine erblickte. Der Mersay fluthete in reichen, von Millionen Lichtern funkelnden Wellen, und man fühlte es an der Bewegung des Schiffes, daß man ganz nahe am Meere sei, dessen lebensvolle Luft man mit jedem Athemzuge erquickend

in ſich zog. Was das heißt, weiß man erſt zu ſchätzen, wenn man aus der Rauchatmoſphäre von Mancheſter kommt.

Das neugegründete Birkenhead iſt ſchon eine anſehnliche Stadt geworden. Man braucht jetzt, wo überall auf dem Continente und in England an den Bahnhöfen neue Stadttheile ſich erheben, überhaupt nicht nach Amerika zu gehen, um ſich von dem Entſtehen, dem Werden einer Stadt ein Bild zu machen. Ein Stadthaus, Kirchen, Stapelplätze, Alles iſt bereits im großen Style gebaut, ganze Straßenreihen ſind abgeſteckt, Theils im Bau begriffen, Theils fertig, und damit Nichts fehle, hat man einen großen Park angelegt, der ſchon jetzt die Parkanlagen von Liverpool in Schatten ſtellt und der Lieblingsſpaziergang von Liverpools Bewohnern iſt. Es ſind lauter ſchnell wachſende Sträuche für die Anlage verwendet, große Bäume eingepflanzt, Brücken, Pavillons gebaut, kurz man ſieht, daß hier eine reiche Bürgerſchaft mit kluger Liberalität große Mittel aufgewendet hat, um einen großen Zweck zu erreichen.

Als wir von Birkenhead zurückkehrten, kreuzten wir auf dem Waſſer ein Auswandrerſchiff, das eben nach Auſtralien in See ging. Mein Begleiter ſagte, es wären diesmal faſt nur Irländer und

Deutsche eingeschrieben gewesen, und kaum ein Zwanzigstel Engländer darunter. Die Emigranten drängten sich Alle an die Balustraden des Decks. Sie winkten mit den Hüten, schwenkten ihre Tücher, man hörte Hurrah rufen — aber es standen auch Viele da, die Arme auf die Gallerie gestemmt, schweigend und starr hinüberblickend nach dem Ufer.

Von hier ist Fröbel nach Amerika gegangen, von hier aus werden noch viele der besten Männer Europa's, ein neues Leben suchen in fremden Ländern, wenn die Zustände der Heimath nicht bald eine Aenderung erleiden. Wie glücklich, wenn man Kinkel erst dem Kerker entrissen, ihn erst hier in Liverpool wüßte! Manchmal schmerzt es mich tief, so große Kräfte, so edle Männer Europa entzogen zu sehen, dann aber fühle ich doch, daß es ein rein persönlicher Schmerz ist, ein kleinliches Empfinden beschränkter Vaterlandsliebe, dem man nicht nachzugeben hat. Ist die Zeit der Blüthe vorbei für die Blume, so treibt die Luft den Samenstaub in alle Winde, daß er neues Leben erwecke am fernen Ort, daß er sich und die Wesenheit der Blume fortpflanze in neuer Gestalt, und hundertfaches Blühen erzeuge. So werden auch die Freunde ausgesandt, als Apostel

des Humanitätsgedankens, ihr theoretisches Wissen zu verbreiten, und es zu vergleichen mit den praktischen Erfahrungen, die England und Amerika vor uns voraus haben. Ihr Exil kann den gastfreundlichen Ländern und uns gleich gute Früchte tragen. Das ist tröstlich.

Ich hatte den lebhaften Wunsch das deutsche Emigrantenhaus zu sehen, in dem die Auswandrer sich vor dem Einschiffen aufzuhalten pflegen, indeß da ich einmal versprochen hatte, den Thee bei Mr. R. in seinem Landhause zu trinken, andrer Seits aber auch jedenfalls zur Nacht nach Manchester zurückzukehren, so mußte ich den Gedanken aufgeben, und mich graden Wegs von Birkenhead nach den, am obern Ende von Liverpool befindlichen, Parkanlagen fahren lassen, an deren Gränze jenes Landhaus steht. Dabei machten wir aber im Hafen noch einen kleinen Abstecher, um eines der Dampfschiffe zu sehen, welche den Brief- und Menschenverkehr zwischen Boston und Liverpool besorgen. Der amerikanische Gesandte in England hatte mit seiner gegen mich gemachten Aeußerung, daß man sich in solchem Schiffe so gut als in dem besten Hotel befinde, keinen Comfort zu entbehren brauche, vollkommen Recht, und wenn nur noch ein Mittel gegen die Seekrankheit erfunden würde,

so müßte ein vierzehntägiges Leben in solchem Schiffe, umrauscht von den Wogen des Meeres, in Seeluft von früh bis spät, eine unvergleichliche Lust gewähren.

Bei Mr. R. war viel die Rede von dem Friedenskongreß, von dem er sich auch für die Durchführung des Freihandelssystems Gutes versprach, besonders da Cobden selbst zu dem Congresse hingegangen war. Ich hatte in Manchester Briefe gelesen, die Cobden und andre Engländer über die Versammlung von Frankfurt geschrieben. Einer der Letztern schilderte seine Begegnung mit Haynau und sagte: »Es ist in der Kopfbildung und dem Gesichtsausdruck dieses Mannes ein steter Wechsel von apathischer Stumpfheit und aufzuckender Wildheit, und seine Redeweise entspricht diesem Aeußern. Er hat mir den Eindruck eines Mannes gemacht, dessen geistige Thätigkeit gestört ist, so weit dies bei einem nicht geisteskranken Menschen möglich.« Es lastet auch genug auf ihm, eine Verwirrung seiner Gedanken zu erklären.

Um sieben Uhr begleitete mich die liebenswürdige Familie R. durch das lichtfunkelnde Liverpool nach dem Bahnhofe, wo ich Mrs. S. meiner schon wartend fand, und noch bei guter Zeit langten wir in Manchester an. Habe ich nun auch

nichts Wesentliches gelernt von dieser Exkursion, so habe ich doch den Eindruck einer eigentlichen Seehandelsstadt gewonnen, den Liverpool charakteristischer als London hervorruft, weil in London das handelsstädtische Wesen nur einen Theil der Bedeutung der Stadt ausmacht, während es in Liverpool die Hauptsache ist. Dazu habe ich mich Amerika niemals so nahe gefühlt, als hier, und auch darin hat ein Reiz für mich gelegen. Gegenden und Menschen fangen in einem neuen Sinne für uns zu existiren an, wenn unser Verstand sie uns als leicht erreichbar vorstellt, wenn wir sie in einer direkten Beziehung zu uns zu denken beginnen. Das schlechte berliner Witzwort »glauben Sie an Amerika?« ist mir niemals so abgeschmackt erschienen. Alles, womit der Mensch keinen Zusammenhang hat, wohin keine Sehnsucht ihn zieht, was keine Wißbegierde in ihm anregt, keinem seiner Ideengänge nahe liegt, das wird ihm zum leeren, bildlosen Schall, das existirt nicht für ihn, wäre es auch fest begründet, wie die Urgebirge selbst. Mit dem Glauben, die entferntesten Weltgegenden leicht erreichen zu können, hat der Mensch sich die Welt gewonnen. Er erhebt sich zum Weltbürger, wenn er sich in der ihm fernsten Welt

eine persönlich eingreifende, gemeinnützige Wirksamkeit zu denken beginnt.

Den 5. September.

Heute Mittag hat Mr. Bamford bei uns gegessen. Er sah sehr stattlich aus in seinem blauen Frack mit den blanken Knöpfen, in der wohlkonservirten Tracht der letzten zwanziger Jahre unsers Jahrhunderts. Was er über die Reformzeit sagte, zeigte, daß der Fortschritt auch in England schwer erkämpft werden muß; aber die Arbeit hat darin ihren Lohn, daß ein Rückschritt unmöglich ist. Er erzählte von der großen Versammlung in Peterloo. »Wir forderten auf dem Meeting in Peterloo im Jahre 1819 die Reform, denn Manchester und Liverpool hatten keine Repräsentanten im Parlament — wir forderten Abschaffung der Korngesetze und Verminderung des stehenden Heeres. Jedermann sah die Nothwendigkeit der Reform ein, nur das Ministerium nicht,« sagte er. »Wir zogen friedlich einher, mit Musik und Trommeln. Damit Ordnung erhalten würde, trugen die einzelnen Zugführer Lorbeerzweige an den Hüten. Es ging auch ruhig genug dabei zu, wenn man die große Menschenmenge recht in An-

schlag brachte. Dennoch bot man die bewaffnete Macht gegen uns auf; und Bürger und Soldaten, das war damals wie Stein und Stahl — wo sie sich trafen, gab es Funken und einen Brand. Es hatten Viele von uns ihre Frauen zum Meeting mitgebracht, keiner der Unsern hatte Waffen, man schlug dennoch auf uns ein. In dem Bestreben Ruhe zu schaffen, hatte ich mich vorgewagt und wurde gefangen. Die Soldaten, die mich transportiren sollten, waren vernünftiger als das Ministerium. Die ganze Sache ging ihnen gegen die Haut. Sie behandelten mich gut, boten mir Essen und Trinken an, traktirten mich, und ich traktirte sie mit dem besten Ale, das nur zu haben war.« Und nun berichtete er weiter, wie man ihn habe vor die Assisen von Lancashire stellen wollen, wie er diese abgelehnt und gefordert habe, vor die Yorkshire Assisen gebracht zu werden, wie er aber dennoch verurtheilt worden sei und in das Gefängniß gemußt habe. Das Alles trug er mit einer behaglichen, naiven Weitläufigkeit vor, verweilte schildernd bei den einzelnen Scenen, malte dabei die Details und Gegenden in skizzenhafter Andeutung aus, so daß die Darstellung in einer Weise plastisch wurde, wie der in unserer Gesellschaft Erzogene sie selten zu geben vermag, weil

die Regeln der sogenannten guten Sitte ihm die unbefangene Hingabe an das Detail verbieten, das mit seiner Person und seinen Erlebnissen zusammenhängt. Daher kommt es denn freilich, daß die Erzählungsweise der Weltleute, ja selbst ihr Styl, sich verflacht, und daß er um so unplastischer wird, je mehr er sich der »niedrigen Kraftäußerungen, der starken Ausdrücke enthält und sie durch gemäßigte Worte zu umschreiben sucht.« Wir haben auch unter uns Stylisten gehabt, die vor lauter Zierlichkeit und Feinheit nichtssagend und unverständlich geworden sind, und ich denke mit Lachen daran, daß ich einer »edel gebildeten Schriftstellerinn« einmal wie eine Verlorene, aller Bildung und Sitte Beraubte vorgekommen bin, weil ich in ihrer Gegenwart die Worte: »ich bin todtmüde und mich hungert sehr« ausgesprochen hatte. Sie fand, daß ich eine »vulgaire Ausdrucksweise« hätte — wenn sie mich vielleicht auch im Stillen, trotz ihrer Aesthetik, um meinen gesunden Appetit beneidet haben mag.

Was aber Mr. Bamfords Erzählungen von seiner einstigen politischen Thätigkeit noch besonders angenehm machte, war der stete Rückblick auf sein häusliches Glück, an der Seite seiner »kleinen Frau« die alle Widerwärtigkeiten muthig mit

n getragen, ihn von allem Gewaltſamen zurück-
halten, ihm Noth und Entbehrungen leichter ge-
acht, ihm ſolch ſauberes fireside erhalten habe,
ß er nach der Tagesarbeit gern zu Hauſe geblie-
n ſei, und bei aller Noth mit Freude ſich habe
ſeinen Büchern ſetzen können. »Sie iſt auch
zt noch meines Lebens beſter Theil und ich habe
mer gedacht, daß Byrons Verſe, wie auf ſie
dichtet wären!« ſchloß er ſeine Erzählung. Ich
ollte wiſſen welche Verſe? Da recitirte er:

»Oh blest be thine unbroken light
That watched me with a seraphs eye,
And stood between me and the night
For ever shining sweetly nigh.«

nd als ich ihn dann bat, mir die Strophe zum
ndenken aufzuſchreiben, ſetzte er eigenmächtig noch
e Worte:

»Brightest in mine adversity!«

runter. — Denkt man, daß ein ehemaliger Sei-
nweber, in einem ſchlichten Cottage, dieſes Lob
ner einfachen Bäuerinn ſpendet, ſo entſteht ein
genthümliches Culturbild, das Dir ſicher den-
lben bewegenden Eindruck machen wird, als
ir.

Jetzt lebt Mr. Bamford ganz zurückgezogen.
nſpruchslos, wie er und ſeine Frau es ſind,

ſoll, wie man mir ſagte, eine kleine Rente, die ihm der Ertrag ſeiner literariſchen Arbeiten geſchaffen hat, den größten Theil ſeiner Bedürfniſſe decken, und das Fehlende von ihm durch neue Arbeit erworben werden. Ich nehme von ihm und Mr. Wright zwei mir ganz neue und unvergeßliche Anſchauungen des engliſchen Handwerkerſtandes in die Heimath zurück.

Am Abend war ich darauf in einem großen Conzerte in der Muſikhalle. Ein Theil von den Künſtlern der Londoner Oper ließ ſich hier in einzelnen Piecen hören. Vieles war vortrefflich, die Zahl der Aufführungen Legion, wie ſich das von ſelbſt verſteht. Unter Andern trat aber auch ein Mr. Vervier, ein Hornbläſer, auf, der viel bewundert wurde, der erſte Künſtler ſeines Faches ſein ſollte, und deſſen Muſik mir ſehr lächerlich vorgekommen iſt. Es war wieder einmal der Verſuch mit einem Inſtrumente zu leiſten, was es nicht leiſten kann. Wenn Jemand auf dem Horn Violine ſpielen will, und nun zuletzt ein dem Horne unnatürliches, ſentimentales Meckern darauf zu Wege bringt, ſo iſt das nicht erfreulich und ſo wenig zu loben, als wenn Jemand mit dem Fuß eine kaum leſerliche Schrift zu Stande bringt, der Hände hat, mit denen er ordentlich ſchreiben könnte. Seil-

tänzer- und Jongleurstücke sind in der Kunstausübung nicht an ihrem Platze, mögen es nun Conzerte auf der G-Saite oder Firlefanz auf dem Horne sein.

Ich hatte meine Freude in dem Conzerte daran, Mrs. Gaskell, die geistreiche Verfasserinn von Mary Barton, zu sehen. Sie ist eine schöne Frau zwischen dreißig und vierzig Jahren. Ziemlich groß, voll und kräftig, mit schwarzem Haar und einer lebensvollen, rothbraunen Hautfarbe. Man müßte sie nach der Form ihres Kopfes, dem Schnitt ihrer Züge und nach ihrem Teint, unbedenklich für eine Italienerinn halten, wozu das lebhafte, dunkle Auge das Seinige beiträgt. Es ist ein solches Gepräge der Tüchtigkeit, der Ganzheit in ihrer Erscheinung, daß man die gesunde Auffassungsgabe, die Einheit des Talentes an solcher Frau nicht auffallend findet; und ich werde es jetzt doppelt bedauern, wenn ich nicht Gelegenheit haben sollte, sie näher kennen zu lernen.

Ihr gegenüber aber saß eine jener Karikaturen, wie sie nur aus der Vermählung von Reichthum und Unbildung entstehen. Es war eine Mutter mit drei kleinen Mädchen, deren älteste höchstens neun, deren jüngstes nicht mehr als fünf Jahre alt sein mochte. Alle vier, die Mutter und die

drei Kinder hatten Kleider von schwerem Rosa-Atlas mit Schwan-Verbrämung. Die Mutter strotzte von Schmuck; sie und die Kinder waren in tausend Löckchen frisirt, und nun saßen die drei kleinen armen Geschöpfe in ihren steifen Toiletten, Eines neben dem Andern, halb schlafend bei der langwährenden Musik und im Halbschlaf, aus dem der Lärm sie immer wieder aufschreckte, mit den Köpfen nickend, wie chinesische Pagoden. Es war ein kläglicher Anblick. Denkt man dabei, daß jeder Platz in dem Conzerte eine namhafte Summe kostete, daß für die Kinder eine solche Schaustellung in dem heißen Saale, in dem sie sich nicht einmal frei bewegen konnten, eine Marter sein mußte, so kann man sich des Widerwillens gegen solche sinnlose Prunksucht nicht erwehren, die nicht einmal Mitleid mit den eigenen Kindern zu fühlen vermag. Wenn man solche Abgeschmacktheiten vor Augen hat, hören Thackerays »english snobs« auf, als Uebertreibungen, als Carrikaturen zu erscheinen, und werden zu strengen Kritiken eines unsittlichen Thuns. Denn das sinnlose Verschleudern des Geldes zur Befriedigung einer eben so sinnlosen Eitelkeit ist eine unsittliche That, der man in England freilich oft begegnet.

Den 6. September.

Einige Tage vor meiner Abreise brachte ich den Abend bei Mr. H. zu, bei dem mehrere Schriftsteller und Gelehrte versammelt waren. Einer derselben, der Redakteur des Manchester Examiner and Times, hatte in diesen Tagen in seinem Blatte einen schönen und klaren Artikel über die Erbfolge in Schleswig-Holstein und das Recht der dortigen Revolution gebracht, was um so nöthiger ist, als die Londoner Times mit fanatischem Legitimitätseifer für Dänemark kämpft. Ein anderer, jüngerer Mann, Mr. John Stores Smith, ward mir als Verfasser eines Lebens von Mirabeau und der »social Aspects« genannt. Dadurch kamen wir auf Fourier und die St. Simonisten zu sprechen, und Miß J. gab mir Abends eine Arbeit des früheren St. Simonisten Emil Bareau »les trois familles« die vortrefflich geschrieben, voll von geistreichen Gedanken, voll schlagender Sentenzen und in jedem Betrachte anziehend war. Es ist aber ein schlimmes Ding mit den St. Simonisten, wie mit allen Deisten, welche eine neue Ordnung der Gesellschaft begründen wollen. Sie kämpfen gegen eine Form der Gesellschaft, gegen einen Staatsbau, der aus dem

Deismus hervorgegangen, sein letztes, entscheidendes Gepräge von dem Christenthume, von einer positiven, geoffenbarten Religion empfangen hat. Sie wollen einen Zustand der allgemeinen menschlichen Freiheit herbeiführen und dennoch den Menschen in seinem Thun und Lassen von einer ihn beherrschenden, persönlichen Vorsehung abhängig behaupten; sie halten sich berufen Gerechtigkeit auf Erden herzustellen und nehmen doch an, daß das letzte entscheidende Gericht nicht dieser Welt angehöre, das sind unlösbare Widersprüche. Was sie erstreben, ist Befreiung von den übertragenen Lehrsätzen der vorurtheilsvollen Vergangenheit, und einen nach den Gesetzen menschlicher Gerechtigkeit neu hergestellten Staat. Wer gerecht sein will, hat es aber nur mit dem Urtheil, nicht mit dem Glauben, wer eine neue staatliche Ordnung herbeiführen will, mit der Staatsökonomie, nicht mit der Religion, mit dem Verstande, nicht mit Phantasie und Gemüth zu thun. Alle jene Stifter neuer Sekten haben sich den Boden der Wirksamkeit unter den Füßen fortgezogen, als sie aus staatsökonomischen Grundsätzen eine Religion, aus Sachen mathematischer Berechnung Glaubenslehren machen, und gegen die Folgen geoffenbarter mystischer und monarchischer Religion, wie das Christenthum,

fechten wollten, indem sie sich unter das Schirmdach einer neuen, noch viel phantastischern und mystischern Religion verschanzten. Dafür war, wie mich dünkt, keine Nothwendigkeit vorhanden, wenn auch Moses, Christus und Mahomet die staatlichen Umwälzungen durch mysteriöse Religionslehren bewirkten. Moses, Christus und Mahomet hatten auf primitive Naturen, auf Orientalen zu wirken, deren Einbildungskraft rege, denen durch eine Welt voll phantastischer Bilder am leichtesten beizukommen war, eben weil man sie zu überspannen und durch Ueberspannung hier zur Askese, dort zu einem sie selbst fortreißenden, blinden Glaubenseifer anzutreiben wünschte. In unserer Zeit, in Europa, kann man nur durch Ueberzeugung der Geister ruhig und nachhaltig zu wirken hoffen. Den Lehren des St. Simonismus und Fourierismus fehlte diese überzeugende Kraft, trotz der sinnlich poetischen Ausdrucksweise, trotz der hochfliegenden Einbildungskraft, mit denen man sie zur Religion zu erheben trachtete. Weit bedeutender als die einstige theoretische Thätigkeit der St. Simonisten ist daher auch ihre jetzige Wirksamkeit. In alle Welttheile zerstreut, in Afrika, in Asien, verbreiten sie dort die Culturerfahrungen Europa's, und bilden auf solche Weise die Völker für die

brüderliche Vereinigung vor, zu der die Menſchheit berufen iſt.

Morgen früh verlaſſe ich Mancheſter und dieſer Brief geht zu Dir. Nach meiner Ankunft in London ſchreibe ich noch einmal, um Dir den Tag meiner Abreiſe von dort zu beſtimmen. Sei alles Gute mit Dir.

Drei und dreißigste Sendung.

London, den 10. September.

Das waren ein Paar ſchöne Tage, die ich auf dem Wege von Mancheſter nach London zugebracht habe. Nach einem recht ſchweren Abſchiede von Miß J., den uns nur die Hoffnung eines Wiederſehens in Deutſchland erleichtern konnte, brachte der Dampfwagen mich noch bei ſo guter Zeit nach Coventry, daß ich Muße behielt, mir wenigſtens das Aeußere der Stadt anzuſehen. Ganz im Gegenſatze zu allen Orten, die ich bisher in England kennen gelernt, iſt Coventry eine Stadt mit krummen Straßen, mit Giebelhäuſern, Erkern, und einem faſt deutſch mittelaltrigen An-

ſtriche, dem die beiden gothiſchen Kirchen mit ihren ſtattlichen Thürmen recht eigentlich anpaſſen. Mein Handbuch berichtet, daß viele Wohnhäuſer in Coventry noch dem fünfzehnten Jahrhundert angehören, und wenn man die runden, in Blei gefaßten Scheiben mancher Fenſter, die Gallerien vor manchen Häuſern ſieht, hat man keine Mühe an das hohe Alter der Stadt zu glauben.

Als ich den ziemlich weiten Weg vom Bahnhofe nach der Stadt zurückgelegt hatte und die erſte Straße von Coventry vor mir ſah, ward ich des alterthümlichen Charakters der Stadt nicht gewahr, weil ſich hier lauter neue Häuſer und Straßen erheben, und ich hatte Luſt den Abend ruhig im Hotel zuzubringen. Indeß das Mädchen, das mein Zimmer beſorgte, fragte mich, ob ich keines Führers durch die Stadt bedürfe, und brachte mich damit zu dem Entſchluſſe, wenigſtens das Wahrzeichen Coventrys, den Peeping Tom aufzuſuchen, den mir Tenniſons Ballade »Godiva von Coventry« intereſſant gemacht hatte.

Als nämlich zu Zeiten Wilhelms des Eroberers, Coventry von den Normannen belagert und eingenommen worden war, legte der Eroberer der Stadt eine ſo ſchwere Steuer auf, daß ſie den ohnehin von einer Mißernte bedrückten Bewoh-

nern, geradezu unerschwinglich war. Vergebens stellten sie ihm ihr Elend vor, der Sieger bestand auf seiner Forderung. Endlich entschloß sich Godiva, die Gemahlinn des besiegten angelsächsischen Grafen Leofrik, selbst in das Lager des Feindes zu gehen und Gnade für die Stadt zu erbitten; aber auch ihre Vorstellungen scheiterten an der Hartherzigkeit des Normannen, der ihr, als sie sich trauernd entfernte, mit frechem Spotte die Worte nachrief: »Willst Du morgen am hellen Mittag nackt durch die Straßen Coventrys reiten, so will ich der Stadt die Steuer ganz erlassen!« Godiva fuhr empor. Wie ein Blitz zuckte ein erleuchtender Gedanke durch ihre Seele. »Ich halte Dich beim Worte!« rief sie aus, und verließ das Lager. — Nach Coventry zurückgekehrt verkündete ihr Herold den Bürgern die Unterredung der Gräfinn mit dem englischen Feldherrn, und ihren Entschluß, die von ihm gestellte Bedingung zu erfüllen, wobei sie die Bürger bitten ließ, zur Zeit ihres Umrittes Thüren und Läden der Häuser zu schließen, und sich den Fenstern nicht zu nahen. Gerührt von dem Edelmuthe Godiva's gehorchte man ihr pünktlich. Am hellen Mittag ritt sie unbekleidet durch die menschenleeren, schweigenden Straßen der Stadt, und kein Auge erblickte sie.

Der einzige Mensch, der es wagte, durch eine Ladenspalte nach ihr auszusehen, ein kleiner, bucliger Schneider, Thomas mit Namen, erblindete auf der Stelle. Sein Bild ward an dem Fenster angebracht, an dem er seine Missethat begangen, und noch in unsrer Zeit soll ein Volksfest gefeiert werden, bei dem, von dem Maire und den Aldermännern begleitet, alljährig ein junges, in Trikot gekleidetes Mädchen zu Godiva's Andenken einen Umritt hält durch alle Straßen Coventry's.

Alfred Tennison erzählt den Vorgang insofern anders, als er von Godiva's strengem habsüchtigem Gatten den Bewohnern die Taxe auferlegen läßt, deren Erlassung sie erfleht; und ihr Gatte ist es, der in der Ballade ihr spottend zuruft: »Ride you naked thro' the town, and I repeal it.« *) Das ist unnatürlich und sollte im Gedichte nicht benutzt worden sein, auch wenn es die historische Wahrheit für sich hat. Aber die Schilderung Godiva's und ihres Seelenkampfes ist in der Ballade so schön dargestellt, daß ich es Dir hieher setzen will:

---

*) Reite nackt durch die Stadt und ich widerrufe den Befehl.

So left alone, the passions of her mind,
As winds from all the compass shift and blow,
Made war upon each other for an hour,
Till pity won. She sent a herald forth,
And bad him cry, with sound of trumpet, all
The hard condition; but that she would loose
The people: therefore, as they loved her well,
From then till noon no foot should pace the street,
No eye look down, she passing; but that all
Should keep within, door shut, and window barr'd.
Then fled she to her inmost bower, and there
Unclasp'd the wedded eagles of her belt,
The grim Earl's gift; but ever at a breath
She linger'd, looking like a summer moon
Half-dipt in cloud: anon she shook her head,
And shower'd the rippled ringlets to her knee;
Unclad herself in haste; adown the stair
Stole on; and, like a creeping sunbeam, slid
From pillar unto pillar, until she reach'd
The gate way; there she found her palfrey trapt
In purple blazon'd with armorial gold.
Then she rode forth, clothed on with chastity:
The deep air listen'd round her as she rode,
And all the low wind hardly breathed for fear.
The little wide-mouth'd heads upon the spout
Had cunning eyes to see: the barking cur
Made her cheek flame: her palfrey's footfall shot
Light horrors thro' her pulses: the blind walls
Were full of chinks and holes; and overhead
Fantastic gables, crowding, stared: but she
Not less thro' all bore up, till, last, she saw
The white-flower'd elder thicket from the field
Gleam thro' the Gothic archways in the wall.

Then she rode back, clothed on with chastity:
And one low churl, compact of thankless earth,
The fatal byword of all years to come,
Boring a little auger-hole in fear,
Peep'd-but his eyes, before they had their will,
Were shrivell'd into darkness in his head,
And dropt before him. So the Powers, who wait
On noble deeds, cancell'd a sense mis used;
And she, that knew not, pass'd: and all at once,
With twelve great shocks of sound, the shameless noon
Was clash'd and hammer'd from a hundred towers,
One after one: but even then she gain'd
Her bower; whence reissuing, robed and crown'd
To meet her lord, she took the tax away,
And built herself an everlasting name.

Ich bin dann an dem Abende noch lange in Coventry umhergewandert, habe in einer Papier- und Buchhandlung ein Paar Kupferstiche nach Shakespeares Büste in der Kirche von Stratford gekauft und zeitig Nacht gemacht, weil ich mich doch noch nach des Arztes Urtheil schonen muß, um nicht einen Rückfall zu erleiden.

Als ich von diesem braven und sehr gescheuten Manne in Manchester Abschied nahm, mußte ich ihn bitten, mir seine Rechnung zu schicken, was mir schwer fiel, da wir in Norddeutschland gewohnt sind, den Arzt nach unserm Ermessen und nach unsern Mitteln zu bezahlen. Es ist diese deutsche Sitte im Grunde eine Verkehrtheit.

Es war mir fremd und doch fand ich es vernünftig, als ich eine Rechnung erhielt, für:

Aerztlichen Beiſtand und Medizin während der Zeit vom 19. Auguſt bis 1. September.

Denn der engliſche Arzt liefert meiſt auch die Medizin. Wie es aber mit den engliſchen Aerzten überhaupt beſtellt iſt, worin der Unterſchied in der Art der Studien und der Berechtigung zur Praxis beſteht, die der physician, der surgeon und der eigentliche Mediziner haben, das iſt mir trotz aller Erklärungen nie recht deutlich geworden. So bin ich denn mit der Erfahrung zufrieden geweſen, daß Dr. Moller in Mancheſter ein geſcheuter und vorſorglicher Arzt geweſen iſt, und habe, ſeiner Verordnung zu genügen, mich erſt gegen zehn Uhr Morgens von Coventry nach Leamington auf den Weg gemacht, was ohnehin nur eine kleine Strecke iſt.

Der Dampfzug, mit dem ich ging, war groß, denn es war ein Pferderennen in Warwick; und in Leamington, wo ich eine Stunde verweilen wollte, um mir den Badeort anzuſehen, war es einſam und ſtill in den ſchönen und breiten Straßen, weil alle Welt zum Rennen gefahren. Leamington iſt ganz im Geſchmacke des Weſtends von London gebaut, der Kurſaal, die Einrichtung der Bäder

praktisch, und mit englischem Comfort ausgestattet, die Parkanlage der Priory-Gardens sehr hübsch, und da die Gegend lieblich ist, muß ein Aufenthalt in Leamington gar anmuthig sein können.

Da bei Leamington die Eisenbahn aufhört, mußte die weitere Fahrt über Warwick nach Stratford mit der Stage-Coach gemacht werden. Ein junger Geistlicher, eine alte Frau und ich saßen im Wagen, die outside war überladen, und die Unterhaltung von da oben herab mit den Passagieren der zahlreich vorübereilenden Kutschen sehr lebhaft. An solchen Tagen ist es, als ob alle Menschen in England sich kennten, und wirklich muß der Verkehr und die daraus entstehende Bekanntschaft der Leute untereinander ungemein groß sein. Ununterbrochen hörten wir »good day Sir!« »how are You my boy!« »hope to meet you on the turf!« »Do! wait for me! if you please!« *) erschallen, und immer lustiger wurde das Treiben auf der Straße. Kurz vor Warwick stieg ein schön geputztes Mädchen in den Wagen. Sie erzählte der Alten neben mir, daß sie Kammerjungfer bei

*) Guten Tag Sir! — Wie gehts mein Junge! — Ich hoffe Sie auf der Rennbahn zu finden! — Warten Sie gefälligst auf mich!

Lady N. ſei, und ein Diener reichte ihr einen Kober voll Lebensmittel und Wein in die Kutſche, damit ſie und ein anderer Diener, der zu Fuß ſich nach Warwick begeben hatte, dort nicht an guter Beköſtigung Mangel zu leiden brauchten.

Obſchon der Geiſtliche darüber ſchmälte und den Kondukteur antrieb, kamen wir ſehr langſam vorwärts, während alle andern Fuhrwerke an uns vorüberflogen. Unſer Kondukteur, ein dicker Mann, deſſen Geſicht dunkel braunroth ausſah, wie der Porter, mit dem er dieſe Schminke erreicht, war ſtocktaub, und antwortete auf alles, was man ihn fragte, gleichviel ob Mann oder Weib ihn anredete, ein heiteres »yes Sir! yes!« wobei er den Hut lüftete und fortging, ohne ſich weiter um den Frager zu bekümmern. Vor jeder Gartenthüre der Landhäuſer fand er Bekannte, vor jedem Gaſthofe machte er Halt. Gelegentlich ſtieg auch der Kutſcher herab, der ein vollkommener Gentleman war, im feinen Frack und Hut, und der ſeine Zügel mit der Vornehmheit eines Dandys dem Wirthe oder dem Stallknechte überließ, bis er auf ſeinen Poſten zurückkehrte. Wir und unſer Fortkommen waren bei dieſer Fahrt offenbar die Nebenſache, und wir gelangten denn auch viel ſpäter, als nöthig, nach Warwick, deſſen prächtige Kirche und

Schloß wir schon von weitem aus den Bäumen hervorragen gesehen hatten.

Hätte ich gewußt, wie viel gute Freunde der Kondukteur und der Coachman vor dem Gasthause finden würden, vor dem wir in Warwick ganz in der Nähe der Rennbahn hielten, so hätte ich, meiner Neigung folgend, sowohl das Schloß als die Cathedrale von Warwick ruhig besehen können, in der Robert Dudley, Graf von Leicester, begraben ist, und in der das Denkmal eines Grafen von Warwick zu den schönsten Skulpturwerken des Mittelalters gerechnet wird. Noch mehr aber hatte es mich in Leamington gelockt, nach Kennilworth zu fahren, dessen noch in den Ruinen großartige Thürme wir fast auf dem ganzen Wege zur Rechten behielten. Indeß in England ist so viel des Sehenswürdigen aus der Gegenwart, so viel romantische Erinnerung aus der Vergangenheit vorhanden, daß man sich wirklich an seine vorgesteckte Reiseroute halten und nicht zur Rechten oder Linken abweichen darf, will man überhaupt sein Ziel erreichen.

So saß ich denn geduldig in der Stagecoach und sah alle die Gentlemen zu Pferde nach dem Rennen eilen, die eleganten Equipagen mit betreßten Dienern, die hübschen jungen Mädchen mit ihren

blauen flatternden Schleiern, in ihren Ponykabriolets an mir vorüberziehen, die Wagen der Pächter ausspannen vor dem Gasthaus, die Kammerjungfer mit ihrem sie erwartenden Kollegen davon gehen, sah kaum dreihundert Schritte von mir das Wogen und Treiben des Rennplatzes — bis ich endlich bemerkte, daß Condukteur und Coachman auch dorthin gegangen, der junge Geistliche ausgestiegen war, und nur die alte Frau und ich in der abgespannten Kutsche saßen. Da verließ ich denn auch den Wagen und ging den Andern nach.

War das ein lustiges Wesen! diese Massen lebhaft angeregter Menschen, die meisten im Sonntagsputze, Alle beseelt von dem einen Gedanken, wann geht das Rennen an? Nie habe ich englische Physiognomieen so beweglich gesehen. Ich kannte das Volk nicht wieder. Sie sprachen so schnell, gestikulirten und behabten sich so lebhaft, als ob sie nicht Engländer, sondern Italiener wären. Dazu Musik und Lachen an allen Ecken. Drehorgeln, Bänkelsänger, Wurstverkäufer, Würfelbuden, schwarzbraune Leute, sicherlich Zigeuner, mit allerlei Tand allerlei Kunststücke ausführend — Zeitungsverkäufer, Wettbuden, Annoncenträger, Bärenführer, Dudelsackspieler — und über das Alles eine Fülle der Vergnüglichkeit, der Lebenslust aus-

gebreitet, die gradezu hinreißend waren. Man mußte mit den Menschen heiter werden.

Indeß mochte ich mich nicht weit in das Gewühl hineinwagen und konnte nur vorsichtig mich am Rande halten, weil ich allein war und die Stagecoach nicht aus den Augen verlieren durfte, obschon bei der Gemüthlichkeit unseres Condukteurs darauf zu rechnen war, daß er wegen einer Viertelstunde mehr oder weniger, keinen seiner Passagiere in seiner Schauluſt stören würde.

Ich war denn auch wirklich noch vor ihm auf dem Platze zurück, und endlich machten wir uns auf den Weg nach Stratford. Aber an solchem Renntage, bei solch schönem Wetter in dieser lieblichsten Gegend muß man England gesehen haben, um es für immer das heitere England zu nennen, in dem die Menschen und ihre Physiognomieen eben so lachend sind, als die Natur.

Was man uns Schönes, Patriarchalisches und Auffälliges von dem englischen Landleben beschrieben, ich glaube jetzt Alles; denn die äußeren Züge, die ich zu beobachten Gelegenheit gehabt, treffen bis in die kleinsten Einzelheiten zu, und ich wüßte mich kaum eines friedlicheren Eindruckes zu erinnern, als dessen, den die Fahrt von Warwick nach Stratford am Avon mir geboten hat.

Dieſe Landſitze, die in großen Parks gelegen, aus den langen Baumalleen hervorſahen, die ſauber gekleideten Arbeiter in Garten und Feld; die ſtattlichen Kirchen und Pfarrhäuſer, die reinlichen Cottages mit ihren von Schlehdorn eingehegten Feldern, die Gaſthäuſer unter den großen Lindenbäumen, die ſchönen Rindvieh- und Schaafheerden, die edelgeſtalteten Pferde — dies durchgehende Gedeihen und Genügen von Pflanzen, Thieren und Menſchen, dieſe Pflege und Fruchtbarkeit des Bodens, ja ſelbſt die großen, in Form von Häuſern zuſammengepackten Vorräthe von ungedroſchenem Getreide, werden mir unvergeßlich bleiben. Die ſchönſten Theile Toskana's, die campagna felice von Neapel, zeigen nur ein anderes Klima, eine andere Vegetation, aber keine größere Fruchtbarkeit, kein lachenderes Anſehen, als dieſer Theil von England. Alles, was man ſah, verrieth Kultur und Wohlſtand, von der Equipage des Edelmannes bis hinab zu dem Wagen, auf dem man Lebensmittel zur Stadt fuhr, und zur Karre, die das geſichelte Gras in die Hütte brachte.

Immerfort mußte ich dies England mit jenem England des 17ten Jahrhunderts vergleichen, deſſen meiſterhafte Schilderung ſich in Macaulay's Geſchichte Jakobs des Erſten findet. Die Sümpfe,

welche damals das Land durchschnitten, sind getrocknet; wo in unsicheren Wüsteneien eine geringe Anzahl von Bewohnern in Unwissenheit ihr kümmerliches Leben fristete, findet eine dreifach größere Anzahl von Menschen ein genügendes, fröhliches Auskommen; wo von Zeit zu Zeit eine Reisegelegenheit auf unwegsamen Bahnen das Land durchzog, wo man von vierzehn zu vierzehn Tagen theuer bezahlte schriftliche Nachrichten aus London, von einem Edelhofe zu dem andern sendete, rollen die Stagecoaches mehrmals am Tage auf den prächtigen Chausseen durch das Land, verkünden die Zeitungen alltäglich die Vorgänge aus den entferntesten Weltgegenden in dem bescheidenen Hause des geringsten Pächters. Wo Kämpfe wütheten, waltet tiefer Friede; wo Parteizwist und Religionshaß den Nachbar vom Nachbar trennten, wo Revolutionen tobten, herrscht Eintracht, Duldsamkeit und Ruhe. Das sind die Segnungen der Freiheit, der Selbstregierung. Ich zweifle, daß irgend ein Bürger Englands die Tage des Mittelalters als die goldene Zeit zurücksehnt, daß ein Engländer Glück und Heil des Volkes von der Erneuerung mittelalterlicher Institutionen erwartet — wie noch so Viele in Deutschland es thun.

Es war gegen sieben Uhr Abends, als wir

uns Stratford näherten. Ein abendlicher Schein lag über der Gegend, der Thau begann leiſe, leiſe zu ſteigen, es war ſtill und rührend einſam. Hie und da kam ein Mädchen mit blanken Milchbehältern aus den eingehegten Wieſen zurück, fuhr ein Mann das friſche Heu nach Hauſe. Der Geruch einer kräftigen Vegetation erfüllte die Luft. So fuhren wir in Stratford ein und hielten vor dem reinlichen Gaſthofe. Ein artiges Zimmer war ſchnell hergerichtet, und bei einbrechender Dunkelheit machte ich noch allein einen Weg durch die hellerleuchteten Straßen des Städtchens. Wo Shakespeare's Haus läge, wußte ich nicht, und wollte es auch gar nicht wiſſen. Ich hatte ein Genüge daran, umherzuwandern und in die Vergangenheit zurück zu denken, in der er gelebt. So kam ich zu einer alten Brücke, die über den Avon geſpannt, nach beiden Seiten einen weiten Blick gewährt, über die buſchigen Wieſenufer, durch die der ſanfte Strom ſich leiſe fluthend hinzieht. Silberweiße Nebel zitterten über dem Grün, leichtes Gewölk ſchwebte am Himmel und verhüllte die auftauchenden Sterne, die dann um ſo heller leuchteten, wenn die Wolke vorübergezogen war. Das Schwirren der Grillen, der ſchnarrende Ruf der Droſſel, das flüſternde Rauſchen der Bäume wa-

ren die einzigen Laute, die das Ohr vernahm. Ich stand lange still, auf die Brückenmauer gelehnt. Es war ein Moment der Einkehr in das eigene Wesen, und wie das bloße Auge aus der Dunkelheit einer Tiefe das Tagesgestirn am sichersten betrachtet, so hob mein innerer Blick sich aus der Beschränkung meines Seins um so sicherer und fester zu dem Gedanken an das Gestirn empor, das von Stratford aus durch die Welt und die Jahrhunderte geleuchtet. Als ich mich endlich von dem Platze losriß und den Rückweg antrat, war mir zu Muthe, wie an dem Tage meiner Jugend, da ich, noch erfüllt von dem Glauben an Gott und Christus, nach dem Genusse des ersten Abendmahles, erhoben und friedensvoll den Altar verließ.

Am Morgen, der hell und frisch über der Erde aufgegangen war, galt mein erster Weg dem Geburtshause Shakespeare's, das unweit vom Gasthofe, in einer der Hauptstraßen gelegen, eben erst geöffnet wurde. Es ist ein kleines, zweistöckiges Haus, mit uralten kleinen Fensterchen im obern Stock, das sich in Nichts von der Bauart jedes Cottages unterscheidet. Der Flur oder das Gemach der untern Etage hat kein Fenster und empfängt das Licht durch den Schalter, der sich über einem Verkaufstische erhebt. Man sieht, der Raum

iſt als Laden benutzt worden. Er iſt ganz leer, die Steinpflaſterung des Fußbodens tief ausgetreten. Die Kammer hinter dieſer Flur geht auf ein enges, kleines und dunkeles Gehöft. Eine elende Treppe, ſchmal und ſteil, führt zu den oberen Zimmern, einer größern aber ſehr niedrigen Stube und einer kleinen Kammer, welche letztere als der Ort genannt wird, in dem Shakespeare das Licht der Welt erblickte. An ſolchen Plätzen hat man das wunderbare Gefühl, unwillkürlich nach einem ſichtbaren Zeichen des Ereigniſſes zu ſpähen, das uns den Ort zum Heiligthume macht. Man ſchaut prüfend umher, ohne zu wiſſen, was man zu finden hofft, ja was man ſucht. Wie in der Dunkelheit das taſtende Auge unwillkürlich nach einem Strahl des Lichtes ſtrebt, ſo ſtrebt der Menſch, ein Zeichen ihrer körperlichen Fortdauer an den Stellen zu finden, an denen das Leben und Vergehen der größten Menſchen ihm die Vergänglichkeit der Erdgeborenen in ihrer ganzen Unerbittlichkeit vor's Auge hält.

Neben den mancherlei Inſchriften von berühmten und unbekannten Menſchen, die das Fremdenbuch enthält, zeigte man mir eine andere, die man von der Wand kopirt und aufbewahrt hatte. Sie rührt von Luzian Bonaparte her und lautet:

The Eye of Genius glistens to admire
How memory hails the sound of Shakespears lyre
One tear J'll shed to form a crystal shrine
For all that's grand, immortal and divine.

Das Haus ist von einer Association angekauft worden, als — so erzählt man — ein Amerikaner es abbrechen und nach Amerika versetzen wollte. Es ist unbewohnt. Eine Aufseherinn zeigt es von Morgens bis Abends gegen eine Vergütigung für ihre Mühe, und ich wünschte, daß einmal ein ähnlicher Amerikaner ähnliche Pläne auf Göthe's Haus in Weimar richten möchte. Vielleicht wäre das der Weg, auch dies Heiligthum endlich der profanen Benutzung des ersten besten Miethers zu entziehen, und es dem Publikum zur freien Verehrung zu übergeben, dem es durch peinliche Beschränkungen jetzt fast ganz entzogen ist.

Von Shakespeare's Geburtshaus wendete ich mich nach der Straße, in welcher einst sein Wohnhaus gestanden, als er nach vieljähriger Abwesenheit im Jahre 1613 oder 1614 in die Vaterstadt und zu seiner, in früher Jugend von ihm verlassenen, Gattinn zurückkehrte. Die Besitzung war unter dem Namen new place bekannt und soll ein, für die damaligen Zeitverhältnisse recht ansehnliches Gebäude gewesen sein, das erst im Jahre 1759

durch die eigenſinnige Selbſtſucht des Beſitzers niedergeriſſen wurde. Dieſer Beſitzer war ein Geiſtlicher, Francis Gaſtrill mit Namen. Schon mehrere Jahre vorher hatte er einen großen Maulbeerbaum, den Shakespeare ſelbſt gepflanzt, umhauen laſſen, da er es müde war, den Bewunderern Shakespeare's den Zutritt zu ſeinem Garten zu geſtatten; und endlich erbitterte ein Streit wegen einer Steuerabgabe Mr. Gaſtrill ſo ſehr gegen ſeinen Beſitz, deſſen Berühmtheit ihn ohnehin beläſtigte, daß er New Place abbrechen ließ. Der Raum, den das Gebäude und der Garten eingenommen haben, iſt beträchtlich; die Lage in der Hauptſtraße der Stadt, deren Gärten ſich hinter den Häuſern nach den Wieſengründen des Avon hinabſenken, ſehr anmuthig; wie denn überhaupt Shakespeare's Verhältniſſe faſt glänzend geweſen ſein müſſen, da er ſeiner Lieblingstochter Suſanna in ſeinem Teſtamente ſeinen »Hauptbeſitz in Stratford, New Place genannt, zwei Häuſer in Henley Street, verſchiedene Ländereien in und bei Stratford und ſein Haus in Blackfriars in London« vermachen konnte. Seine zweite Tochter Judith hingegen erhielt nur etwa dreihundert Pfund und einen »großen vergoldeten Napf von Silber«. — Seiner Frau endlich erwähnt er im Teſtamente

einzig, um ihr »sein zweit bestes Bett« zuzutheilen. So berichtet eine Biographie Shakespeare's von Skottowe, die ich in Händen gehabt habe.

Ganz nahe dem Hause beginnt der schöne Kirchhof der Kathedrale, in der Shakespeare's sterbliche Reste ruhen. Abends hatte der erhellte Zeiger der Thurmuhr mir durch die Nacht entgegen geleuchtet. Eine Allee von mächtigen alten Bäumen führt von der Kirchhofspforte auf saubern Steinplatten zum Portal der Kirche. Rechts und links ziehen sich Wege zwischen den zahlreichen, meist gut gehaltenen Gräbern hin.

Die Kathedrale ist groß, licht und schmuckreich, wie die meisten anglikanischen Kirchen. Vor der Erhöhung, auf der sich am obern Ende des Schiffes der Altar erhebt, deckt eine mit Matten belegte Holzplatte den Boden. Und hier zur linken Seite des Altares befindet sich an der Wand die Büste Shakespeare's, die ihm einige Jahre nach seinem Tode sein Schwiegersohn Hall errichten lassen. Shakespeare sitzt unter einer bogenförmigen Nische, die Arme auf ein Polster gelehnt, auf dem die linke Hand ruht, während die rechte eine Feder hält. Die Büste ist gut gearbeitet und charakteristischer als alle Gemälde von ihm. Unter derselben steht die schöne Inschrift:

Judicio Pylium, genio Socratem, arte Maronem
Terra tegit, populus moeret, Olympus habet.

zu deutſch:

Weiſe wie Neſtor, an Geiſt ein Sokrates, Künſtler wie Maro,
Deckt ihn die Erde, das Volk weint zum Olympus ihm nach.

Darunter ebenfalls von einem ſeiner Zeitgenoſſen in veralteter engliſcher Orthographie die Verſe:

Stay Passenger, why gost thou by so fast
Read, if thòn canst, whom envious death hath plac'd
Within this monument. Shakespeare, with whom
Qnick nature dy'd whose name doth deck the tomb
Far more than cost, since all that he hath wit
Leaves living art, but page to serve his witt.
He died 1616 — in the age of 53 years the 23. April.

(Steh Wanderer, was gehſt Du ſo voll Eil,
Lies, wenn Du kannſt, wen neid'ſcher Tod zur Weil'
Gebracht in dieſem Grab: Shakspeare! Natur,
Die lebensvolle, ſtarb mit ihm. Die Spur
Des Namens ſchmückt ſein Grab weit mehr als Glanz und Pracht,
Weil ſelbſt die höchſte Kunſt nur Dien'rinn ſeiner Macht.
Er ſtarb 1616 — im Alter von 53 Jahren den 23. April.)

Aber Shakespeare's Aſche ruht nicht an der Stelle, an der ſich dies Monument befindet, ſondern Etwas weiter gegen die Mitte der Kirche hin. Der Küſter deckte die Matte auf, hob eine Holzplatte aus einer Vertiefung des Bodens her-

aus, und eine mäßig große wohlerhaltene Steintafel lag vor unſern Augen. Unter ihr ſind Shakespeare's Überreſte eingeſenkt. Er ſelbſt hat nach der Tradition die Grabſchrift für dieſen Stein verfaßt, die auf viele Grabſteine jener Zeit übergegangen ſein ſoll. Sie lautet:

Good frend for Jesus sake forbeare
To digg the dust encloased heare,
e t
Blest be y man y spars these stones
And cursed be he that moves my bones.

(Laß Freund, um Jeſu willen, Du
Den hier verſchloſſ'nen Staub in Ruh!
Geſegnet, wer verſchont den Stein,
Verflucht, wer rührt' an mein Gebein.)

Shakespeare's Familie erloſch früh. Seine Frau überlebte ihn ſieben Jahre. Er hatte drei Kinder von ihr gehabt. Suſanna, im Jahre 1607 einem Dr. John Hall verehlicht, hinterließ eine einzige Tochter, die 1670 kinderlos ſtarb; Judith, Shakespeare's zweite Tochter, heirathete wenige Monate vor ſeinem Tode einen Kaufmann Quiney zu Stratford, hatte mehrere Kinder, aber ſie ſtarben in der Jugend, — und Hanmet, Shakespeare's Sohn, war auch als Kind geſtorben, ſo daß mit Suſanna's Tochter die Familie unterging. Das Grab von Suſanna iſt in der Kathedrale dicht

neben dem ihres Vaters, und ich habe mir die Inſchrift deſſelben kopirt. Sie heißt:

Here lyes the body of Susanna, wife of John Hall Gentleman — the daughter of William Shakespeare Gentleman. She deceased the 11 of July anno domini 1649 aged 66 years.

Witty above her sex, but that is not all,
Wise to salvation was good Mistress Hall.
Somthing of Shakespeare was in that, but this
Wholly of him, with whom she is now in blisse.
Then Passenger hast ne'er a tear
To weep with her, that wept with all?
That wept, yet set herself to chere
Them up with comforts cordial
Her love shall live, her mercy spread
When thou hast ne'er a tear to shede.

(Hier liegen die Gebeine von Suſanna, Weib des John Hall Gentleman, Tochter von William Shakespeare, Gentleman. Sie verſtarb den 11. Juli im Jahre des Herrn 1649, 66 Jahre alt.

Witzig vor allen Frau'n, doch das iſt's längſt nicht all':
Weiſe in Chriſto war die gute Miſtriß Hall.
Etwas von Shakespeare war in ihr, doch ganz
War dies von ihm, mit dem ſie theilt jetzt ew'gen Glanz.
Drum Wandrer! haſt Du keine Thräne,
Für ſie, die einſt ſo gern mit Weinenden geklagt,
Doch lieber ſich zur Freude ſelbſt verklärte,
Herzſtärkung ſpendend, wo ein Herz verzagt?
Ihr Lieben wird noch leben, ihr Andenken noch blühn,
Wenn längſt Dich ſelber deckt des Raſens Grün.

Die Sonne ſpielte hell auf den beiden grauen Steinplatten, die Lettern ſtanden klar und leuch-

tend da — von dem Leben und dem Tode zweier Menschen sprechend — dort eine letzte Bitte, hier einen Nachruf des Dankes fortzutragen aus der Vergangenheit in die Zukunft. Wie gewöhnlich ist das! und wie wunderbar bewegend tritt es uns an solcher Grabesstatt entgegen.

Kein Mensch war auf dem weiten Kirchhofe zu sehen, als ich das Heiligthum verließ, kein Laut zu hören, außer dem sanften Säuseln der prächtigen Bäume und den weithin hallenden Glockenschlägen der Thurmuhr, welche die Mittagsstunde verkündete. Ich machte noch einen Gang durch die Stadt, die an gartenhafter Zierlichkeit die Landstädte, die ich bisher gesehen hatte, bei weitem übertraf. Es ist unmöglich, ein Bild von diesen Städtchen zu geben, eben so unmöglich, nicht immer aufs Neue von ihrer Anmuth überrascht zu sein. Die Häuser mit den Spiegelfenstern, die geschlossenen Hausthüren, die umrankten Wände, die reinlichen Freitreppen, der leuchtend blanke Klopfer an der Thüre der Privatwohnungen, die Zierlichkeit der Schaufenster an den Magazinen — mich dünkt als ob man es in dieser Weise nirgend als in England fände.

Die Kathedrale und das Rathhaus sind schöne Gebäude. Man sagte mir, daß in dem letztern

ſich Erinnerungen an Shakespeare und an Garrik aufbewahrt fänden. Ich habe ſie nicht geſehen. Es ſchien mir unweſentlich in der Stimmung, in der ich mich befand.

Ich brachte den Reſt des Tages in hindämmernden Spaziergängen zu und malte mir ein Bild des Stratfords und der Gegend aus, wie Shakespeare ſie bewohnt; ein Bild des Daſeins, das er nach ſeinem glänzenden Leben im Kreiſe von Eliſabeths prachtliebenden Hofleuten, hier in dieſer ländlichen Stille geführt haben muß. Für einen Dichter hiſtoriſcher Romane wachſen die Stoffe in England ſo reich empor, wie der Epheu an den Mauern. Jeder Schritt enthüllt neue, poetiſche Motive in dem Lande. Wer ſie nur zu nutzen, zu geſtalten vermöchte!

Am folgenden Tage fuhr ich gegen Mittag von Stratford ab und erreichte London bei guter Zeit, das im Weſtende jetzt ganz todt und vereinſamt erſcheint, da die Saiſon vorüber iſt. Rund um meine Wohnung her ſind alle Laden und Vorhänge der Fenſter geſchloſſen; keine Reiterinnen, keine Equipagen eilen zum Park, deſſen Raſen dürr und braun, von der Sonne verbrannt, einen traurigen Anblick gewährt. Faſt alle meine Bekannten haben die Stadt verlaſſen, und London

machte mir nach dem grünen, freundlichen Warwickshire einen traurigen Eindruck, bis ich, ein paar Geschäfte abzuthun, mich nach der City fahren ließ. Da pulsirte und hastete sich das gewohnte Leben, da drängten sich Wagen und Menschen, wie immer, da lag der Hafen voll Schiffe, da flaggte das stolze Banner des meerbeherrschenden Englands.

Einzelne Merkwürdigkeiten der Stadt, die kennen zu lernen ich auf diese Rückkehr nach London verschoben, werde ich nicht mehr sehen. Ich mag mir den Eindruck nicht abstumpfen, den das grüne Warwickshire, das geheiligte, stille Stratford am Avon, mir in der Seele zurückgelassen haben. Die Erinnerung an Shakespeare, an diesen größten Repräsentanten des englischen Geistes und Wesens, soll die Letzte sein, die ich in die Heimath hinüber nehme.

Und jetzt, während ich Dir diese letzten Blätter aus England sende, ist es mir fast, als habe ich von einem alten, werthen Freunde zu scheiden, denn mir ist bange in dem Gedanken: »werde ich England wiedersehen?«

Noch ein paar Stunden und ich verlasse die Insel. Dann werde ich noch einmal hinabfahren nach der lichterhellten City; die ganze feenhafte

Vielſeitigkeit Londons, das wunderbare Weſen der Weltſtadt wird ſich noch einmal, raſch wie im Traume, vor meinem Auge entfalten, ich werde noch einmal von Londonbridge hinabſehen auf den prächtig fluthenden Strom, und dann wird der brauſende Dampfzug mich zum Meere geleiten, und Englands Ufer werden ſchnell in Nacht vor mir verſinken.

Aber unvergeßlich hell wird mir die Beſtätigung meiner Überzeugung bleiben, die ich hier gewonnen, daß die Freiheit den Menſchen veredelt, und daß im Selfgovernment das Heil der Zukunft, die moraliſche Kraft ruht, »den Staat der Noth in den Staat der Freiheit zu verwandeln.«

Stanford University Libraries
3 6105 012 349 069

DA
625
.L4
1864
v.2

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
CECIL H. GREEN LIBRARY
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004
(650) (415) 723-1493

All books may be recalled after 7 days

DATE DUE

MAY 0 8 1996
MAY 0 8 1996
JUN 2 9 2003
JUL 0 9 2003